Klopp, Onno,

Der König Friedrich II. von Preussen und die deutsche Nation

Schaffhausen 1860

Der König Friedrich II.

von Preussen

und die deutsche Nation.

Der

König Friedrich II.

von Preussen

und

die deutsche Nation.

Von

Onno Klopp.

Schaffhausen.
Verlag der Friedr. Hurter'schen Buchhandlung.
1860.

Vorwort.

Seit den Ereignissen von 1813 ist in einem Theile der deutschen Nation und der Stimmführer derselben eine Neigung bemerkbar die Gedanken, welche aus jener Zeit der Begeisterung der Deutschen entsprossen, zurück zu tragen in die Vergangenheit, namentlich den König Friedrich II. von Preußen als den Träger derselben Ansichten zu betrachten, welche im Jahre 1813 in so nachdrücklicher und erhebender Weise sich kund geben. Es ist das Bestreben des Verfassers gegenüber dieser Anschauung die geschichtliche Wahrheit hervorzuheben, den König Friedrich II. von Preußen zu zeichnen im Lichte seiner Zeit, ihn darzustellen, wie er sein Verhältnis zur deutschen Nation und zum deutschen Reiche erfaßte, und wie die Deutschen von damals, wie namentlich seine Unterthanen sein Walten und Thun ansahen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für eine solche Betrachtung nur unmittelbare Kundgebungen Werth haben, nur diejenigen Zeugnisse, welche entweder des Königs eigene in so reicher Fülle uns erhaltene Aeußerungen uns darbieten, oder diejenigen, welche ungefärbt durch eine traditionelle, glättende und rundende Behandlung der späteren Zeit von unmittel=

baren Zeugen über ihn ausgesprochen wurden. In diesem Sinne hat der Verfasser gearbeitet. Er hat sich bemüht, den König zu zeigen, wie er dastand in seiner Umgebung, wie er sich verhielt zu seinen Vorgängern, wie er sich lossagte von der betretenen Bahn derselben, um eine völlig neue einzuschlagen, wie er dabei auf die Zustimmung seiner Zeitgenossen und der Betheiligten Rücksicht nahm oder nicht. Indem der Verfasser die Art von Berechtigung, welche der Erfolg verleiht, nicht verkennt, möchte er seinerseits es hervorgehoben haben, daß dieses Recht des Erfolges nicht vermag eine rückwirkende Kraft zu üben auf die Beweggründe des Thuns, namentlich nicht vermag auch moralisch das Recht in Unrecht, das Unrecht in Recht zu verwandeln. Man hat oft gesagt, daß der Maßstab der Moral nicht anwendbar sei für das große Völkerleben, für die Geschichte der Staaten. Ohne über diese dornige Materie streiten zu wollen, glaubt der Verfasser, eingedenk des alten Spruches: Volenti non fit injuria, diesen Maßstab nicht weiter angewendet zu haben, als wie Friedrich II. selbst für sich den Maßstab mit ausdrücklichen Worten in Anspruch nimmt. Der Verfasser hat die Nation im Auge gehabt, welcher er angehört, nicht einen Theil derselben, noch gar eine andere, und in diesem Sinne hofft er sein Buch beurtheilt zu sehen.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die große kirchliche Spaltung des sechszehnten Jahrhunderts begründete in Deutschland einen kirchlichen Dualismus, nicht einen politischen. Immerhin ward die Territorialhoheit der deutschen Fürsten mächtig gefördert. Der Religionsfriede von Augsburg sprach ihnen den Besitz der Kirchengüter, die sie bis zum Passauer Vertrage an sich gebracht, als rechtmäßig zu. Er gewährte ihnen die ungeheuere Befugnis des sogenannten Reformationsrechtes, das Recht, wenn man so es nennen darf, des cujus regio ejus religio. Er machte diese Quelle des unendlichen Jammers zu einem Gesetze des deutschen Reiches. Dasselbe schloß zugleich ein die Anerkennung des jeweiligen protestantischen Landesherrn als des obersten Bischofes und Hauptes seiner Landeskirche. Das waren wichtige Zugeständnisse für die deutschen Fürsten auf dem Wege zur völligen Souveränität, und darum hatten diese kirchlichen Zugeständnisse auch politisch ihre hohe Bedeutsamkeit. Aber es waren Zugeständnisse des Kaisers und des Reiches nicht an einen, sondern an viele: an alle Fürsten und Stände. Die Bande des Reiches waren durch diese Zugeständnisse gelockert; aber ein politischer Dualismus im Reiche war nicht die unmittelbare und nothwendige Folge.

Nachdem einmal die neue Ordnung im Reiche gesetzlich festgestellt war, begründete die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses nicht mehr einen politischen Gegensatz gegen das Oberhaupt des Reiches.

Eher wenden sich die Dinge dahin, daß die Vielheit der protestantischen Fürsten sich in zwei geschiedene Heerlager theilt. Wir gebrauchen der Kürze wegen diesen Ausdruck protestantisch für alle Unkatholische, obwohl er ja allerdings dem Ursprunge nach nur den Anhängern Luthers gebührt. Der Religionsfriede von Augsburg schloß die Reformirten und Calvinisten aus: er redete nur von Katholiken und den Anhängern der Confession von Augsburg. Die Lutheraner bewiesen größeren Eifer diese Bestimmung aufrecht zu erhalten, als die Katholiken. Die Theologen hoben ihr Dogma empor und beriefen sich von beiden Seiten her auf die Bibel: die Fürsten hatten auch andere Dinge im Sinne. Der lutherische Kursachse war eifersüchtig auf den ungestümen Ehrgeiz des calvinischen Kurpfälzers. Jener trat dem Kaiser näher, dieser suchte seine Stütze im Auslande. Mit freudiger Gier lauschten der Pfälzer Kurfürst und der Landgraf von Hessen-Cassel dem französischen Könige, der seine Plane auf die Zerstückelung des deutschen Reiches und der deutschen Nation in die wohlklingenden Phrasen einer christlichen Republik des ewigen Friedens hüllte, und von der großen Beute diesen seinen Freunden und Dienern einige Stücke abzugeben versprach.

Das Mordmesser Ravaillacs zerschnitt diese Plane. Die Partei indessen in Deutschland blieb, und der Ehrgeiz derselben schwoll um so höher, je weniger die Träger in sich eine Besonnenheit oder moralische Kräfte zur Zügelung der Gier verspürten. In dem Kurpfälzer erwuchs der Plan unter dem Vorgeben der Religion die Formen des Reiches zu vernichten, Deutschland zu zerstückeln, die Nation politisch zu zerspalten, den Kaiser, den dieser selbe Kurpfälzer eben mit gewählt, dem er eben noch Treue und Lehenseid

geschworen, entweder ganz zu verdrängen, oder sich ihm als Führer der protestantischen Macht im Reiche gegenüber zu stellen.

Diese Plane des calvinischen Kurpfälzers stießen auf entschiedenen Widerstand, nicht bloß der katholischen Partei im Reiche, sondern auch der lutherischen. Es ist nicht bloß der Kurfürst von Sachsen mit seinem Hofprediger Hoe von Hoenegg. Die Predigten der lutherischen Theologen zu Wittenberg und Tübingen athmen glühenden Eifer, glühender als die katholischen in Wien. Der Tag, wo die Kunde vom Siege der kaiserlichen Waffen am weißen Berge in Berlin eintrifft, ist dort ein Tag des Jubels und der Freude. Friedrich ward auf seiner Flucht bei dem kurfürstlichen Schwager von Brandenburg nicht mit Ehren empfangen und gehalten: die Volksstimmung von Berlin hätte dem calvinischen Bettelkönige 1) auch noch wohl ein Härteres zugedacht.

Dasselbe zeigt sich aller Orten. Der deutsche Bürger läßt sich durch das Vorgeben der Religion noch nicht blenden. Sein lutherisches Bekenntnis ist mit der Treue gegen den Kaiser, für welchen er sonntäglich in seiner Kirche betet, wohl vereinbar.

Die Bemühungen des Pfälzers dauern auch noch fernerhin. Dennoch liegt das Ergebnis offen zu Tage. Der Plan einer politischen Spaltung des Reiches unter dem Vorwande der Religion und mit Hülfe des Auslandes ist für den Kurpfälzer völlig fehl geschlagen.

Er wird mit energischer Tüchtigkeit und Entschiedenheit wieder aufgenommen von dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Die Umstände liegen dazu günstiger. Die Habgier Wallensteins und seiner Schaaren hat alle Deutsche aufs heftigste erbittert. Dazu hat der Kaiser das Restitutions-Edikt erlassen und so und so viel Bisthümer und Abteien zurückgefordert. Katholische und protestan-

---

1) Cosmar: Schwarzenberg S. 399.

tische Reichsstände sind in Gährung, jene mehr gegen Wallenstein, diese mehr gegen das Restitutions-Edikt.

Das alles kommt dem Schwedenkönige Gustav Adolf zu statten, und mehr noch seine eigene geistige Ueberlegenheit. Dennoch hat Gustav Adolf mit seiner Predigt des Religionskrieges für die ersten fünf Vierteljahre, die er auf deutschem Boden verbringt, unverkennbar keinen nennenswerthen Erfolg. Als er in Elfsnabben die segelfertige Flotte betritt, schicken der Pommerherzog Bogislav und seine Stände Gesandte mit der flehenden Bitte: der König möge sie mit seiner Befreiung verschonen. [1]) Im selben Sinne geht es fortan. Wie Niemand den Schwedenkönig gerufen hat: so auch heißt ihn Niemand willkommen. Weder die Pommern, noch die Brandenburger, noch die Mecklenburger thun freiwillig etwas für ihn. Er schreibt im Juli 1631 klagend heim, daß sein Volk bislang nur sich nähre vom unleidlichen Rauben und Plündern. [2])

Erst die Schlacht von Breitenfeld ist der Wendepunkt. Sie gibt dem Rufe des Religionskrieges die Art von Berechtigung, welche der Erfolg verleiht, und nun erst bringt die Anwendung sanfter Gewalt auch aus den Kehlen der Deutschen den Ruf hervor: es gelte die Religion.

Das Ziel des Schwedenkönigs, welches aus der ganzen Sachlage mit innerer Wahrscheinlichkeit entspringt, hat er auf deutschem Boden selbst am klarsten dargelegt in seinen Reden an die Patrizier von Nürnberg. [3]) Diese Zwecke hatten sich ihm nicht erst aus den Erfolgen seiner Waffen entwickelt. Er hatte sie mit fester Klarheit, mit einer Sachkunde, die sich später in Deutschland in jedem Schritte bewährt, längst zuvor in Stockholm sich ausgedacht. „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neues evan-

---

1) Chemnitz: schwedischer Krieg I. S. 55. — 2) Geijer: Geschichte Schwedens III. 144. — 3) Breiers Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 207.

gelisches Haupt; das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. [1]) Das wesentliche Mittel dazu gibt die allgemeine Leitung des Krieges; denn wer diese hat, der hat alles, wenn er anders die Zeit recht gebraucht."

Die Kugeln auf dem Schlachtfelde zu Lützen machten ein Ende. Der Plan der politischen Spaltung des deutschen Reiches durch den Ruf des Religionskrieges und mit französischer Hülfe war abermals mislungen, bis eine gleich geschickte Hand ihn wieder aufnahm. Es handelte sich für Frankreich und Schweden nur noch darum: mit deutschem Gelde, das man erpreßte, deutsche Söldner zu werben, und für deutsches Blut so viele Provinzen von Deutschland abzureißen, wie immer möglich war, zugleich aber auch die Verfassung des Reiches so abzuändern, daß sie künftighin für die Plane neuer Erwerbungen den Boden vorbereitet fanden.

In diesem Sinne ward der Friede gemacht. Er bezweckte möglichste Lähmung der einheitlichen Bande des Reiches, möglichste Schwächung der kaiserlichen Gewalt, möglichste Annäherung der Landesfürsten zur völligen Souveränität. Darum wollten die Franzosen und Schweden nicht Frieden schließen ohne die Anwesenheit von Abgeordneten der deutschen Fürsten. Sie setzten es durch. Diese wurden berufen. Man sprach den Fürsten das Recht zu Bündnisse zu schließen nach eigenem Gefallen, nur mit dem dehnbaren Zusatze: nicht gegen Kaiser und Reich, und nicht gegen den Eid, mit welchem sie dem Kaiser verpflichtet seien. Die Befugnisse des Kaisers wurden so weit eingeschränkt, daß von einer eigentlichen Reichsregierung ferner nicht mehr die Rede sein konnte. Die innere Regierung kam gänzlich an die Inhaber der Territorien. Die Franzosen und Schweden durften hoffen und erwarten, daß die deutschen Fürsten nicht still stehen würden auf dieser ihnen eröffneten Bahn. Sie durften erwarten, daß bei

---

1) Söltl: Religionskrieg Bd. III. 275.

jeder neuen Wahl dem Reichsoberhaupte neue Bedingungen vorgeschrieben würden, Bedingungen, welche diese Fürsten freier machten nach oben und nach unten. Der Kaiser war der natürliche Schutzherr der Landstände gegen die fürstliche Gewalt. Wenn die letztere sich lösen wollte von dem Kaiser: so mußte sie auch die Landstände erdrücken. Dies war nicht mehr schwer. In der langen Nacht des dreißigjährigen Söldnerkrieges war alle Kraft, alles selbstständige Leben verkümmert und vernichtet.

Dennoch hat weder der Friede unmittelbar selbst, noch die Zustände, die aus diesem neuen Grundgesetze des Reiches hervorgingen, einen Dualismus desselben herbeigeführt. Der kirchliche Gegensatz an sich des Katholizismus, des Lutherthumes, des Calvinismus, welcher letztere in dem Frieden mit anerkannt wurde, trug mächtig bei das Reich zu lähmen, aber nicht es zu zerreißen. Freilich bildete sich ein evangelischer Körper im Reiche. Kursachsen stand an der Spitze. Man haderte über wichtige Angelegenheiten und noch mehr über unwichtige. Aber diese Zänkereien, denn einen würdigeren Namen verdienen sie nicht, beschränkten sich auf Fürsten und Stände unter einander: sie waren nicht gerichtet gegen das Kaiserhaus. Keineswegs waren die katholischen Kurfürsten und Stände dem Kaiser immer treuer ergeben, als die protestantischen. Nach dem Tode Ferdinands III. forderten nicht die katholischen Kurfürsten, sondern Brandenburg und Sachsen die Wahl Leopolds, jene anderen neigten sich dem französischen Könige zu. Brandenburg und Sachsen gewannen die Oberhand, und das Haus Habsburg blieb im Besitze der Kaiserkrone. Wir sehen kurz nachher fünf katholische Fürsten, unter ihnen vier geistliche, die Pflicht übernehmen mit gewaffneter Hand herbei zu eilen, um den protestantischen Schwedenkönig im Besitze der säcularisirten Bisthümer Bremen und Verden zu schützen.[1] Diese Bündnisse wechseln. Sie richten

---

1) Londorp: Acta publica. VIII. p. 417. ff.

sich hierhin, dorthin. Aber wir sehen, daß die kirchliche Verschiedenheit auch damals nicht einen bleibenden Dualismus im Reiche hervorrief.

Im Politischen bewegten sich die Dinge fort auf der Bahn der Schwächung der Kaisermacht, welche Schweden und Frankreich zu Gunsten des deutschen Reichsfürstenthumes vorgezeichnet. Am ersten hätte der Kaiser die einheitliche Macht fester wieder begründen können durch die Einigung mit den Landständen. Zwischen diesen conservativen Corporationen und dem Oberhaupte des Reiches bestand eine natürliche Gemeinsamkeit der Interessen, die während des schauerlichen Krieges überall da sich offenbart, wo nicht das Waffengeklirr der Söldner die Stimmen übertönt. Nach dem Kriege strebte das deutsche Fürstenthum consequenter als zuvor die Corporationen der Landstände und Magistrate völlig unter die Füße zu bringen. Das Mittel dazu waren Söldner, und das Mittel wiederum die Söldner zu bezahlen, waren die Landstände selbst. Ein Reichsabschied legte den Ständen auf, sich der Beiträge zum Unterhalte nöthiger Festungen und Besatzungen nicht zu weigern, d. h. den Fürsten nicht die Mittel zu einem stehenden Heere zu versagen. Aber noch durften sie den Schutz des Kaisers und der Reichsgerichte anrufen. Das widerstritt dem fürstlichen Interesse. Deshalb sollte Leopold I. in seiner Wahlbedingung versprechen, in solchem Falle die Stände abzuweisen und zum schuldigen Gehorsam gegen den Landesherrn anzuhalten. Und weiter forderten die Kurfürsten: es müsse ihnen freistehen, sich bei ihren hergebrachten Rechten wider ihre Unterthanen zu behaupten und dieselben zum Gehorsam zu bringen. Es müsse ihnen ferner freistehen, den Mandaten, die etwa auf das Andringen ihrer Unterthanen von den Reichsgerichten erlassen seien, nicht zu gehorchen.[1]) Leopold sträubte sich lange. Aber nur um diesen Preis war die

---

1) Londorp a. a. O. 343.

Kaiserkrone zu erlangen. Wollte er sie haben, so mußte er nachgeben.

Es ist ein stetiges Vordringen des Reichsfürstenthumes nach oben und nach unten. Die Befugnisse des Kaisers werden eingeengt von einem Vertrage zum andern, in gleichem Verhältnisse den Unterthanen der Schutz des obersten Richters entzogen. Eine wirkliche Regierung verbleibt dem Kaiser nur in seinen Erblanden, wie jedem anderen Reichsfürsten. Es ist menschlich und natürlich, daß er diesen seine besondere Sorgfalt zuwendet, daß er im Reiche, wo man ihm nur Hindernisse bereitet, seiner Einwirkung nur Riegel vorschiebt, keine hohe Thätigkeit entwickelt. Die Bande des Reiches lockern sich mehr und mehr.

Dennoch ist es von großem Gewichte, daß nicht etwa ein einzelner besonderer Reichsfürst so handelt, sondern viele, deren Interessen in anderen Dingen weit auseinander laufen, oft sich entgegen stehen. Der Zustand der Dinge ist kümmerlich; aber er ist derselbe überall. Er ist in der Mark Brandenburg nicht anders, als in Schwaben und am Rheine. Eine Spaltung, ein politischer Dualismus ist nicht vorhanden. Keiner der Reichsfürsten ist so mächtig, daß auch nur der Gedanke in ihm aufsteigen könnte sich neben das Kaiserhaus stellen zu wollen. Demnach ist noch die Möglichkeit einer Einigung vorhanden. Durch die Einmischung fremder Mächte in deutsche Angelegenheiten, durch fremdes Geld und Söldnerkriege ist die Einheit des Reiches gelockert, die Macht des Kaisers und mit derselben das Recht jedes einzelnen Deutschen geschmälert; aber es sind nur noch viele kleine Spalten im Reichskörper und noch geht nicht ein großer klaffend herdurch. Wie diese Spalten gerissen sind mit fremder Hülfe, so ist noch die Möglichkeit da sie wieder zu schließen durch innere Kraft.

Denn auch in dieser elenden Gestalt des Reiches blieben noch manche Bande übrig, welche die Nation — wenn anders von einer solchen noch geredet werden durfte — erinnerten an die alte Ge-

meinsamkeit und Einheit. Wenn auch noch so viele Bedingungen vorhergingen: so schwuren doch die Fürsten dem Kaiser den Eid der Treue. Noch war der Kaiser die Quelle aller Gerichtsbarkeit. Das Recht des Besitzes eines jeden Deutschen beruhte am letzten Ende auf diesem Eckstein. Der Notar, der einen Contract aufnahm, that es kraft Vollmacht des Kaisers. Und bis in die tiefsten Schichten des Volkes ward die Gewöhnung an den kaiserlichen Namen lebendig erhalten durch das sonntägliche Gebet in allen Kirchen aller Bekenntnisse. Der Landmann an den Ufern der Ost- und der Nordsee, wie am Fuße der Alpen betete sonntäglich mit seinem Geistlichen gemäß dem Gebote des Apostels für den Kaiser als seine höchste Obrigkeit, und als die höchste Obrigkeit auf Erden. Denn auch dieser Primat der Ehren ward noch von allen Nationen dem Kaiser zuerkannt. Und selbst die unendlich langen und leeren Förmlichkeiten des Reichstages dienten dazu, diesen Unterschied hervorzuheben und zur anschaulichen Erkenntnis zu bringen, wie hoch der Träger der Würde, welcher das lockere Reich zusammenband, emporrage über die Glieder.

Und ferner nährte sich der Gedanke der Zusammengehörigkeit an der Stellung des Reiches nach außen. Von Ost und West waren für das Reich die Feinde zu fürchten, deren Häupter uneingeschränkt über die Völker geboten und darum zum Angriffskriege immer bereit waren. Die Erblande des Kaisers waren das Bollwerk des Reiches und der gesammten christlichen Cultur des Abendlandes gegen den Halbmond; aber der Ruf des Kaisers an das Reich zum Schutze seiner Erblande und darum des Reiches, erklang nicht vergeblich. Die Heere von Brandenburg, aus Niedersachsen und Schwaben leisteten Kaiser und Reich den Eid der Treue [1]) und eilten heran zum Schutze des bedrängten Wien. An den Ufern des Rheines stritten sie abermals für Kaiser und Reich

---

1) Häberlin: Handbuch des deutschen Staatsrechts. III. 253.

einträchtig gegen den Verwüster, dessen Grausamkeit diejenige des Türken überwog. Die Deutschen waren verschieden nach ihren Stämmen. Aber diese Verschiedenheit begründete nicht einen Gegensatz, einen Haß, eine bleibende feindselige Stellung des Nordens gegen den Süden. Genug der Formen waren erhalten, welche die spätere Zeit schmerzlich vermißt. Es fehlte nur eines: das lebendige Gefühl der Nationalität durch alle Schichten. Mühsam kämpfte ein sittlich und geistig verkommenes Geschlecht gegen die materielle Noth des Lebens. Jede höhere Triebkraft schien erloschen.

Zweiter Abschnitt.

Unter den Fürsten des Reiches nach dem westfälischen Frieden ragte Friedrich Wilhelm von Brandenburg hervor, eines schwachen Vaters größerer Sohn. Es ist merkwürdig, daß selbst in dem unentschlossenen Georg Wilhelm sich der Trieb nach Erwerbung regte, der ein so hervorstechendes Zeichen seiner Nachkommen geworden ist. Nachdem er 1627 den Wallenstein mit offenen Armen aufgenommen, den Herzog Maximilian von Bayern als Kurfürsten anerkannt, ließ er dem Kaiser noch weitere Anerbieten thun. Er wollte künftig auf Reichs- und Deputationstagen ganz so stimmen, wie der Kaiser es ihm vorschreibe, unter der Bedingung, daß er dafür die Anwartschaft auf die Gebiete seiner Nachbaren erhalte. Die Zahl dieser Nachbaren war nicht gering: es waren so ziemlich sämmtliche Fürsten in Norddeutschland. Der Kaiser würdigte das Anerbieten nach Verdienst. Er gebot es ohne Antwort zu den Akten zu legen.[1])

Statt Neues zu erwerben, wußte Georg Wilhelm nicht zu behalten, was er hatte, oder zu erlangen, was ihm rechtmäßig zu-

---

1) Hurter: Ferdinand II. Bd. IX. 537.

kam. Sein Schwager von Schweden nahm ihm Pillau in Preußen weg. Georg Wilhelm klagte; aber er fügte sich. Gustav Adolf nahm Pommern in Besitz, das durch Erbvertrag an Brandenburg fallen mußte. Georg Wilhelm wehrte sich nicht. Sein Nachkomme Friedrich II. bringt auf ihn den Vorwurf, daß der Ahnherr mit einem Heere von 25,000 Mann sich gegen solche Uebergriffe der Gewalt, und nicht minder gegen Wallenstein hätte sichern können. Aber Friedrich II. verkannte die Lage der Dinge. Jene Zeit war eine andere, als diejenige Friedrichs reichlich ein Jahrhundert später. Die Abneigung, welche zur selben Zeit die Engländer gegen jegliche Bewilligung für eine stehende Heeresmacht bewiesen, war nicht stärker, als diejenige der Ritter- und Landschaft in der Mark Brandenburg. Als im Jahre 1626 die Dänen und Schweden zugleich das Land bedrohen, verlangt Schwarzenberg von den Ständen der Mark Mittel zur Vertheidigung. Sie bewilligen 3000 Mann zur Sicherung des Landes und der vier Festungen Küstrin, Driesen, Peiz und Spandau, aber nur 100,000 Thaler auf sechs Monate.[1]) Das war ihnen bald zu viel. Sie setzen die Zahl der Truppen auf 2000, auf 1500, endlich auf 900 Mann. Auch diese Bewilligungen geschahen nur für kurze Fristen und jedesmal erst nach vielfachen und mühsamen Unterhandlungen. Als bald nachher Wallenstein mit dem kaiserlichen Heere kam, erklärten die Stände: von den Dänen sei nichts mehr zu besorgen; dagegen stehen die Märker in kaiserlicher Majestät Devotion. „Wenn wir darum ferner Kriegsvolk unterhalten wollten, so müßten wir befürchten, am kaiserlichen Hofe Anstoß zu geben.“

Dennoch gelang es ein Jahr später dem verdienstvollen Schwarzenberg der Stifter der ersten Schaar Blauröcke zu werden. Es waren etwa 5000 Mann, mit denen Georg Wilhelm nach Preußen zog, um es gegen Gustav Adolf zu schützen. Sie waren

---

1) Cosmar: Schwarzenberg 343. cf. a. a. O. 97.

der Stamm der späteren Garde, der Anfang eines brandenburgischen Heeres.

Damals kannte man nur eine einzige Art des Unterhaltes solcher Heere. Es war die Contribution, deren Name schon die Menschen jener Zeit mit Schrecken und Entsetzen erfüllte. Schwarzenberg begründete statt derselben die indirekte Steuer von der täglichen Nahrung: die Accise. [1]) Der jugendliche Kurfürst Friedrich Wilhelm ging in die Plane seines ersten Rathes ein. Schwarzenberg erlebte die Durchführung nicht mehr; aber noch in dem Todesjahre dieses Ministers 1641, führte Friedrich Wilhelm mit Zustimmung der Stände das neue Steuersystem ein: „zur besseren Erreichung des unsere Soldatesque betreffenden Unterhaltes und anderer uns anstoßenden hochnöthigen Expensen." Es ist der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge, eines besonderen Staates von Brandenburg, dessen Geschichte bedingt wird durch Heer und Accise.

Friedrich Wilhelm erstrebte ein besonderes Kriegsheer; aber er verfolgte nicht eine besondere, etwa dem deutschen Reiche abgewandte Politik. Das erbliche Neutralitätsgelüste seines Hauses, das Bestreben durch Neutralität mittelbar zu gewinnen, wenn Andere schlagen, regte sich allerdings auch bei ihm. Er schloß 1641 einen Stillstand mit dem Reichsfeinde, dem Schweden. Indessen geschah dies nicht aus Vorliebe für denselben, sondern um seinem Lande Ruhe zu verschaffen. Seine Truppen überließ er dem Kaiser. Ja er ließ den jüngeren Schwarzenberg verhaften und ihm den Prozeß machen, weil Schwarzenberg den Kurfürsten und die Stände beim Kaiser angeschuldigt: sie hielten es mit dem Schweden. [2]) Wie war es auch möglich für einen Kurfürsten von Brandenburg mit den Schweden zu halten, die ihm Pommern

---

1) Cosmar: Schwarzenberg 340.

2) a. a. O. 355.

entrissen! — Und dennoch darf gesagt werden, daß mit der Zeit dem Hause Hohenzollern dieser Raub der Schweden keinen Nachtheil gebracht hat. Friedrich Wilhelm erhielt im westfälischen Frieden zur Entschädigung für das entrissene Pommern drei deutsche Bisthümer. Er nahm sie und bewahrte zugleich den Anspruch auf Pommern seinem Hause, bis das Erlöschen der kurzen Scheingröße von Schweden die Hohenzollern befähigte das rechtmäßige Erbe in Besitz zu nehmen.

Es war von jeher die Politik des Hauses Hohenzollern gewesen sich auszuzeichnen durch Treue gegen das Reichsoberhaupt. Unter Georg Wilhelm war diese Richtung eine Zeitlang schwankend geworden, mehr durch den Drang der Umstände und bestochener Diener[1]) auf den haltlosen, schwachen Mann, als durch die eigene Wahl eines entschiedenen Willens. Friedrich Wilhelm lenkte mit fester Klarheit in die Bahn der letzten Lebensjahre seines Vaters. Nur durch treuen Anschluß an das Reichsoberhaupt durfte er hoffen, das rechtmäßige Erbe seines Hauses, das Herzogthum Pommern, dem schwedischen Eindringlinge wieder abzujagen. Zwar macht Friedrich Wilhelm einmal gar mit Karl Gustav von Schweden gemeinschaftliche Sache gegen Polen; aber als der Kaiser sich für Polen erklärt, tritt Friedrich Wilhelm von dem Bündnisse mit Schweden ab, ungeachtet der Vortheile, welche Karl Gustav ihm bietet. Nachher sehen wir ihn immer in energischer Feindschaft gegen Schweden. „Denn die Schweden sind Räuber und Zerstörer des menschlichen Geschlechts,“ rufen die Räthe von Brandenburg den katholischen Fürsten Deutschlands zu, welche mit den Schweden damals im Bunde waren. „Sie sind Betrüger und glaubensvergessene Vernichter des Rechtes, gegen die der ganze Erdkreis sich erheben sollte.“[2]) Auch in der Stellung zu Frank-

1) Man sehe die Klagen a. a. O. S. 80 ff.

2) Orlich: Geschichte des preußischen Staates II. 166.

reich sehen wir Friedrich Wilhelm wohl einmal schwanken. Er nimmt von dem französischen Ludwig ein Jahrgeld. Indessen auch dies dauert nur eine kurze Zeit. Das wesentliche Gepräge der Regierung Friedrich Wilhelms ist treuer Anschluß an das Kaiserhaus. Es treten Mishelligkeiten ein, aber niemals hinreichend, um das gute Vernehmen dauernd zu stören. Als Friedrich Wilhelm die Schweden, die Söldlinge Ludwigs, erfolgreich besiegt, will doch der Kaiser lieber das besondere, wenn auch noch so gerechtfertigte Interesse des einzelnen deutschen Reichsfürsten opfern, als dafür das Ganze einem längeren Kriege aussetzen. Aber Leopold belehnt Friedrich Wilhelm mit Magdeburg. Er läßt es ruhig geschehen, daß der Kurfürst nachdrücklicher als irgend ein anderer Fürst im Reiche, die Rechte seiner Stände zerbricht. Dagegen maßt Friedrich Wilhelm sich keinerlei Rechte an, die dem Oberlehnsherrn gebühren. Um seinen getreuen Derfflinger zu belohnen, bittet er den Kaiser für ihn um den Freiherrnstand.

Diese Gesinnung vererbt Friedrich Wilhelm seinem Sohne Friedrich. Friedrichs kleiner Geist ist glücklich in dem Gedanken ein möglichst getreues Abbild der Aeußerlichkeiten des französischen Ludwig zu werden und Versailles in den Sand der Spree zu verpflanzen. Es gelingt, und das arme gequälte Land seufzt schwer unter dem Drucke der Diamantknöpfe und Juwelen. Allein wo es auf eine That, eine politische Kundgebung ernsterer Art ankommt, da finden wir Friedrich, dem Zuge seines Hauses gemäß, treu bei dem Kaiser. Auch ist ja nur dort, bei dem Oberhaupte nicht bloß des Reiches, sondern dem Namen und der Würde nach noch der gesammten Christenheit, die Befriedigung des liebsten Wunsches zu erlangen. Der kalte, gemessene Oranien, der Dutch-William, wie die Engländer mismuthig ihren neuen König nennen, beansprucht in Friedrichs Gegenwart einen höhern Stuhl als dieser Kurfürst. Zugleich erfreut sich bereits der Kursachse in dem zerwühlten Polen des hohlen Schalles einer Majestät. Diesen nach-

stehen zu müssen, ist hart. Nur der Kaiser vermag den Titel zu geben, und um solchen Preis ist für Friedrich kein Opfer zu schwer. Der große Kurfürst hat für sein preußisches Herzogthum die Freiheit von polnischer Lehensherrschaft erstritten. Der Kaiser gibt diesem Herzogthum den Namen eines Königreiches, und macht den Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg zum Könige in Preußen, nicht im Reiche. Es ist eine seltsame Doppelstellung, damals freilich bei dem verworrenen Zustande des Reiches sehr häufig. Wenige Jahre später tragen gar drei Kurfürsten des Reiches, von Sachsen, Hannover und Brandenburg zugleich auswärtige Königskronen.

Allein es ist dabei ein großer Unterschied. England und damals auch Polen waren mächtige Reiche, deren Besitz einen wirklichen Königstitel verbürgte. Preußen war klein. England und Polen berührten Hannover und Kursachsen nicht. Die Interessen der Länder konnten sich in der Person des Regenten nahe treten, eins mit einander konnten sie niemals werden. Anders war es mit Brandenburg und Preußen. Sie lagen einander nicht fern. Eine räumliche Verbindung war nicht unmöglich, nicht unwahrscheinlich. Es mußte die Besorgnis aufkeimen, daß ein König in Preußen streben würde dies Preußen nach Brandenburg zu tragen, in Brandenburg eben so selbstständig und unumschränkt zu werden, wie er es in Preußen war. Wie war es, wenn es dem Kaiserhause nicht mehr gelang, unter den verschiedenen Reichsfürsten die Art von Gleichgewicht zu erhalten, welche für das Haus Habsburg die Oberhoheit sicherte und darum auch für den geringen Bruchtheil der Deutschen, welcher weiter hinaus zu blicken wagte, noch die Möglichkeit einer festeren Einigung des Reiches und der Nation in Aussicht stellte? Wie war es, wenn ein Reichsfürst unter den anderen sich empor hob als ein König nicht bloß in Preußen, sondern auch in Brandenburg? Seit zwei Jahrhunderten hatte die Erfahrung gelehrt, daß ein solches Emporheben eines

Reichsfürsten im Reiche begann in einem Bunde desselben mit dem Auslande, am liebsten mit dem französischen Könige. Also hatte es einst der Landgraf Philipp von Hessen gethan, also Moritz von Sachsen, also Friedrich von der Pfalz, also vor Allem die fremden Könige selbst, der Däne und der Schwede, die sämmtlich unter dem Vorwande der Religions- und Gewissensfreiheit das Reich zu zerspalten bezweckt hatten. Durfte man sicher sein, daß nicht auch in der Mark Brandenburg einmal solche Gedanken aufwuchern würden? Und was konnte mehr zu solchen Unternehmungen stacheln, als das dem Menschen natürliche Streben die Wirklichkeit in Einklang zu bringen mit dem hohlen Schalle des Namens, den weiten Raum auszufüllen, der nach den Anschauungen jener Zeit die Wirklichkeit trennte von der Idee? Denn was doch war in den Augen der Menschen ein König in Preußen, einem Lande, das eben noch ein mäßiges Herzogthum gewesen war?

Durch welche Mittel und Wege auch immer der Kaiser zur Willfährigkeit gegen diese Bitte seines allerdings sehr getreuen Vasallen bestimmt sein mag: die Willfährigkeit war ein schwerer politischer Fehler, und ward nicht bloß später, sondern gleich damals von Vielen als solcher erkannt.

Friedrich trug die Krone als erster König in Preußen. Für das deutsche Reich war er Markgraf von Brandenburg und Kurfürst. Also wiederum auch sein Sohn Friedrich Wilhelm. Selten hat man solche Gegensätze neben einander gesehen, wie den Vater, die Mutter und den Sohn. Des Vaters kleine Seele, das infiniment petit, wird ausgefüllt von Festen und Ceremoniell. Er genießt den Ruhm, daß nur noch ein anderer Kronenträger, derjenige von Polen, in der Kunde des Ceremoniells mit ihm wetteifere. Selbst das öffentliche Gebet für die Kirchen seines Landes nach seiner Salbung und Krönung, verfaßt er mit eigener Hand,[1])

1) Oeuvres de Frédéric le Grand. I. 124. n. a.

und bringt es auf eine Länge von vierzehn Seiten. Die Mutter ist eine der edlen Frauen, mit denen der Himmel so selten die Throne der Erde schmückt, Freundin von Leibniz, ihr Geist dem des Philosophen ebenbürtig. Der Sohn Friedrich Wilhelm ist ein abgesagter Feind aller Pracht, alles Aufwandes für Ceremoniell, und eben derselbe Friedrich Wilhelm setzt seinen Hofnarren Gundling als Nachfolger von Leibniz auf den Präsidentenstuhl der Akademie. Der Vater Friedrich sinnt in unnahbarer Entfernung von seinem Volke auf neue Feste, neue Gelegenheiten, um mit Krone und Scepter zugleich die hohe Würde des Königthumes und sein erstaunliches Talent zu offenbaren. Der Sohn Friedrich Wilhelm ist praktisch und nur praktisch. Man sieht ihn oft allein einherwandern. Auch er führt in der Hand seinen Scepter, von Weißdorn oder ähnlichem gutem Holze, und die Gegenstände des allerhöchsten Misfallens wußten zu berichten, daß der König nicht mit leichter Hand seinen Scepter schwinge.

Die Regierung Friedrich Wilhelms begann in vollem Maße charakteristisch. Als sein Vater in den letzten Zügen lag, vermochte der Prinz kaum sich hindurch zu drängen durch die dichten Schaaren der Hofleute, die mit Angst und Bangen in den Vorzimmern ihres Geschickes harrten. Friedrich I. schloß die Augen. Seine Söhne huldigen sofort dem ältesten unter ihnen. Einige Augenblicke weiht der neue König der Trauer über den Vater. Dann ändert sich die Scene. Auf seinen Befehl tritt der Oberhofmarschall herein mit der Liste des königlichen Hofstaates. Friedrich Wilhelm I. überschaut das Papier mit flüchtigem Blicke. Dann ergreift er eine Feder, tunkt sie ein und zieht vor den Augen des entsetzten Oberhofmarschalles einen langen schwarzen Strich von oben bis unten. Der Mann war auf vieles gefaßt gewesen, doch nicht auf solchen Schlag. Er tritt zurück in den Vorsaal, wo die Blicke Aller auf ihn sich heften, um Leben oder Tod aus seinem Munde zu empfangen. Der schreckensbleiche Mund ist sprachlos,

die Zunge wie gelähmt. Ein Anderer reißt ihm das Papier aus der Hand, erkennt sofort aus dem Striche die Wahrheit und ruft: „Meine Herren! Unser guter Herr ist todt und der neue König schickt euch alle zum Teufel.“ [1])

Also indessen war es nicht die volle Wahrheit. Friedrich Wilhelm bot statt des Kammerherrnschlüssels den Degen, statt des Gallakleides den blauen Rock. Die Meisten waren klug genug, den Tausch anzunehmen. Nur einmal noch wetteifert der Sohn in der Entwickelung unerhörter Pracht mit dem hingeschiedenen Vater. Es ist beim Leichenbegängnisse, welches der Sohn in kindlicher Pietät veranstaltet gemäß den Wünschen des Sterbenden. Dann war Alles vorbei.

Denn das Soldatenwesen füllte die ganze Seele des jungen Königs. Nach dem an sich sehr wahrscheinlichen Berichte Friedrichs II., hatte auf diese Neigung, um sie zu einem Entschlusse zu bringen, sie zur Grundlage einer ganzen Lebensrichtung zu machen, wesentlich eingewirkt ein Vorfall in den flandrischen Feldzügen. [2]) Friedrich Wilhelm machte dieselben als Kronprinz mit, und die Kriegsgeschichte nennt die Leistung der Reichstruppen von Brandenburg in der mörderischen Schlacht von Malplaquet mit großen Ehren. Der Prinz war zugegen bei der Belagerung von Tournai. Dort fand er zwei englische Generale in lebhaftem Streite. Der Eine behauptete, daß der König von Preußen ohne Subsidien Mühe haben würde 15,000 Mann Soldaten zu halten. Der Andere entgegnete: dieser König könne 20,000 Mann bezahlen. Der junge Prinz gerieth in Eifer und sagte: „Der König, mein Vater, kann 30,000 Mann halten, wenn er nur will.“ Die Engländer nahmen lächelnd die Worte für einen Ausfall des Ehrgeizes des jungen Mannes.

---

1) Vergl. Förster: Friedrich Wilhelm I. Bd. I. S. 174. — 2) Oeuv. de Frédéric le Grand. I. 127.

Wir haben keinen Grund die Wahrheit dieser Anekdote anzuzweifeln. Wir haben ebenso wenig Grund die Bedeutsamkeit der Erregung des Ehrgeizes bei dem Prinzen in dieser Richtung herabsetzen zu wollen. Denn Friedrich Wilhelm I. war in hervorragendem Sinne ein persönlicher König. „Ich stabilire die Souveränität wie einen rocher de bronze,“ war sein stolzes Wort an den Adel des neuen Königreiches Preußen. Er übte dasselbe Wort auf deutschem Boden aus. Dem feigen Geschlechte gegenüber, welches noch äußerlich siechte an den Wunden des dreißigjährigen Krieges, an den Wunden, welchen weder die neuen Kriege Friedrich Wilhelms des Kurfürsten, noch die Diamantknöpfe und Juwelen Friedrichs I. und seiner Schranzen die Vernarbung gestattet hatte, einem solchen Geschlechte gegenüber, das im Ringen gegen die materielle Noth an eine geistige Freiheit nicht zu denken wagte, hatte ein solches Wort Wahrheit und Begründung: der Widerspruch verhallte machtlos. Friedrich Wilhelm unterhielt nicht bloß 30,000 Mann, wie er einst scheinbar allzu kühn geäußert. Er brachte es auf reichlich 83,000.[1]) Er brachte es dahin, daß 27 Menschen in seinen Ländern einen Soldaten unterhalten mußten, mochte derselbe einheimisch oder in der Fremde geworben sein. Es war die Folge der Accise, die ein Jahrhundert zuvor mit Freuden begrüßt war, weil man dadurch der lastenden Contribution ledig wurde. Hatten auch diese Vorfahren bedacht, was sie thaten? Im Jahre 1626 hatten die damaligen Stände der Mark dem Minister Schwarzenberg die Bewilligung für nur 900 Mann nach kurzer Frist aufgekündigt. Im Jahre 1726 näherte sich der König Friedrich Wilhelm seiner Zahl von 83,000 Mann, nicht für einmal, für kurze Frist, sondern als bleibende Macht. Man fand das nicht süß, nicht leicht; aber man gehorchte, weil man nicht anders wußte. „Ich stabilire die Souveränität wie einen rocher de bronze.“

---

1) Oeuv. de Fr. II. p. 1. mit den Noten des Herausgebers.

Wozu dies unverhältnismäßige Heer? Wozu der ungeheuere Druck des Landes, um Soldaten und immer mehr Soldaten anzuschaffen? Also fragten die Minister des Kaisers, wie die benachbarten Fürsten. Der Verdacht einer bösen Absicht, einer Ruhestörung, einer Eroberung, eines unversehenen Einbruches in friedliche Länder, lag gar zu nahe. Allmälig jedoch beruhigte der Charakter dieser neuen soldatischen Macht über feindselige Absichten im Großen. Man erkannte im Laufe der Jahre, daß dies sonderbare Heer nicht zusammengebracht werde, um als Mittel zu irgend einem anderen Zwecke zu dienen, sondern daß das Heer in sich selbst Zweck, Ziel und Ende sei. Friedrich Wilhelm hatte seine Freude an den Gliederpuppen. Er drillte sie ein. Das schien sein höchster Lebenszweck zu sein, und die Spottreden seiner Nachbaren über den gekrönten Unteroffizier hatten kein Ende. Friedrich Wilhelm scheute den Krieg. Es bedurfte selbst wiederholter Reizungen des störrigen Schweden Karl XII., um Friedrich Wilhelm zu Angriffen auf Stettin zu bewegen. Wenn er seiner Reichspflicht gemäß sein Contingent stellen mußte, so trug er zärtliche Sorge, damit seine lieben Blauen nicht Schaden litten. Er verlangte, daß sie täglich nicht mehr als zwei, höchstens drei Meilen marschirten, an jedem vierten Tage sich ausruhten, in keine Festung gelegt würden, die muthmaßlich eine Belagerung auszuhalten hätte, und im Winter sechs Monate lang eine gute Verpflegung genössen. Die Nachbaren im Reiche haßten und fürchteten den neuen König bald nicht mehr wegen der Gefahr im Großen, die ihnen seine unverhältnismäßige Kriegsmacht zu drohen schien, sondern wegen der unendlichen Reiberei im Kleinen.[1]) Vor den Werbern von Brandenburg war in den kleinen Staaten Niemand sicher in seinem eigenen Hause. Mit List, mit Gewalt, durch Raub auf den Heerstraßen, durch nächtlichen Einbruch, führten preußische Werber

---

1) Förster: Friedr. Wilh. I. Bd. II. Urkundenbuch 73.

starke gesunde Männer aller Lebensstände über ihre Grenzen, ließen sie einkleiden und einschreiben. Den wieder erlangten Deserteur erwarteten Spießruthen und Gassenlaufen bis zum Tode. Als Beschwerden und Bitten fruchtlos blieben, griff Hannover zum Schutze seiner Unterthanen zu den Waffen. Gütliche Vermittlung verhinderte den Ausbruch; aber auch nachher blieb die Sache wie früher.

Dennoch lag es in der Natur der Sache, daß sich die politische Frage wieder hervor drängen mußte. Eugen von Savoyen legte sie dem Gesandten in Wien unverhohlen vor.[1]) „Was will der König mit den Truppen?" fragte er, „die so unermeßlich viel kosten. Wenn er damit ins Feld rücken will, so wird unfehlbar mehr als der dritte Theil davon laufen." Im Geheimen mochte die Furcht aufdämmern, daß diese Militärmacht dennoch einmal die Ruhe erfolgreich stören könne. Seckendorf in Berlin suchte den Prinzen bei solchen keimenden Besorgnissen zu beruhigen.[2]) „Es ist von Berlin," meint er, „weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten. Weder der König, noch die Minister haben einen festen Plan ihres Thuns und Lassens. Etwas Sicheres mit ihnen abzuschließen, ist nicht möglich. Es steht nicht zu erwarten, daß der König jemals sich mit fremden Potentaten in Bündnisse gegen Kaiser und Reich einlassen werde; aber ebenso wenig kann man jemals auf seine Hülfe und seinen Beistand bauen. Das Bestreben des Königs und seiner Minister geht dahin sich allen Mächten gegenüber so zu benehmen, daß man meinen sollte, er wäre sehr bereit sich in ein vertrauliches Bündnis einzulassen. So benimmt man sich jetzt Frankreich gegenüber, um an anderen Orten die Meinung und den Glauben zu erwecken, man stehe eben im Begriff mit Frankreich abzuschließen. Das soll denn dahin zielen, am kaiserlichen Hofe mehr zu imponiren. Auf gleiche Weise hängt man sich von Berlin

1) a. a. O. S. 46. — 2) a. a. O. S. 41.

aus bald an Moskau, bald an England, bald an andere Mächte; aber niemals kommt es zu einem festen Entschlusse."

Man könnte glauben, hier sei von einer anderen Zeit die Rede. Es ist deshalb zu bemerken, daß Seckendorf also die Signatur der Berliner Politik im Jahre 1725 schildert.

Er fügt hinzu, daß er nichts fürchte von dem Vertrage zwischen dem Kurfürsten-Könige und England, der damals im Werke war und gefährlich erschien. Der Kaiser und Spanien hatten zu Wien ein enges Bündnis geschlossen. Diesem sollte ein englisch-französisches Bündnis entgegen gestellt werden, und die fremden Mächte benutzten die Stimmung Friedrich Wilhelms, um auch ihn herbeizuziehen. Dieser König war damals sehr gereizt.[1]) Er erklärte, daß er es nicht gegen den Kaiser sei. Dieser sei zu gerecht und großmüthig, um ihn zu hassen oder ihn zu kränken; aber der Reichshofrath thue ihm Böses an. Die Entscheidungen dieses Gerichtshofes gegen ihn seien ungerecht. Dies betraf besonders seinen Streit mit der Ritterschaft von Magdeburg.[2]) Sie sollte zur Ablösung der Lehenschaft je 40 Thaler bezahlen, mit ausdrücklichem Verstatten Friedrich Wilhelms, daß sie diese Summe auf ihre Unterthanen schlagen könne. Acht Ritter weigerten sich. Der Reichshofrath entschied gegen den König, und gebrauchte gegen ihn die üblichen Formalitäten bis zur Androhung von Execution. Das war für Friedrich Wilhelm allzu schwer. Man habe, sagte er, seinen Respekt vor seinen Unterthanen geschmälert. „Wenn ich wider den Kaiser den Degen gezogen, und mit den Feinden des Kaisers und des Reiches ein offenbares Complot gemacht: so könnte man nicht härter und grausamer mit mir umgehen." Die Entgegnung, daß es die Pflicht des Reichsgerichtes sei, die Niederen ebenso wohl zu schützen, wie die Hohen, machte bei dem gereizten Könige keinen Eindruck. Das Gericht seinerseits führte

---

1) a. a. O. S. 20. — 2) a. a. S. 30. ff.

die Klage, daß es mit dem gesammten Reiche nicht so viele verdrießliche Händel habe, als mit dem Berliner Hofe allein, der kein Gesetz und Recht über seine Willkür erkennen wolle.[1])

Wie war doch auch das die unvermeidliche Folge des Zwitterzustandes! In dem kleinen Königreiche Preußen stabilirte Friedrich Wilhelm den dortigen Herren und Rittern gegenüber die Souveränität wie einen rocher de bronze, und auf dem Boden des deutschen Reiches sollte er Recht nehmen und geben wie ein Unterthan! Er wollte nun einmal kein Unrecht haben, und sah die rechtliche Entscheidung des Gerichtes als eine persönliche Kränkung an. In diesem Gemüthszustande fanden ihn die Lockungen Frankreichs und Englands. Dazu arbeitete seine Frau auf einen Heirathsplan zwischen ihren Kindern und den englischen. Friedrich Wilhelm folgte im Sommer 1725 der Einladung nach Hannover. Er unterschrieb dort zögernd den Vertrag von Herrenhausen, im entschiedenen Gegensatze gegen die überlieferte Politik seines Hauses.

Denn dieser Vertrag war gerichtet gegen Kaiser und Reich. Es ward in den geheimen Artikeln ausdrücklich gesagt, daß wenn etwa das deutsche Reich dem französischen Könige den Krieg ankündige: so sollen die beiden anderen Könige ihr Reichs-Contingent nicht stellen, sondern vielmehr mit dem Könige von Frankreich ein gleiches Verfahren beobachten bis zum Frieden.[2])

War dies das politische Ziel, dem Friedrich Wilhelm nachstrebte? Er ahnte unabsehbare Verwickelungen und begann sofort zu bereuen. Der französische Gesandte Rothenburg in Berlin rieth ihm sogleich zu Felde zu ziehen und von Schlesien Besitz zu ergreifen.[3]) Es ist derselbe Rothenburg, der sofort nach dem Tode Friedrich Wilhelms in die Dienste des Nachfolgers tritt. Er versprach Friedrich Wilhelm, daß sogleich nach solchem Los-

---

1) a. a. O. S. 36. — 2) Förster: Friedr. Wilh. I. Bd. II. Urkundbuch 53. ff. — 3) a. a. O S. 60.

bruche 50,000 Franzosen und 20,000 Engländer eine Diversion in Brabant machen würden. Sein Rath fand nicht mehr einen günstigen Boden. „Ich sehe nicht ein," erwiderte der König, „womit, warum und wozu man den Kaiser über den Haufen werfen will. Ich habe mit dem Kaiser keinen Streit. Verfährt gleich der Reichshofrath hart mit mir: so darf mich das nicht bewegen den Kaiser über den Haufen werfen zu wollen. Meine Absicht bei dem hannover'schen Vertrage ging nur auf die Abwehr des Prätendenten von England und auf den Schutz der deutschen Länder dieses Königs."

Diese Antwort Friedrich Wilhelms ist von großer Wichtigkeit. Es ist das einzige Mal, daß unter ihm von einer Besitzergreifung Schlesiens die Rede ist. Von einem Rechte auf dies Land, wie es unter solchen Umständen hätte zur Sprache kommen müssen, von der Ueberlieferung eines Anspruches, wie sie in Fürstenhäusern traditionell zu sein pflegt, wußte Friedrich Wilhelm nichts. Selbst angenommen auch, daß solche Ansprüche ursprünglich irgend welche Begründung gehabt hätten: so hatte das Haus Hohenzollern sie vergessen, und dieser König Friedrich Wilhelm hatte durch die Nichterwähnung derselben bei einer solchen Gelegenheit, sowohl vor dem französischen als dem kaiserlichen Gesandten moralisch stillschweigend darauf verzichtet.

Denn im Gefühle des begangenen Unrechts theilte er Seckendorf das Vorgefallene mit. Er bat ihn, dem Prinzen Eugen zu schreiben, daß man ihn mit dem Tractate zu Herrenhausen übereilt. Man habe ihn dort getäuscht, ihm andere Dinge vorgespiegelt.[1]) Er sei bereit, dem Kaiser näher zu treten. Er entschuldigte sich, daß er nicht sofort die Urtheile des Reichshofrathes befolgt. Es liege an seinen Räthen, die ihm gesagt, das Recht sei auf seiner Seite. Das Gericht könne seinen Gang gehen, wenn

1) a. a. O. S. 61.

nur das Reich in Ruhe bleibe. Aber er bat, daß man ihn fortan nicht geringer tractiren wolle, als andere Könige und ihm manierlicher schreiben möge als zuvor.

Hier schlug abermals die Doppelstellung herdurch. Friedrich Wilhelm, der im deutschen Reiche nicht König, sondern Markgraf und Kurfürst von Brandenburg war, der als solcher dem Kaiser und dem Reiche den Eid der Treue schwor, wollte im Reich behandelt sein, wie ein souveräner König. Wenn auch in seinem Kopfe diese Vorstellungen sich kreuzten und wirr durch einander liefen: wie durfte ein Gleiches erwartet werden von richterlichen und anderen Behörden, wo die Form mit dem Wesen so innig verwachsen ist, wo die Form damals häufig an die Stelle des letzteren zu treten schien? Aber Friedrich Wilhelm ging so weit auf dieser Bahn, daß er das ehemalige Herzogthum Preußen mit England gleichzustellen suchte. [1]) Man wolle ihn doch als König von Preußen nicht geringer behandeln, verlangte er, als die Krone England. Er könne dem durchlauchtigen Kaiserhause hoffentlich eben so gute und noch bessere Dienste thun, als England erweise. Und wenn es nur endlich, sagte dieser neue König, der eben die letzten Reste der einstigen Kriegsflotte seines Großvaters verkauft hatte, wenn es nur endlich auf Schiffe und Flotten ankäme, würden sich bei ihm auch Mittel finden dergleichen anzuschaffen. Ob Friedrich Wilhelm nach seiner Knabenzeit jemals wieder in die Lage gekommen, ein Kriegsschiff zu sehen, wissen wir nicht anzugeben.

Prinz Eugen bemüht sich diese Gesinnung zu erhalten, ohne dem Kaiser und Reiche etwas zu vergeben. Er erinnert den König, wie scharf die Wahlbedingung von dem Kaiser die Rechtspflege fordere. Er erinnert daran, wie diese Gerichtsbarkeit des Kaisers das hauptsächliche Band des Reiches sei, und wie die Meinungen der

---

1) Förster a. a. O. S. 63.

eigenen Räthe nicht der Maßstab sein können für gerichtliche Entscheidungen nach den Gesetzen des Reiches. Der König hat die Erbfolge in Jülich und Berg als Bedingung eines engeren Bündnisses gefordert; denn diese Erbfolge haben auch Frankreich und England zu Hannover ihm zugesichert. Eugen erwidert, der Kaiser werde thun, was er könne, ohne zu vergessen, daß als oberstem Richter des Reiches ihm eine Entscheidung vorher nicht zustehe. Er läßt es deutlich durchblicken, daß die Ansprüche von Pfalz-Sulzbach begründeter seien, als diejenigen Friedrich Wilhelms.[1])

Obwohl der König bei seiner Forderung beharrte, nahm sein Eifer für den Kaiser rasch und glühend zu. Von England aus war er neuerdings gekränkt: man hatte die Heirath des Prinzen Friedrich von Wales mit der preußischen Prinzessin unter nichtigem Vorwande hinausgeschoben.[2])

Das brachte den König so auf, daß er das Schreiben von dort in hundert Stücke zerriß. Es drängte ihn sich auszusprechen, seine kaiserlich deutsche Gesinnung an den Tag zu legen. Er beschied Seckendorf nach dem Gute eines Land-Edelmannes im Juni 1726. Nur wenige Begleiter durften dahin folgen. Die Diener mußten abtreten. Weiter erklärte der König denjenigen, der etwas ausplaudern würde, für unehrlich. Also des Geheimnisses sicher, erneuerte er das Bekenntnis seiner Uebereilung in Hannover. Er habe dort sich mündlich anheischig gemacht nach seinen Kräften beizutragen, um die allerhöchste Autorität des Kaisers zu schwächen, derselben Gesetze vorzuschreiben und ihre Macht zu vermindern. Ja man habe dort ein Projekt verabredet, den Kaiser unversehens zu überfallen, von allen Seiten anzugreifen und über den Haufen zu werfen. Weiter erzählte der König: nach dem Schlusse und Unterzeichnung der Tractate habe er zu wissen verlangt, was denn England und Frankreich besonders verabredet hätten. Das

1) a. a. O. S. 69. ff. — 2) a. a. O. S. 87.

habe man ihm nicht sagen wollen. Vielmehr sehe er nun, daß er die Kastanien aus dem Feuer holen solle. Das wolle er nicht. Er wolle mit Frankreich und England nichts mehr zu schaffen haben. Wenn der Kaiser ihn nicht angreife: so wolle er des Kaisers guter Freund sein, die Erbfolge verbürgen, wie es nicht mehr als billig sei. Denn ein römischer Kaiser deutscher Nation müsse sein. Der König beharrte dabei, daß Jülich und Berg beim Todesfalle ihm gebührten; aber er wolle es nicht Frankreich und England verdanken, sondern der Vermittelung des Kaisers. Er wolle nicht mehr sein im Reiche, als andere Kurfürsten, wolle sicherlich auch gehorsamer und freundlicher sein, als viele andere, wenn man ihn auch nur besser behandle.[1])

„Meine Blauröcke," fuhr er fort, „stehen dem Kaiser alle zu Diensten. Die russische Freundschaft habe ich allezeit für vortheilhaft gehalten. Darum ist es gut, daß der kaiserliche Hof dem russischen näher treten will. Ich erbiete mich auf billige Bedingungen zum dritten Mann, und dann wollen wir sehen, wer uns Dreien etwas thun will." Es kam mehr Wein. Der König ward eifriger. „Ich erbiete mich in kaiserliche Dienste zu gehen, die Heere anzuführen, die Finanzen zu ordnen und alles so einzurichten, daß der Kaiser 200,000 Mann halten kann." Seckendorf nahm alle solche Worte dankend auf, und erinnerte den König nur daran, daß der Kaiser als Oberstrichter des Reiches in der Erbfolge von Jülich und Berg der Freiheit und den Gesetzen des Reiches im Voraus nichts vergeben könne. Das störte den König nicht. Noch am selben Abend mußte sein Minister Ilgen die Punkte aufsetzen, auf welche hin der König sich dem Kaiser ganz anschließen wolle.

In dem englisch-französischen Plane, diesen König zu einem Angriffe auf Schlesien zu reizen, tauchte offenbar der alte Entwurf

---

1) a. a. O. S. 89.

der Spaltung des deutschen Reiches wieder empor. Man wollte Kaiser und Reich lähmen, indem man einen Reichsfürsten so weit empor wachsen ließ, daß er sich nicht mehr unterordnen würde. Friedrich Wilhelm schrak davor zurück, weil das alte Gefühl der Pietät in ihm erwachte und sich kräftig regte. Er beschloß zurückzukehren auf die Bahn seiner Pflicht. Aber es ist doch schon ein seltsamer Zustand der Dinge, daß der König für diese seine Rückkehr zu seiner Pflicht Gegenleistungen fordert und erhält. Der Vertrag von Herrenhausen, auch ohne alle weitere Thätlichkeit, ging hinaus über das Maß dessen, was durch den westfälischen Frieden den Fürsten des Reiches gestattet war. Der Friede gestattete Bündnisse, nur nicht gegen Kaiser und Reich. Das Bündnis von Herrenhausen war gerichtet gegen Kaiser und Reich. Indem Friedrich Wilhelm bereute und zurückzulenken suchte in die alte Bahn der Politik, die zugleich diejenige der beschwornen Pflicht war, forderte er dies, forderte er jenes, Billiges und Unbilliges, insofern unbillig, weil es die Rechte Dritter gefährdete. Im Wesentlichen indessen war die Meinung unverkennbar. Der König berief seine Minister. Sie fanden einstimmig, daß es das Beste sei festzuhalten am Kaiser. Der König selbst war unermüdlich in seinen Betheuerungen. Er hätte sich bald bereden lassen, sagte er, des Kaisers Feind zu werden; aber dafür wolle er nun auch der beste Freund sein. Die Bedingungen wurden aufgesetzt. Der Kaiser Karl VI. verpflichtete sich, den König in Allem zu befriedigen, was nur immer sein kaiserliches Amt und die Reichsgesetze zuließen.

Für eine kurze Zeit gerieth der König wieder ins Schwanken.[1]) Er machte im August eine Reise nach Kleve und Holland. Man wußte dort ihn zu bearbeiten. Frankreich und England, hieß es, versprächen ihm Jülich und Berg ganz, und der Kaiser nur mit

1) a. a. O. S. 127.

Bedingung. Nach seiner Rückkehr war er lauer. Seckendorf fühlte es und mahnte in Wien zur Uebersendung von Rekruten. [1]) „Mit der Uebersendung einiger unnützen großen Kerle, sie mögen von Nation sein, wie sie wollen, ist mehr auszurichten, als mit den bündigsten Beweisen.“ Von der anderen Seite fehlte es nicht an solchen Argumenten. Auch hob man andere hervor, alle auf den König persönlich berechnet. Die Doppelheirath trat lebhaft wieder in den Vordergrund, und um dieser willen hielt die Königin eifrige Fürsprache für das Festhalten am Bündnisse zu Hannover.

Dennoch gelang es im October 1726, den König zur Unterzeichnung des Vertrages von Wusterhausen [2]) zu bewegen. Der Vertrag war nur erst vorläufig. Friedrich Wilhelm machte alles davon abhängig, daß der Kaiser ihm Jülich-Berg verschaffe. Karl VI. versprach in den nächsten sechs Monaten einen gütlichen Vergleich zu vermitteln, mit Vorbehalt jedoch der Reichsgesetze. Wenn auch der Vertrag noch nichts Bestimmtes festsetzte: so war doch viel erreicht. Der für Kaiser und Reich so höchst gefährliche Bund von Hannover war mittelbar gesprengt.

Und nun ließ Friedrich Wilhelm seiner Loyalität freien Lauf. Er bat Seckendorf [3]) dem Kaiser und dem Prinzen Eugen zu melden, wie getreu patriotisch er gesinnt sei. „Ich habe Geld und Truppen,“ sagte er. „Wenn nur der Kaiser mich als einen Bundesgenossen behandeln will: so soll er finden, daß ich von den patriotischen Gedanken meiner Vorfahren niemals abgegangen bin. Ein deutscher Kaiser soll und muß bleiben. Die deutschen Fürsten sind mit dem Hause Oesterreich wohlgefahren. Ich will keinen Franzosen noch Engländer ins Reich lassen, und wenn ich auch alles dabei aufsetzen sollte.“ Der König bat den kaiserlichen Gesandten, dies doch ja recht an den Prinzen Eugen zu schreiben. Dann hoffe er, daß

---

1) a. a. O. S. 143. — 2) Förster a. a. O. S. 159. — 3) a. a. O. S. 153.

dieser wieder sein guter Freund würde, wie er es ehedem gewesen. Er wolle Gut und Blut für den Kaiser und das Erzhaus aufsetzen. Er wolle auch seinen Kindern, besonders dem Kronprinzen diese gute Gesinnung einzuflößen niemals unterlassen.

Ungeachtet der Bemühungen der Gesandten von Frankreich und England, des Bittens und Flehens der Königin und ihrer Partei, beharrte Friedrich Wilhelm in dieser ergebenen Gesinnung für den Kaiser. Karl VI. konnte die Zusage eines Vergleiches mit Pfalz-Sulzbach über Jülich und Berg binnen sechs Monaten nicht erfüllen. Das änderte die Sache nicht wesentlich. Am 23. Dezember 1728 ward der geheime Berliner Vertrag geschlossen.[1]) Der Kaiser und der König verbürgten einander den Besitz ihrer Länder für sich und ihre Erben, und zwar in Betreff des Kaisers für die Nachkommen beiderlei Geschlechtes. Wenn ein Anspruch von Seiten Brandenburgs auf irgend ein kaiserliches Erbland noch vorhanden gewesen wäre: so hätte er hier geltend gemacht oder erwähnt werden müssen. Es geschah nicht. Wegen der streitigen Erbfolge in Jülich und Berg verpflichtete sich der Kaiser zur Abtretung seiner eigenen Ansprüche, und zur gütlichen Auseinandersetzung, jedoch mit Vorbehalt seines höchsten und uneingeschränkten Amtes als des obersten Richters im Reiche.

Wir sehen, wie Friedrich Wilhelm bemüht ist, seine Stellung so weit hinaufzuschrauben, daß er von dem Kaiser auf dem Fuße einiger Gleichheit behandelt werde. Um diesen Preis, mit der Aussicht auf Vergrößerung, zumal wenn noch einige lange Kerle ihm zukamen, war er ein aufrichtig deutsch gesinnter Mann und beharrte in der ererbten Ergebenheit seines Hauses für den Kaiser.

Es kam nun darauf an, ob Friedrich Wilhelm dieselbe getreue Gesinnung gegen den Kaiser und das Erzhaus, dem er alle

---

1) a. a. O. S. 215.

seine Besitzungen ohne Ausnahme verbürgt, seiner Zusage gemäß auch in seinem Sohne und Nachfolger würde erwecken können. Schon hatten die Dinge bei diesem eine für den Vater sehr bedenkliche Wendung genommen. Wir haben diese oft rein persönlichen Dinge zu betrachten; denn die Geschichte der beiden Persönlichkeiten ist die Geschichte ihrer Zeit. Eine kräftige Persönlichkeit treibt das Meer des allgemeinen Knechtssinnes in die bestimmte Richtung eines Stromes, der nur geschaffen ist durch den Willen der einen Person.

Dritter Abschnitt.

Die Geburt des Kronprinzen Friedrich im Januar 1712 warf noch einen letzten Schimmer wahrer Freude in das prachtvoll öde Leben Friedrichs I. Er starb mit der Beruhigung, daß der männliche Stamm seines Hauses gesichert war. Friedrich Wilhelm sorgte mit väterlicher Zucht nach seiner Art für die Erziehung seines Thronerben. Es war nicht die Art, welche dem Naturell des Knaben zusagte, und sehr bald wandten sich die Gemüther von einander ab. Um so härter ward die Behandlung, welche der Prinz erfuhr. Das elterliche Haus ward zerrüttet durch Zwietracht. Auf der einen Seite stand die Königin mit ihren beiden ältesten Kindern, auf der anderen der König, geneigt zu Mistrauen und Argwohn und auflodernd im grimmen Jähzorn.

Das älteste dieser Kinder, die Markgräfin von Baireuth, hat später die Erlebnisse dieser Jugend aufgezeichnet. Es ist nicht ein Buch voll Blut und Mord, und dennoch widert es uns an, daß jemals ein Kind in solcher Weise das Walten und Thun des Vaters beschreiben könne, Jahre lang nach seinem Tode. An der Stelle kindlicher Pietät herrscht dort nur Bitterkeit und Haß. Man hat gesagt und vielleicht mit Recht, daß wenn auch nur die Hälfte des Erzählten durchaus wahr und begründet sei, schon diese

Hälfte das Haus des Tagelöhners, der im treuen Vereine mit der Gefährtin seines Lebens still und fleißig sein trockenes Brod für sich und seine Kinder erwirbt, als ein Paradies erscheinen lasse gegen diesen königlichen Palast. Es ist möglich. Allein indem wir uns nur darauf beziehen wollen, was unumstößlich wahr und sicher aus unmittelbaren Quellen entspringt, thun wir besser daran, diesen Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth, obwohl man sie die Lieblingsschwester des nachherigen Königs nennt, für unsere Zwecke völlig zu entsagen.

Nur so viel steht auch ohne jene Einzelheiten fest aus allen Berichten: die Jugend Friedrichs war sehr hart. Man hat darin einen Vortheil finden wollen für die Entwickelung zum Manne. Man hat auf ihn das Wort der Schrift angewendet: es ist dem Manne gut, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Es würde dabei wichtig sein, zunächst zu erörtern, was unter diesem Joche verstanden werde, und ob deshalb diese Worte hier zutreffen. Der Gärtner wünscht für seine zarten Pflanzen milden Regen und warmen Sonnenschein. Auch ein Unwetter dann und wann ist ihm nicht unlieb: es reinigt und es säubert. Aber Sturm und Unwetter erziehen seine Pflanze nicht: ihre häufige Wiederkehr bringt Verderben und Verunstaltung. Der Stamm, der früh gebogen sich hat krümmen müssen, bleibt krumm und wenn seine Wipfel ragten gleich denen der Cedern des Libanon. Wie bei der Pflanze, ähnlich entscheidet auch bei dem Menschen die Jugend über das Leben. Die Erinnerung an eine Jugend voll Licht und Sonnenschein, voll milden Regens, und zuweilen nicht völlig ohne Sturm, ist die Stütze in den Kämpfen des Mannes und der Trost des Greises. Diese Erinnerung taucht hervor in den Tagen des Unglückes, um den Schmerz zu lindern und zur neuen Hoffnung zu erheben. Sie wirft sich, wenn sie schmerzlich ist, mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Unglücklichen, um sein Schicksal noch schwärzer zu malen. Also hat es vor allen Friedrich empfunden.

Nach dem Finkenfange bei Maxen bricht der unumschränkte König gegen seinen Vorleser in die schmerzlichsten Klagen aus. Worüber? Ueber den eben erlittenen Verlust von Maxen hebt sich als tieferer, dunklerer Schatten empor das traurige Schicksal seiner Jugend, und der 47jährige Mann läßt nicht ab zu erzählen, was damals, was er als Knabe erlitten, und wie man dann ihn behandelt habe in Küstrin. [1])

Die allzu harte Zucht entwickelt einen eigenwilligen, nicht einen selbstständigen, festen Charakter. Das Gefühl des Rechtes und Unrechtes ist niemals stärker als bei einem Kinde. Jeder Schlag zu viel schlägt einen Pflock in das zarte kindliche Gemüth zur Verstockung und Verhärtung. Die Waffe des Schwachen dem Starken gegenüber ist List, Verschlagenheit, Unwahrheit, Lüge. Diese Unwahrheit tritt früh hervor. Der Brief des sechszehnjährigen Prinzen [2]) an seinen Vater vom 11. September 1728, zeigt uns das unkindliche Verhältnis voll Trotz und Unwahrheit. Die Antwort des Vaters ist herb und scharf. Der Prinz sagt: „Nach langem Nachdenken zeigt mir mein Gewissen nicht das Mindeste auf, was ich mir vorzuwerfen hätte.“ Der Vater erwiedert: „Du thust in nichts meinen Willen, als nur mit Zwang angehalten. Du bist eigensinnig und liebst deinen Vater nicht.“

Das Verhältnis wird trüber von Jahr zu Jahr und von Monat zu Monat. Die Neigungen gehen weit auseinander. Der Prinz steht unter dem Einflusse französischer Lehrer und französischer Literatur. Es ekelt ihn vor dem Qualme und den rohen Späßen des Tabaks-Collegiums, welches dem derben Vater zum täglichen Bedürfnisse geworden. Der endlose Camaschendienst ist ihm zuwider. Aber Friedrich Wilhelm ahnt oder weiß auch andere Dinge. Der sittlich strenge Mann sieht mit Kummer und Zorn seinen Sohn die Bahn des Lasters betreten. Und dazu taucht in

---

1) Oeuvres de F. Tom. XXVII. 3. p. XII. — 2) a. a. O. p. 9.

seinem zu Mistrauen und Argwohn geneigten Gemüthe eine andere Furcht empor, eine Furcht, die als ein Erbübel seines Hauses erscheinen mußte.

Hundert Jahre zuvor hatte Georg Wilhelm seinem Sohne und Nachfolger Friedrich Wilhelm nicht getraut.[1]) Die eindringlichsten Vorstellungen des Ministers Schwarzenberg, daß der Kurfürst seinen Sohn und Erben mit Anstand und Wohlwollen behandeln möge, hatten nur mit Mühe vermocht, ein leidlich gutes Verhältnis herzustellen. Dieselbe Stellung zwischen Vater und Sohn kehrt wieder zwischen Friedrich Wilhelm und Friedrich, dem späteren ersten Könige. Immerhin mochte die Stiefmutter daran einen guten Theil der Schuld tragen. Dasselbe Verhältnis kehrt wieder zwischen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Auch dies Mal liefen die Neigungen auseinander. Wiederum sehen wir Friedrich Wilhelm I. erbittert gegen seinen Sohn. Freilich, auch dies Mal schlugen Vater und Sohn so ganz verschiedene Wege ein. War es denn bloß das? —

Im August 1730 versuchte Friedrich zu fliehen. Er ward angehalten. Was dann weiter geschah, ist bekannt. Das Kriegsgericht erkannte gegen den Mithelfer Katt die Festungsstrafe. Der König war damit nicht zufrieden. Er verschärfte das Urtheil zur Todesstrafe, und fügte die Gründe der Verschärfung hinzu. Der hauptsächlichste und erste dieser Gründe[2]) ist: „Weil dieser Katt mit der künftigen Sonne tramirt" u. s. w. Er hat nach allen Rechten verdient, mit glühenden Zangen gerissen und aufgehängt zu werden, meint der König, und will es als eine Gnade angesehen wissen, daß er den Katt nur zum Schwerte verurtheile.

Warum ist Friedrich geflohen und was hat er gewollt? Es ist das eine Frage, für welche bis heute die Antwort nicht offen liegt. Friedrich schreibt aus seinem Arreste an seinen Vater und

---

1) Cosmar: Schwarzenberg S. 363. — 2) Preuß: Friedrich der Große. I. 43

bittet um Entledigung.[1]) Er versichert, daß alle seine gemachten Aussagen wahr seien. Er behauptet, daß, wo noch weiterer Verdacht gegen ihn sei, die Zeit die Richtigkeit desselben erweisen werde. Er betheuert, daß er eine solche böse Intention, wie gemeint werde, nie gehabt habe. Welches war diese Intention, die man ihm zur Last legte? Sie ist nicht zu erfahren. Friedrich selber hat als König sich die Akten seines Prozesses geben lassen und sie versiegelt zurückgestellt. Dieses Siegel ist seitdem nicht gebrochen. Nur so viel weiß man mit Sicherheit, daß das Kriegsgericht über den Prinzen das Todesurtheil sprach, und zwar nach der Ansicht des — so weit möglich — genauesten Kenners dieser Thatsachen, mit dreizehn Stimmen gegen zwei.[2]) Es ist nach dem Verhalten des Königs Friedrich Wilhelm nicht daran zu zweifeln, daß er das Todesurtheil vollziehen lassen wollte, und daß es vollzogen sein würde, wenn nicht eine wirksame Fürbitte dazwischen gekommen wäre.

Diese Fürbitte kam von dem deutschen Kaiser Karl VI.

Bereits am 11. October 1730, also bevor noch das Todesurtheil gesprochen war, schrieb Karl VI. an den König die dringende Bitte Gnade für Recht ergehen zu lassen.[3]) Der Kaiser war Pathe zu dem Prinzen, dessen eigentlicher Name Karl Friedrich war.[4]) „Vielleicht," fährt der Kaiser fort, „ist der Kurprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn und das gesammte königliche Haus bis jetzt nicht überzeugt. Ich hoffe, daß er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl ich es auch mit ihm meine. Denn ich glaube, daß die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen innigen Vertraulichkeit und enger Freundschaft meines Erzhauses mit dem königlichen Kur-

---

1) Oeuv. d. F. Tom. XXVII. 3. p. 11. — 2) Preuß a. a. O. I. 43 f. — 3) Preuß I. 440. — 4) Preuß I. 6.

hause Brandenburg abhangt. Ich vertraue ganz auf E. L. Freundschaft und patriotisches Gemüth, und verbleibe dagegen mit aufrichtig deutschem Herzen, mit wahrer Freundschaft, Liebe und Neigung E. L. für allezeit aufrichtig zugethan."

Der treuherzig wohlmeinende Brief des Kaisers übte auf den König eine mächtige Wirkung. Man sagt,[1]) er habe zuerst dem Gesandten Seckendorf geantwortet: „Sie wissen nicht, was Sie erbitten. Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden." Dann jedoch behielten andere Gefühle die Oberhand. Friedrich Wilhelm schildert[2]) dem Kaiser seinen Kummer über das Betragen seines Sohnes. Er meint, er habe wohl Ursache diesen den väterlichen Zorn auch fernerhin empfinden zu lassen. Doch will er ihn zunächst begnadigen. „Ew. Kaiserlichen Majestät lediglich," fährt der König fort, „hat er es in gebührender Erkenntlichkeit zu danken, daß Sie Dero Fürwort ihm haben angedeihen lassen wollen; denn nur dadurch bin ich bewogen worden ihm zu verzeihen. Ich will wünschen und hoffen, daß dies einen solchen Eindruck in sein Herz machen möge, daß er dadurch ganz geändert werde und recht erkennen lerne, wie sehr er Ew. Kaiserl. Majestät für Dero bezeigte aufrichtige Liebe und Neigung verbunden bleibe. Wie ich denn auch selbst niemals die besonderen Kennzeichen von Dero aufrichtigen Freundschaft und Vertraulichkeit vergessen, sondern jederzeit vielmehr mit äußersten Kräften mich dahin bestreben werde Ew. Kaiserl. Majestät hinwider wahre Proben meiner Hochachtung und Ergebenheit abzulegen, und zu zeigen, daß mir nichts lieber ist, als mit Ew. Kaiserl. Majestät und Dero Erzhause in einer beständigen Vertraulichkeit und immerwährenden Freundschaft verknüpft zu sein und solche immermehr befestigt zu sehen. Der ich

1) Mirabeau und Mauvillon: preuß. Monarchie. (deutsche Uebers.) I. 70. Bekanntlich haben die Verfasser in dieser zweiten deutschen Ausgabe die Ausstellungen gegen die erste berücksichtigt. — 2) Preuß: Urkundenbuch zur Lebensgeschichte Fr. d. G. II. 169.

gleichfalls mit aufrichtig deutschem Herzen und dabei auch mit aller Ergebenheit jederzeit verbleibe u. s. w."

Die Briefe sind nicht Aktenstücke, welche durch die Hände der Minister gehen. Sie sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, um auf die Meinung der Menschen in irgend einer Weise einzuwirken. Es sind persönliche Mittheilungen der beiden fürstlichen Häupter an einander, und darum nach Maßgabe menschlicher Dinge so weit wahr, wie überhaupt zwei befreundete Menschen sich unter einander aussprechen. Doch ist den Umständen nach anzunehmen, daß der kaiserliche Gesandte Seckendorf lebhaften Einfluß auf den König geäußert; denn Friedrich Wilhelm folgt in der ferneren Behandlung seines Sohnes hauptsächlich den Vorschlägen Seckendorfs.[1])

Friedrich Wilhelm eröffnete seinem Sohne, weshalb er ihm verziehen. Auch Friedrich schrieb demgemäß an den Kaiser seinen Dank für die Fürbitte, welcher allein er die wiedererlangte Gnade des Königs zuzuschreiben habe. Er versprach sich sein Lebenlang auf das kräftigste zu befleißen, um dem Kaiser aufrichtige und überzeugende Proben seiner schuldigen und erkenntlichsten Ergebenheit, seines wahrhaftigen deutschen und patriotischen Eifers für das kaiserliche Haus zu geben.[2])

Demgemäß leistete Friedrich seinem Vater Abbitte[3]) in den Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit und Unterthänigkeit, mit Anklängen an Gesangbuchsverse, an die Sprüche Salomonis. „Ich kann nicht genugsam," sagt der Prinz, „Gottes Wege hier auch in Führung meines Unglückes erkennen, da er mich zwar durch manchen sauern und rauhen Tritt geführt, aber auch gewis sich einen guten Zweck vorbehält, und bin gewis, daß er es ausführen wird zu seiner Ehre und so, daß Sie dabei vollkommen von meiner Submission versichert sein können." Keiner dieser Briefe, die in der

---

1) Förster: F. W. I. Bd. I. 374. — 2) a. a. O. 381. — 3) Oeuvres de F. l. G. XXVII. 3. p. 12.

That nicht das Gepräge innerer Wahrheit tragen, machte auf den König den Eindruck einer ernstlichen Reue. Es ist in den Briefen des Königs an seinen Sohn eine eigenthümliche Mischung von Mistrauen und Vatergefühl. Was Friedrich Wilhelm auch thut und schreibt, er handelt in gutem Glauben und in voller Ueberzeugung, daß er nur das Beste seines Sohnes im Auge habe. Dazu soll der lange Arrest dienen. Derselbe soll mit Hülfe theologischen Zuspruches den Prinzen namentlich von der Prädestinationslehre abbringen. Friedrich Wilhelm ergeht sich über dieselbe in scharfen Ausdrücken. Der Prinz soll dahin kommen, meint er, die verdammten gottlosen prädestinatianischen Sentiments aus seinem bösen Herzen mit Christi Blut abzuwaschen.

Der Abrede mit Seckendorf gemäß, schickt der König seinen Sohn nach Küstrin, damit er dort praktisch an der Verwaltung Antheil nehmen lerne. Der Prinz bemüht sich auf die Gedanken seines Vaters einzugehen, und Friedrich Wilhelm wendet sich mehr und mehr ihm wieder zu. „Hätte ich nicht die Erkenntnis einer solchen unverdienten Gnade," schreibt der Prinz:[1]) „so wäre ich nicht werth ein Mensch zu heißen." Man muß bei diesen Briefen des Prinzen die Unterwürfigkeit der Ausdrücke jenes Zeitalters zum Vollen mit in Anschlag bringen; aber selbst auch mit dieser Rücksicht sind sie sehr wenig erfreulich. Auch üben sie nur sehr langsam ihre Wirkung. Der Vorwurf der Falschheit klingt von seinem Vater her immer wieder durch. Auf die Bitte des Sohnes, ihm wieder den blauen Rock anzuziehen, entgegnet der Vater: „Das soll lediglich Schmeichelei für mich sein. Die Grenadiere sind in deinen Augen canaille; aber Petit-Maitres, Franzosen, Französinnen und Komödianten: das ist etwas Nobleres, das ist digne d'un Prince. Das sind deine innersten Herzensgedanken, die dir von Jugend auf von Schelmen und — beigebracht sind."[2])

---

1) a. a. O. S. 15. — 2) a. a. O. S. 15.

Aber der Prinz ist nun auf gutem Wege. Der König verspricht ihn wieder zum Soldaten zu machen, sobald er seinen eigenen Haushalt zu führen verstehe. Von da an ist jeder Brief auf die wirthschaftlichen Neigungen des Königs berechnet. Friedrich spricht von Wirthschaft und Menage, rühmt indirekt die Verbesserungen, die der König angelegt. Er erzählt von der Jagd, die der König leidenschaftlich liebt, und die dem Prinzen von ganzer Seele zuwider ist. Er berichtet über die Beschaffenheit des Bodens. Er spricht von Urbarmachung wüster Plätze, von Holzkultur und Schäferei. Das erfreut den Vater. Er geht darauf ein, erörtert mit dem Sohne Wiesenwachs und Landvermessung. Der Prinz macht Anschläge und Contracte zu Glashütten und Vorwerken. Er arbeitet überall auf Plus, wie er sagt. Je zufriedener der Vater wird, desto mehr betheuert der Prinz mit den stärksten Versicherungen seine Unterthänigkeit. „Nach unserem Herrgott erkenne ich keinen anderen Herrn, wie meinen allergnädigsten Vater, und ist kein Anderer als Sie, dem ich die unterthänigste Treue und Gehorsam leisten muß. Ich versichere meinen allergnädigsten Vater, daß ich darauf leben und sterben werde, und finden Sie eine falsche Ader an mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben ist: so thun Sie mit mir in der Welt, was Sie wollen.“ [1])

Bei diesen Erörterungen kommt auch einmal Schlesien zur Sprache, und zwar, so viel von dem schriftlichen und mündlichen Verkehre zwischen Vater und Sohn bekannt ist, nur dies eine Mal. Wenn in dem Vater Friedrich Wilhelm irgend ein Anspruch auf Schlesien, irgend ein Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Anspruches, irgend eine Erinnerung eines verübten Unrechtes gegen sein Haus in Betreff Schlesiens lebendig gewesen wäre: so dürften wir erwarten, daß in diesem Verkehre zwischen Vater und Sohn ein Wort davon fallen müsse. Ein solches Wort ist nicht vor-

---

1) a. a. O. S. 33.

handen. Nicht darum handelt es sich. Vater und Sohn sehen mit Verdruß, daß schlesische Kaufleute unmittelbar mit Hamburg in Verbindung stehen, und erörtern, ob es nicht ein Mittel gebe, zu Gunsten der Brandenburger diese Verbindung zu stören. Es findet sich keines; denn die Benutzung des Canales: neuer Graben, ist den Schlesiern vertragsmäßig zugesichert. Solchem Vertrage darf man nicht offen zuwider handeln, meint der Prinz, nur mittelbar muß man die schlesischen Kaufleute stören und hindern.[1])

Sollte der Prinz damals in tiefster Seele noch nichts Anderes in Bezug auf Schlesien gedacht haben, als Störung des schlesischen Handels? Niemand gibt davon Kunde. Der Vertrag von Hannover, in welchem Frankreich und England dem preußischen Könige Schlesien als Lockspeise vorhielten, ähnlich wie 80 Jahre später der Kaiser Napoleon I. den König Friedrich Wilhelm III. mit dem Lande Hannover köderte, jener Vertrag stand in inniger Verbindung mit den Planen der Mutter auf die Doppelheirath ihrer beiden Kinder mit den englischen. Es ist fast mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Prinz Friedrich durch seine Mutter von jenem Vertrage Kenntnis erhalten habe. Wenn dies, wie wir annehmen dürfen, geschehen ist: so schlummerte noch der Gedanke in seiner Seele. Nicht freilich, als ob er an Eroberung überhaupt nicht gedacht habe. Während er seinem Vater Berichte macht über Glashütten und Vorwerke, über neue Kulturen und über sein Bestreben in der Einnahme des Amtes Ruppin ein Plus zu erzielen, bewegt der 19jährige Prinz bei sich andere Gedanken in Betreff seiner Nachbaren.[2]) Zuerst ist er für den Frieden. „Ein König von Preußen," sagt er, indem er diesen Namen im Voraus auf die deutschen Länder des Hauses Brandenburg überträgt, „ein König von Preußen muß für jetzt wegen der Lage seiner

---

1) a. a. O. S. 37. — 2) Oeuvres de Fr. le Gr. XVI. p. 1. an Natzmer.

Staaten, die Europa diagonal durchschneiden, gute Freundschaft mit allen seinen Nachbaren halten, mit den Königen, dem Kaiser und allen Kurfürsten; denn ein Krieg kann ihm nicht leicht vortheilhaft sein." Also der friedliche Beginn. Allein er fährt fort. „Es wäre eine sehr schlechte Politik, das System eines Menschen ohne alle schaffende Kraft und Erfindung dabei stehen bleiben zu wollen. Denn wer nicht vorwärts geht, weicht zurück. Es ist vielmehr nöthig die einzelnen Theile zu nähern, die Stücke, die natürlich zu unserem Besitzthume gehören, wieder zusammen zu bringen. Da ist zuerst das polnische Preußen, welches jederzeit zum Königreiche gehört hat und nur abgetrennt ist in Folge der Kriege, welche die Polen mit dem deutschen Orden hatten. Dann ist da das schwedische Pommern, von welchem wir nur durch die Peene getrennt sind. Es eröffnet sich dann der Weg zu einer neuen Eroberung, die sich ganz natürlich darbietet, nämlich Mecklenburg. Man hat nur das Aussterben der herzoglichen Linie geduldig zu erwarten, um ohne Weiteres Besitz zu nehmen. Ich schreite von Eroberung zu Eroberung, und setze mir vor, wie Alexander, eine neue Welt zu gewinnen. Die Länder Jülich-Berg zu erwerben, ist durchaus nothwendig, um sich von dieser Seite zu vergrößern und Kleve und Mark nicht ohne Gesellschaft zu lassen. Durch diese Erwerbung bahnt man sich den Weg zu vielen Gegenständen, um necken und chicaniren zu können, wie das ja bei den häufigen Streitigkeiten auf den Grenzen niemals fehlt. Der Nutzen dieser Erwerbungen ist mithin einleuchtend."

„Es ist die politische Nothwendigkeit, die ich hervorhebe," sagt er. „Ich meine auch, daß das was ich sage, sehr vernünftig ist. Denn wenn die Dinge so weit sind: so würde der König von Preußen unter den Großen der Erde eine hübsche Figur machen."

Wie sich erwarten läßt, ist nicht gemeine Habgier der Grund dieses politischen Strebens. Wer auch hätte jemals das von sich gesagt? — „Ich wünsche diesem Hause von Preußen," fährt der

Prinz fort, „daß es sich völlig aus dem Staube erhebe, in welchem es bislang gelegen, damit es die protestantische Religion in Europa und im Reiche blühend mache, damit es der Schutz der Betrübten, die Stütze der Wittwen und Waisen, die Zuflucht der Armen sei. Aber wenn es sich ändert," setzt er dann in gleich frommer Salbung hinzu, „wenn Ungerechtigkeit, Lauheit gegen die Religion, Parteilichkeit und Laster die Oberhand nähmen: so wünsche ich, daß es zu Grunde gehe."

Es sind die Eroberungspläne des Prinzen vom Jahre 1731. Schlesien ist damals noch darin nicht aufgenommen. Da der Prinz aus seinen anderen unfriedlichen Gedanken so wenig ein Hehl macht: so ist kaum anzunehmen, daß dies Verschweigen ein Willkürliches ist. Der Grund muß ein anderer sein. Entweder dachte er nicht daran, oder die Pietät gegen den Kaiser, der drei Monate zuvor ihm das Leben gerettet, drängte den Gedanken noch zurück.

Seitdem der Prinz die Gewogenheit des Vaters wieder erlangt, ist dieser auf seine Weise beflissen, für seinen Sohn in bester Weise zu sorgen. Er sieht sich nach einer Frau für ihn um, und es gelingt dem Vater, eine solche nach seiner Ansicht passend zu finden. [1]) Es ist die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern. Um Mitternacht am 4. Februar 1732 klopft eine Stafette an die Thür des Kronprinzen in Küstrin. [2]) Sie überbringt die Meldung der ausgesuchten Braut. Der Brief ist eine seltsame Mischung von patriarchalischer Ehrlichkeit und Derbheit. Der Prinz mochte verwundert diese neue väterliche Gnadengabe anschauen, die also wie vom Himmel ihm zufiel. Aber es galt hier nicht langes Besinnen. Noch in derselben Stunde ging die Antwort des Prinzen ab, mit der Versicherung seines blinden Gehorsams.

Die Umstände dieser Heirath sind wichtig, einestheils um das Verhältnis darzulegen, in welchem Friedrich zu Manneswort und

---

1) Oeuvres XXVII. 3. p. 53. — 2) Preuß. Urkundenbuch II. 206. Nro. 97.

Glauben stand, andererseits wegen der Anklage, die er später wegen dieser Heirath gegen den Kaiser bei der Nachwelt erhoben hat.

Es ist zunächst die Frage, ob es nach Friedrichs eigener Anschauung — denn nur diese kann ja in Frage kommen, nicht etwa ein menschliches und sittliches Recht — ob es in Friedrichs Augen selbst seinem Vater zustand ohne Zuthun des Sohnes eine Frau für ihn zu wählen und Gehorsam von ihm zu fordern. Friedrich hat später als König in gleichem Falle eben so gehandelt, nicht etwa für einen Sohn, den er ja nicht hatte, sondern als Haupt des Hauses für seine anderen Angehörigen. Im Mai 1769 wählt er Friederike von Hessen-Darmstadt für den Prinzen von Preußen als Gemahlin.[1]) Mithin war thatsächlich nach Friedrichs Anschauung — und nur von dieser, wir wiederholen es, kann hier die Rede sein — auch der Vater völlig befugt zu dieser Wahl und zu diesem Gebote für seinen Sohn. Demgemäß hatte der Prinz noch in derselben nächtlichen Stunde, in welcher er den Befehl des Vaters erhielt, an beide Eltern seine Bereitwilligkeit zum Gehorsam gemeldet, freilich zunächst nur in allgemeinen Ausdrücken.

Er beharrt in dieser Bereitwilligkeit; aber man sieht seinen Kampf. Die einzige Persönlichkeit, gegen die er sich näher auslässt, ist Grumbkow,[2]) und die Briefe an diesen tragen mehr als andere den Stempel der Aufrichtigkeit, wenn auch oft nur das Bestreben, diesen Stempel darzulegen. Der Prinz hält die ihm bestimmte Braut für dumm. Dies ist das schwerste Hinderniß. „Wenn ich durch Gehorsam,“ sagt der Prinz, „mir die Gnade des Königs sichern kann: so bin ich bereit alles zu thun, was in meiner Macht ist. Aber ich verlange, daß das corpus delicti bei der Großmutter erzogen wird. Denn ich will lieber cocu sein, oder unter dem Reifrocke meiner Zukünftigen dienen, als eine bête zu

---

1) Oeuvres XXVII. 2 p. 136. — 2) Oeuvres XVI. p. 37 vom 11. Febr. 1732.

haben, die mich durch Dummheit in Zorn bringt und die ich nur mit Scham produziren könnte. Wenn es noch möglich ist, so muß sie reformirt werden."

Es scheint mithin, daß der Prinz damals auch persönlich für sich noch einigen Werth auf positive Kirchenformen gelegt habe. Tief begründet ist indessen diese Neigung nicht; denn im selben Athem verlangt er, daß die ihm bestimmte Braut die école des maris et des femmes auswendig lerne. Das, meint er, ist besser als Johann Arndts wahres Christenthum. Er versichert Grumbkow, daß er sich gegen den Herzog und die ganze Familie mit dem größten Anstande betragen wolle, obwohl er sie hasse wie die Pest, sie und ihre ganze Brut. Und wiederum erhebt sich dann die Furcht vor der Dummheit. „Wenn sie dumm ist: so entsage ich ihr und dem Teufel. Man sagt, sie habe eine Schwester, welche wenigstens Menschenverstand hat. Warum soll ich denn die Aeltere nehmen? Die Jüngere ist doch eben so viel, und dem Könige kann es einerlei sein."

Die Abneigung steigt, obwohl er die Braut noch nicht gesehen. Es ist die natürliche menschliche Abneigung gegen einen Zwang in einer Sache, welche durch ihr Wesen selbst die Freiheit des Individuums fordert. Fünf Tage nach der ersten Kunde meldet Friedrich an Grumbkow: „Ich will lieber eine Kokette, als eine Fromme. Kurz wenn ich mich für mich verheirathen soll, so muß meine Frau nach meinem Geschmacke sein." [1])

Grumbkow ist für den Prinzen thätig. Er unternimmt es dem Könige Einwendungen zu machen. Friedrich Wilhelm legt seine Gründe dar. Der Minister kann nicht umhin, sie anzuerkennen; aber er bittet den König, dem Prinzen Zeit zu lassen, ihn nicht zu drängen, ihn nicht bloß als Sohn, sondern als Freund

1) Oeuvres XVI. p. 43.

zu behandeln. Der König sagt zu. Also am 18. Februar, und mithin scheint alles auf gutem Wege.

Zwei Tage nachher speist Grumbkow beim Könige. Ueber Tische reicht ihm der König einen Brief seines Sohnes vom 19. Februar.[1]) Der Brief lautet also: „Allergnädigster Vater! Ich habe heute die Gnade gehabt meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater von der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will: so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte all in unterthänigster Submission meines allergnädigsten Vaters weitere Ordre. Ich kann schwören, daß ich mich recht freue die Gnade zu haben meinen allergnädigsten Vater wieder zu sehen, dieweil ich ihn recht aufrichtig liebe und respektire. Uebrigens empfehle ich mich in meines allergnädigsten Vaters beständige Gnade, und versichere, daß nichts in der Welt ist, was mich davon abwenden kann, indem ich bis an mein Ende mit allem unterthänigsten Respekte und Submission verharre" u. s. w.

Als Grumbkow diesen Brief gelesen,[2]) fragt ihn der König: „Was sagen Sie davon?" Grumbkow schiebt die Frage zurück. Der König entgegnet mit Thränen in den Augen: „Es ist der glückseligste Tag meines Lebens." Er geht fort mit dem Herzoge von Braunschweig-Bevern in das Nebenzimmer. Sie umarmen sich viel. Grumbkow hat den König nie so zufrieden gesehen. Es ist augenscheinlich, daß der Plan der Heirath durchaus dem innersten Wesen und der persönlichen Neigung des Königs entstammte. Schon malt Grumbkow sich aus, daß alles gut gehen werde. Er hat absichtlich die Schönheit der Prinzessin nicht loben wollen, damit der Prinz durch ihren Anblick, weil er sie sich geringer vor-

---

1) O. XXVII. 3. p. 58. — 2) O. XVI. p. 43.

gestellt, angenehm überrascht würde. Aber nun meint er, die Prinzessin habe sich sehr zu ihrem Vortheile verändert. Je öfter man sie sieht, desto mehr findet man sie hübsch.

In dieser frohen Hoffnung, daß nun alles erledigt sei, kehrt Grumbkow heim in seine Wohnung und legt sich nieder. Beim Erwachen am anderen Morgen wird auch ihm ein Brief des Prinzen überreicht, vom selben Datum, wie derjenige an den Vater. Er scheint also dasselbe enthalten zu müssen, und Grumbkow erbricht ihn. Der Brief betrifft allerdings denselben Gegenstand, die Heirath und die Prinzessin von Braunschweig. Aber der Inhalt ist sehr verschieden. [1])

„Urtheilen Sie selbst," schreibt der Prinz, „mein lieber General, ob ich sehr erfreut sein kann durch Ihre Beschreibung von dem abscheulichen Gegenstande meiner Wünsche. Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, daß ich mich nicht verheirathe für ihn, sondern für mich. Sie können dem Herzoge auf irgend eine Weise zu wissen thun: was auch davon komme, ich will sie nicht. Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, daß es mein Schicksal ist, es zu bleiben: man muß sich gedulden und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat. Doch noch habe ich Hülfsquellen: ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der allgütige Gott wird mich dafür nicht verdammen."

Der Kaiser Karl VI. scheint damals die Schritte seiner Schwägerin, der Herzogin von Braunschweig-Bevern, für die Heirath misbilligt zu haben. Denn Friedrich bricht in Lob für den Kaiser aus. „Ich billige sehr die Stafette des Kaisers, durch welche er das unsinnige Betragen seiner Schwägerin verwirft. Wie lächerlich macht sich diese Frau vor der Welt, und wie fällt das auf

1) O. XVI. 41.

ihre Tochter zurück!“ In wie weit diese Worte des leidenschaftlich erregten Prinzen gegen die Herzogin Wahrheit haben, liegt nicht vor; aber es ist nach dem Benehmen des Königs eine unverkennbare Thatsache, daß die Heirath sein persönlicher, eifriger Wunsch war. Auch erkennt der Prinz diese Sachlage sehr wohl. „Was denn beabsichtigt der König?“ sagt er. „Will er sich meiner versichern, so ist das nicht das Mittel. Eine andere könnte es thun, aber nicht eine bête, und es ist moralisch unmöglich den Urheber unseres Unglückes zu lieben.“ Er drängt und fordert: „Wenn es rechtschaffene Leute in der Welt gibt: so müssen sie denken, mich zu retten aus der gefährlichsten Lage, in welcher ich je gewesen bin!“

Es ist möglich, daß ein Mensch, der an einem und demselben Tage zwei solche Briefe über denselben Gegenstand schreibt, viele vortreffliche Eigenschaften des Verstandes habe, Feldherrntalente besitze und dergleichen; allein seine Ansprüche auf männlichen Muth und männliche Würde, auf Wahrheit und Ehrenhaftigkeit in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen als Individuums sind offenbar gering. In diesem Sinne antwortet Grumbkow. „Wie,“ ruft er aus, „während Sie selbst dem Könige alles bewilligen, reden Sie zu mir in Verzweiflung und verlangen, daß ich mich auf meine Gefahr in diese Angelegenheiten mischen soll!“ In der That scheint die kalte Glätte des Hofmannes mit diesem Abweisen nichts zu thun zu haben: es ist die moralische Entrüstung des ehrlichen Mannes, welche dem Prinzen erwiedert, wie er es verdient. Denn Grumbkow glaubt herauszufühlen, daß der Prinz ihn für sich voran ins Feuer schicken will, ob es vielleicht etwas hülfe, und doch zugleich im Falle des Fehlschlagens eines solchen Voranschickens beflissen ist, sich selber durch seinen eigenen Brief an den Vater zu decken. Dieser Plan, wenn er vorhanden war, ward vereitelt dadurch, daß Grumbkow den Brief des Prinzen an den König eher las, als den Brief an ihn selbst. Aber er lieh seinem Unmuthe scharfe Worte. Er erzählt dem Prinzen, in welcher Weise der König

zu Wusterhausen in jener Zeit mit ihm geredet, als der Prinz in Küstrin im Arreste saß. „Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle. Gott gebe, daß ich nicht wahr rede; aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme." Also habe es ihm der König zweimal wiederholt, und Grumbkow betheuert mit feierlichem Schwure, daß dies die Wahrheit sei. „Ich weiß," setzt er hinzu, „daß nach Allem was ich schreibe, ich die Gnade E. K. H. verliere; aber ich bin darauf gefaßt, und Sie werden mir erlauben mich ganz und gar von Ihren Angelegenheiten zurückzuziehen."

Der Prinz vertheidigt sich am 22. Februar. Er sucht sich herauszuwinden. Er schiebt Grumbkow die Schuld zu: „Warum haben Sie mir ein so häßliches Bild von der Prinzessin gemacht?" Er fragt weiter ganz verwundert, was er denn gethan, daß Grumbkow also in Zorn gegen ihn ausgebrochen. „Ich weiß doch gar nicht," fügt der Prinz hinzu, „daß ich dem Könige so bestimmt versprochen habe die Prinzessin zu heirathen." Grumbkow schwieg. Da der Prinz außer ihm keinen Anderen fand, den er als Vorkämpfer für sich in die Bresche schicken konnte: so blieb sein unbedingter Gehorsam in Kraft. Acht Tage später wurde er zum Obersten ernannt. Grumbkow schwieg.

Der Prinz sucht ihn wieder, und es gelingt.[1]) Grumbkow erstattet Bericht aus der Umgebung des Königs. Was auch komme, der Kronprinz Friedrich verläßt sich auf den Kaiser. „Wenn nur der Kaiser uns nicht verläßt," meint er: „so ist zu hoffen, daß nichts zu fürchten ist." Der Prinz erörtert sein ganzes Verhältnis zu dem Vater mit Grumbkow. Eben damals wünscht Friedrich Wilhelm seine loyale Gesinnung gegen den Kaiser persönlich zu bethätigen. Es geschieht. Sie kommen in Prag zusammen. Dort

1) Oeuv. XVI. p. 50.

befragt der Kaiser den König über den Charakter des Prinzen.[1]) Friedrich Wilhelm hatte nie getraut, und das auffflackernde Feuer seiner Freude über den Gehorsam des Sohnes hatte doch bald wieder einer ruhigen Erwägung der Thatsachen weichen müssen. Friedrich Wilhelm entgegnete, daß er seinem Sohne nicht traue, und sprach dieselben Worte nach der Rückkehr dem Prinzen offen aus. Dieser freilich ist abermals gehorsam. Der Vater befiehlt ihm häufiger an seine Braut zu schreiben, und er gehorcht.

Anders redet er zu Grumbkow. „Ich sage Ihnen meine Ansichten," schreibt der 21jährige Prinz, „wie ich sie denke vor Gott." Mithin ist er nach seiner eigenen Versicherung aufrichtig. Bereits ist ihm die Aussicht heller aufgegangen; denn die Heirath macht ihn selbstständig im eigenen Hause. Er hofft, daß der König sich dann nicht mehr in seine Angelegenheiten mischen werde. Wenn er es thut, so gehen die Dinge schlecht und die Prinzessin muß darunter leiden. Warum denn die Prinzessin? Was denn hatte diese gegen ihn verbrochen? „Ich will mich nicht durch Weiber regieren lassen," sagt er. „Sie mag thun, was ihr gefällt, und ich thue, was mir beliebt. Es lebe die Freiheit!" Er legt seine Anschauung über die Frauen dar. „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß, und dann verachte ich es." Das war die Anschauung, wir wiederholen es, des 21jährigen Jünglings. Der Mann hat dieselbe nicht höher gehoben. Er hat Frauenliebe und Frauenehre nie gekannt, noch gewürdigt. Kein heiterer, milder Sonnenglanz der Zuneigung einer ehrenhaften Weiblichkeit ist erwärmend und belebend in das öde Leben des Mannes gefallen, und auch da, wo ein solcher die Eisesriegel zu sprengen suchte, da schob er neue rasch und eilig vor. Es ist ein unendlicher Abstand zwischen seinen Briefen und denjenigen seiner späteren Frau.

1) a. a. O. p. 51.

Doch noch hat er Hoffnung, daß es nicht dahin komme. Dem Kaiser ist die beabsichtigte Heirath nicht genehm: er arbeitet entgegen und wünscht bei den veränderten politischen Umständen eine Verbindung der Königsfamilien von England und Preußen.[1]) Ob Karl VI. lediglich ein politisches Interesse dabei hatte oder auch Rücksicht für sein Pathenkind, ist wesentlich einerlei; es kommt für uns hier nur darauf an, wie Friedrich dies Bestreben des Kaisers auffaßt. Eben damals hat der Kaiser dem einstigen Lehrer des Prinzen, dem Duhan, Wohlthaten zugewendet. Der Prinz ergießt sich in feurigen Ausdrücken für den Kaiser.[2]) „Dieser Fürst," ruft er aus, „der die Bewunderung Europas ist, hat sich gegen mich nur durch großmüthige Handlungen zu erkennen gegeben. Ich bringe ihm jede Erkenntlichkeit dar, die meine Pflicht mir zu haben gestattet, und ich kann dem Grafen Seckendorf versichern, daß ich mehr Verehrung für den Kaiser habe wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten, als wegen seines Ranges. Ich bin unglücklich genug, nicht alle Sorgfalt meiner Freunde durch meine guten Absichten vergelten zu können; aber ich hoffe, daß ich nicht prädestinirt sein werde, ihnen Kummer zu machen."

Die Bemühungen des Kaisers gingen so weit, daß Friedrich Wilhelm im Ernste darüber aufgebracht wurde.[3]) Er hatte sein Wort gegeben. Sollte er die Niederträchtigkeit begehen dasselbe zu brechen oder zu lösen? Daß man nur die Möglichkeit dessen annehmen konnte, erregte ihm heftigen Zorn. Friedrich dagegen zürnt nicht. Auch widersetzt er sich nicht. Er sagt seinem allergnädigsten Vater auch nicht ein einziges Mal seine wahre Meinung. Er spricht sie zu Grumbkow und Anderen aus, höhnend, spottend über die unglückliche Braut, die in jugendlicher Unbefangenheit, mit sorglos heiterem Vertrauen ihrem Schicksale entgegen eilt.[4]) „Ich studiere,"

---

1) Förster: F. W. I. Bd. II. S. 148. — 2) Oeuv. XVI. 73. — 3) Förster II. S. 148. — 4) Oeuv. XVI. 79.

meldet er im Januar 1733, „die Complimente für Braunschweig und ich gehe auf die Eberjagd, um sie zu lernen; car entre Westphalien et porc il n' y a pas grande différence.“ Er spricht weiter in verächtlichen Ausdrücken von seiner Braut, und schließt: „Um aber von einer ernsthafteren Sache zu reden und die mich mehr interessirt: so versichere ich Sie, mein sehr theurer Freund, daß ich bis ins Grab aufrichtig Ihnen zugethan sein werde.“

Es ist ein merkwürdiges Verhältnis des Prinzen zu dem General Grumbkow. Jener betheuert unablässig seine Dankbarkeit. Er versichert abermals und abermals auf seine Ehre, daß er es den Kindern des Generals vergelten wolle. Diese Dankbarkeit bezog sich allem Anscheine nach auf die Geldhülfen, die Grumbkow ihm zu Theile werden ließ; denn es war eine der übelsten Seiten der übertriebenen Sparsamkeit Friedrich Wilhelms, daß seine Kinder Mangel litten für Ausgaben, die in ihrer Stellung unvermeidlich waren. Wenn der Prinz des Anstandes wegen ein Geschenk an seine Braut schicken wollte: so mußte er selbst es erst von dem Vater erbitten.[1]) Der Vater befiehlt ihm im Januar 1733 einen Besuch in Braunschweig zu machen. Selbst dazu erhielt er kein Geld. Die Freunde halfen aus und streckten vor. Namentlich war es auch hier wieder Seckendorf; denn der kaiserliche Hof war fortdauernd bemüht die Zuneigung des Prinzen dadurch zu sichern, daß man ihn persönlich zur Dankbarkeit verpflichtete. Der Prinz kommt dem entgegen. „Ich will mich lieber an Sie wenden,“ sagt er zu Seckendorf,[2]) „als an einen Anderen, weil ich Sie als meinen treuesten Freund kenne.“ Eben so sind seine Ausdrücke voll Anhänglichkeit und hoher Verehrung für den Kaiser. Das erfreut Karl VI. und er läßt gern diese Freude dem Prinzen aussprechen. „Die Einigung und das vollkommene Einverständnis,“ läßt der Kaiser dem Prinzen melden, „zwischen den Häusern Oestreich und

---

1) Oeuv. XXVII. 3. p. 71. — 2) Oeuv. XVI. p. 80.

Brandenburg seit länger als zehn Jahren haben beiden wesentliche Vortheile verschafft. Der König Friedrich Wilhelm hat seit einigen Jahren wirkliche Beweise seiner Freundschaft für den Kaiser gegeben, und deshalb hört der Kaiser gern, daß der Prinz sich bestrebt in dieselben Ansichten einzugehen."

Ging der Prinz wirklich in die Ansichten seines Vaters ein? — Zwischen beiden gähnte ein Abgrund des Mistrauens und der Furcht, welcher verdeckt und verschleiert, jedoch nie geschlossen werden konnte. Friedrich Wilhelm hat kein Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit seines Sohnes. Der Sohn redet nie zu seinem Vater, sondern nur zu seinem allergnädigsten Könige und Vater. Der Vater betheuert Jedem gegenüber, der ihm verdächtig ist, mit seinem Sohne zu halten: so lange er lebe, sei er der Herr, und dabei zeigt er auf das nahe Spandau.[1]) Der Sohn hat sein Wort gegeben zu heirathen nach des Vaters Willen; aber mit banger Besorgnis sieht der Vater ihn nach Braunschweig reisen, weil doch der Sohn einen Streich spielen könne. Der Prinz dagegen haßt das Tabacks-Collegium, wo man ihn dem Vater als einen Atheisten male. „Ich kenne die Verdienste des rothen Zimmers," sagt er, „und der Tabackswolken, welche die Regionen desselben erfüllen. Und dennoch weilt dort ein Senat, in welchem häufig über uns andere Sterbliche das Schicksalsloos geworfen wird. Der Senat der Römer ward wegen des ernsten, würdevollen Schweigens der Senatoren für eine Versammlung von Göttern gehalten, derjenige von Berlin, anstatt Göttern vergleichbar zu sein, sinkt herab zu einer Rauch- und Trinkstube. Dennoch liegt mir nichts daran. Wenn nur keine Zunge voll Galle und Bitterkeit ihren raschen Schlag auf meine Kosten übte, wenn nur ihre Bosheit mich nicht hier in meiner Einsamkeit erreichte: so mögen sie immerhin so viel Lärm machen wie sie wollen."

---

1) Oeuv. XVI. p. 80.

Es war doch die große Frage, ob das Benehmen des Prinzen bei aller Loyalität, in die seine Briefe an den Vater sich zu hüllen schienen, jemals diesem einen sicheren Grund des Vertrauens darbot. Wenn der Prinz sich wehrte gegen den Namen des Atheisten: so durchdrang doch seine Bemerkungen schon früh der ätzende höhnende Spott gegen alles positive Kirchenthum, der in den Augen des ängstlichen Vaters mit wirklichem Atheismus unter einem Dache wohnte. Wie sollte auch ein Mann des praktischen Lebens, der nach seiner Erziehung, nach seiner Anschauungsweise Orthodoxie und Religion für gleichbedeutend hielt, es versuchen scharfe Grenzlinien ziehen zu wollen zwischen diesen Gebieten? Philosophiren war nicht die Beschäftigung des Tabacks-Collegiums. Wenn man Friedrich Wilhelm sagte, daß sein Sohn ein Atheist sei: so hieß das in den Augen des Vaters so viel, daß der Sohn den Grundlagen aller Sitte und Moral entsagt habe. War das Benehmen des Prinzen geeignet, diesen Verdacht als ungegründet darzulegen? Daß der Lebenswandel des Prinzen nicht lauter sei,[1]) blieb schwerlich ein Geheimnis vor dem Vater, dem selbst die scharfe Feder der eigenen Tochter die Anerkennung des sittlichstrengen Lebens nicht versagt. Friedrich hatte sein Wort gegeben zu heirathen nach dem Befehle des Vaters. Aber im Lebensalter von 22 Jahren verdeckt man schwer die wahre Herzensmeinung. Wenn es den Eingeweihten nicht anders als offenkundig sein konnte, wie der Prinz hier sein Wort zu halten oder nicht zu halten gedenke: was denn hatte der Vater von den Versicherungen des Gehorsams bei demselben Prinzen zu erwarten? —

Friedrich verhehlte nicht seine Gesinnung, noch seine Entschlüsse. Er theilt sie Grumbkow offen mit.[2]) „Nach der Heirath,“ sagt er, „bin ich Herr mit der Erlaubnis dann und wann der sposa einen Besuch abzustatten. — Man wird sich dann mit dem Vater

1) Oeuv. XVI. 69. — 2) a. a. O. p. 85.

auf einen guten Fuß setzen und wird sich bestreben ihm zu zeigen, daß man weiß, was man ist, und nicht dazu gemacht sein will, sich von Jedermann anführen zu lassen." Solche Briefe tragen nicht das Gepräge, daß Friedrich eine Mittheilung derselben an den König durch Grumbkow befürchtet, oder gar absichtlich sie darauf eingerichtet. Vielmehr fühlt er sehr wohl und tief, daß der König ihm aus anderen Gründen nicht traue. „Ich thue alles was ich kann, dem Könige zu Gefallen, lasse exerciren vom Morgen bis zum Abend, schaffe Rekruten an, so viele ich zu bezahlen vermag, mache Berechnungen und Kostenanschläge: es hilft alles nichts." Freilich das Mistrauen in der Seele des Königs hat allzutiefe Wurzeln geschlagen, und wiederum saugen diese Wurzeln allzu reichliche Nahrung.

Der Tag der Heirath rückt heran. Der König treibt dazu. Es scheint allerdings der Zweck des ehrlichen Vaters gewesen zu sein, durch das Element edler Weiblichkeit, welche die Mitwelt an der Prinzessin nicht verkannte, welche die Nachwelt aus den würdevollen und doch so milden, sanften Briefen der tief gekränkten Frau unmittelbar fühlt, sänftigend, versöhnend auf den starren, unwahren Sinn des Sohnes zu wirken. Dieser verwahrt sich. Er erklärt seiner Schwester:[1]) „Ich liebe die Prinzessin nicht. Ich habe Widerwillen gegen sie, und unsere Heirath bedeutet nichts; denn es kann weder Freundschaft, noch Einigung zwischen uns statt haben. Davon abgesehen mishandelt mich der König nicht; aber er mistraut mir, und diese verfluchte Heirath ist die Ursache alles meines Kummers."

Auf solche Art läßt er seinen Unmuth und seinen Widerwillen aus. Und der Mann, der also gesinnt ist, wagt auch da noch nicht offen und entschieden seinem Vater gegenüber das Recht seiner menschlichen Persönlichkeit auszusprechen. Er wagt nicht einmal

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 8.

es zu sagen, daß es das individuelle Recht des Menschen sei, zu einem solchen Schritte nicht gezwungen zu werden. Er ist gehorsam. Aber dieser Gehorsam ist der Gehorsam eines Sklaven. Indem er sich zum Opfer zu bringen scheint, hat er statt dessen ein anderes Opfer ersehen. Es ist das Lebensglück der Armen, die mit dem offenen Vertrauen der Unschuld ihm entgegen tritt. Er schwört den Eid der Treue. Indem seine Lippen das verhängnisvolle Ja aussprechen, macht er den Akt des Gehorsams zu demjenigen des freien Willens, und die Verantwortlichkeit lastet nur noch auf ihm selber allein. Im Juni 1733 wird auf dem Schlosse zu Salzdahlum die Trauung vollzogen. Kaum ist sie geschehen, so schreibt der Prinz seiner Schwester: „Eben endigt die ganze Ceremonie, und Gott sei gelobt, daß alles vorüber ist. Ich hoffe, daß du es als ein Zeichen meiner Freundschaft ansehen wirst, daß ich dir die erste Nachricht mittheile."

Fortan lebt das Paar zusammen unter einem Dache, so lange als die Furcht vor dem Vater das Band soweit in Kraft erhält.

Vierter Abschnitt.

Die Persönlichkeiten der Mächtigen allein bestimmen in jener Zeit die Schicksale der Deutschen. Das römische Reich deutscher Nation besteht. Aber die einzelnen Stämme desselben kennen sich untereinander kaum dem Namen nach. Sie sind verschieden, aber sie haben keine Neigung, noch Abneigung gegen einander, die politisch irgendwie ins Gewicht fiele. Es haben auch in früheren Zeiten Deutsche gegen einander gestritten, zumal im dreißigjährigen Kriege. Aber nicht ein Stamm zieht damals gegen den anderen ins Feld. Deutsche Fürsten, vor allen die jüngeren Söhne, die das versagte Erbtheil mit dem Degen erstreiten wollen, erheben die Werbefahne. Aber die Schaaren des Herzogs Bernhard von Weimar sind nicht Sachsen, vielleicht nicht einmal vorzugsweise. Die Haufen, durch welche die Landgräfin Amalie von Hessen Jahre lang im Solde Frankreichs und der Generalstaaten die umliegenden Länder brandschatzt, sind nicht Hessen. Die Listen der schwedischen Regimenter, die nach dem Abschlusse des Friedens endlich abgeführt oder entlassen wurden, zeigen nur zum dritten Theile Schweden auf. Die Anderen waren Deutsche, oder Angehörige anderer Nationen, Söldner insgesammt. Die Noth und der Jammer waren gemeinsam und

gleich: kein deutscher Mann hatte Grund und Recht zum Vorwurfe oder gar zum dauernden Hasse gegen den anderen.

Auch die Verschiedenheit der Religion trennte die Deutschen nicht wesentlich. Der westfälische Frieden hatte die positiven Rechte festgestellt. Das Normaljahr 1624 entschied, welche Partei in dieser Stadt, diesem Dorfe eine Kirche besitze. Derselbe Friede, der für Bayern das Tridentinum verbürgte, sicherte für Sachsen die Concordienformel, auch wenn es der Landesherr vorzog für sich in die Messe zu gehen. Ja sogar blieb dieser selbst katholische Landesherr das Haupt des evangelischen Reichskörpers, bis die wesentliche Bedeutung dieser Führerschaft auf den folgerechteren Nachbar von Brandenburg überging. Aber diese Stellung brachte dem Verhältnisse zum Reiche nicht einen wesentlichen Eintrag. Friedrich Wilhelm hielt, wie er für sich wenigstens überzeugt war, streng auf Rechtgläubigkeit. Wenn es nur von seinem raschen Spruche abgehangen hätte: so würde ein Sozinianer eingemauert sein. Aber der Gedanke rechtlich bestehende kirchliche Verhältnisse zu ändern, lag seiner Seele fern. Als der Erzbischof Firmian die Salzburger austrieb, lud Friedrich Wilhelm die Ausziehenden ein in seine Länder; aber es fiel ihm nicht ein, den Buchstaben zu bestreiten, nach welchem dieser Erzbischof gehandelt. Noch weniger hatte die Verschiedenheit der Religion irgend welchen Einfluß auf ihn in seinem Verhältnisse zum Kaiser. Diese Interessen berührten sich nicht. Sie liefen neben einander in wohlgeschiedenen Strombetten. Der Sohn mochte früh diese Verschiedenheit in den Kreis seiner Berechnung ziehen. Der Vater that es nicht.

Seit dem geheimen Berliner Tractate von 1728 verfolgte die Politik Friedrich Wilhelms die darin vorgeschriebene Bahn. Er war kaiserlich gesinnt. Darum drang er auf die Zusammenkunft in Böhmen 1732. Man hat sich bemüht, das Ceremoniell von kaiserlicher Seite auszumalen, als wenn Das, was für unsere Zeiten auffallend erscheint, auch damals bei Friedrich Wilhelm Anstoß er-

regt hätte. Dem war nicht so. Der König kehrte sehr befriedigt und sehr kaiserlich gesinnt von Prag zurück. Eher hätte ein wirklicher Misgriff des Königs nachher Unzufriedenheit erregen können. Der König fand dort auf seinem Tische in einer goldenen Dose die Eventualbelehnung mit Ostfriesland.[1]) Er war sehr eilig Titel und Wappen des Ländchens anzunehmen, und aller Welt das kund zu thun. Nicht also hatte es der Kaiser gemeint, der als Oberrichter des Reiches nicht die Rechte und Ansprüche Dritter aufheben und Länder verschenken durfte nach eigenem Gefallen. Seckendorf bat im Namen des Kaisers, der König möge das unterlassen. Friedrich Wilhelm entschuldigte sich sehr. Es that ihm nur leid, daß der Kaiser ungnädig sei. Er bat Seckendorf es wieder in Ordnung zu bringen, daß er mit seinem lieben Kaiser gut bleibe. Als nächstes Mittel dieser guten Einigkeit hätte es nahe gelegen die voreilig angemaßten Titel und Wappen abzuschaffen. So weit indessen ging weder der Gehorsam, noch die Uneigennützigkeit des Königs, und der Kaiser drückte um des lieben Freundes willen ein Auge darüber zu.

Die freundliche Gesinnung dauert fort. Als 1733 wegen der Königswahl in Polen eine Verwirrung unter den Mächten Europas auszubrechen droht, hält Friedrich Wilhelm treu zum Kaiser.[2]) „Ich werde bei allen Gelegenheiten beweisen," ruft er dem Gesandten zu, „wie aufrichtig ich es mit dem Kaiser meine. Ich will für das kaiserliche Haus mich selbst, mein Blut und Gut und meine Länder mit Vergnügen opfern. Meine Feinde mögen thun, was sie wollen: so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit Füßen abstoßen. Wo er das nicht thut, so bin ich mit Treu und Blut der seinige bis in mein Grab."

Man wird solche Ausdrücke nicht pressen wollen. Die Erfahrung von 1725 hatte dem Kaiser gezeigt, daß dieser Reichsfürst

---

1) Förster: F. W. Bd. II. S. 113. — 2) a. a. O. S. 123.

und souveräne König fremder Lockung nach Umständen nicht unzugänglich war. Indessen schien doch so viel gewis, daß nur große Vortheile von feindlicher, oder grobe Misgriffe von kaiserlicher Seite diesen damals treuen Reichsfürsten und Bundesgenossen wieder entfernen konnten. Dabei war nur die Schwierigkeit der scharfen Unterscheidung, was in den Augen dieses Königs Misgriffe und Beleidigungen gegen ihn seien. Seine Doppelstellung als Reichsfürst und souveräner König ließ die Grenzen seiner Befugnisse in seinen Gedanken wirr durch einander fließen. Mecklenburg war in Unruhe. Friedrich Wilhelm ließ eigenmächtig und ohne Auftrag des Kaisers drei Regimenter hinein marschieren.[1]) Denn, meinte er, der Kaiser hat mich nöthig und nicht das Herz, mich seine Unzufriedenheit merken zu lassen. Das war wenige Monate nach jener Erklärung. Die Franzosen gingen im Interesse der Polen über den Rhein und nahmen Kehl auf dem Boden des Reiches weg. Der Kaiser forderte die Erklärung des Reichskrieges.[2]) Schon war der König bereit, für die Sache des Rechts und der Ehre also zu stimmen. Inzwischen hatte dennoch der Kaiser die Eigenmacht des Königs in Mecklenburg übel aufgenommen und ihm geboten, seine Regimenter zurück zu ziehen. Darüber ward der König aufgebracht. „Ich gebe kein Votum," rief er aus, „ohne zu wissen warum. Ich muß etwas dafür haben. Ich gebe weder Mann noch Geld. Ich muß erst wissen, woher und wohin." Es ist dieselbe alte Politik deutscher Fürsten, durch die wir so oft unsägliches Unheil anrichten sehen, indem sie für die Pflicht der Abwehr des gemeinsamen Feindes von dem Schützer des Reiches erst besondere Bezahlung für sich fordern. Wenn die Kleineren sämmtlich gehorsam ihrer Pflicht nachkamen: so blieb dem Kaiser in solchem Falle nichts übrig als zu Gunsten des sperrigen Großen, der für die Erfüllung seiner Pflicht zuvor eine Belohnung verlangte,

---

1) a. a. O. S. 137. — 2) a. a. O. S. 139.

einen der gehorsamen Kleinen mit Gewalt des Seinigen zu berauben. Und doch war der Rechtstitel des Kurfürsten von Brandenburg um nichts fester begründet, als derjenige etwa der Fürsten von Anhalt, welche Friedrich Wilhelm gern die Fürsten von Zipfel-Zerbst zu nennen pflegte. Die Rechtstitel aller beruhten am letzten Ende nur auf dem Kaiser als dem Schlußsteine der Verfassung des Reiches.

Dennoch bewogen die Vorstellungen der Räthe den sträubenden König seiner Pflicht nachzukommen. Im Mai 1734 setzte endlich das Contingent sich in Bewegung und zog, einem verheerenden Strome gleich, durch Würzburg und Bamberg.[1]) Die Mishandlungen, welche diese Schaaren verübten, waren nicht wider des Königs Willen. Auf die schweren Klagen erwiederte er: „Die Würzburger haben früher meine Werber ebenfalls unmanierlich behandelt und ihnen ihr Geld abgenommen.“ Er weigerte jede Genugthuung und Bestrafung. Zugleich nahm sich Friedrich Wilhelm des vertriebenen Königs Stanislaus an, wozu er als Reichsstand nach dem Urtheile des Kaisers nicht befugt war.

Ein solches Betragen nach den früheren Worten erschien dem Kaiser allzu stark. „Aus dem ganzen Verhalten ist zu ersehen,“ schrieb er, „daß man nur so lange angenehme Versicherungen von preußischer Standhaftigkeit zu hören hat, als man des wirklichen Beistandes nicht bedarf. Bei mislichen Umständen ist dagegen auf diese Freundschaft nicht zu bauen, vielmehr muß sie dann theuer erkauft werden.“

Man hatte in Wien gar Verdacht auf den König, daß er es heimlich mit den Franzosen halte. Der französische Gesandte blieb nämlich in Berlin auch während des Reichskrieges.[2]) In Wahrheit lag der Grund nur in dem seltsamen Ehrgeize dieses Königs, „Ich will nicht geringer sein, als England,“ meinte er. „Dort hat

---

1) Förster a. a. O. S. 141. — 2) a. a. S. 145.

man den Gesandten behalten, und der Kaiser hat nichts darüber gesagt.“ Daß die Verhältnisse sehr verschieden lagen, ob der Kurfürst von Hannover, der nur als solcher und nicht als König von England Theil nahm am Kriege, den französischen Gesandten in London beibehielt, oder ob Friedrich Wilhelm einen solchen Gesandten in Berlin auf dem Boden des Reiches bei sich sah, ward dem Ehrgeize des Königs nicht klar. Er suchte es auf andere Weise gut zu machen. „Was,“ rief er, „ich soll ein Franzose sein? Ich kann die Kerle kaum ansehen. Da stehen einige herum. Ich mag nicht einmal fragen, wie sie heißen, und ich spucke immer aus, so oft ich einen Franzosen sehe.“ Damit das nicht leere Worte seien, machte er sie sofort zur That.

Indessen häuften sich noch mehr Beschwerden über den König. Die Länder, in welchen seine Truppen die Winterquartiere bezogen, schrieen zum Kaiser um Schutz und Hülfe gegen diese Schaaren. Der Kaiser nannte das Betragen der Offiziere des Königs grausam, geldgierig, menschenräuberisch.[1]) Er ordnete strenge Maßregeln an. Er verbot in seinen Ländern preußische Werbungen und ließ die Werber hinausschaffen. Das griff den König in die Seele. Nur die Vorstellungen seiner Räthe bewogen ihn, seinen Gesandten Gotter von Wien nicht abzuberufen.

Die Folge dieses Unwillens, welchen der Kaiser als der berufene Schützer der Schwachen und Wehrlosen im Reiche gegen die Gewalt des Königs aussprechen mußte, war unvermeidlich die, daß der Kaiser denselben nicht mit der früheren Rücksicht behandelte. Friedrich Wilhelm empfand das tief. Eines Tages, 2. Mai 1736, entfielen ihm zu Potsdam, indem er auf den Kronprinzen zeigte, die schweren Worte: „Da steht Einer, der mich rächen wird.[2])

Die Worte fordern deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil man auf sie sehr viel Gewicht gelegt hat. Wir haben zu erörtern, ob

1) a. a. O. S. 149. — 2) Förster II. 152. Dort die ganze Stelle aus dem Journal secret.

das mit Recht geschehen sei. Friedrich Wilhelm, aufbrausend und jähzornig, wie er war, hat viele Worte gesprochen, die er bei ruhiger Ueberlegung wohl nicht immer selbst verantwortet haben würde. Deshalb erscheint es uns nicht ganz billig eine einzelne Aeußerung der Leidenschaft besonders zu pressen, wenn nicht derselben andere Worte gleichen Sinnes zur Seite stehen, die aus ruhigeren Stimmungen seines Gemüthes geflossen sind. So nämlich verhält es sich mit seinen Ausdrücken der Devotion gegen den Kaiser. Wir haben auf dieselben deshalb Gewicht zu legen, weil Friedrich Wilhelm sie nicht bloß vielfach gesprochen, sondern auch niedergeschrieben hat, weil also diese Ausdrücke auf eine constante Richtung seiner Seele hinzudeuten scheinen.

Immerhin hat nun doch Friedrich Wilhelm das Wort gesprochen, und wäre es auch nur für dies eine Mal gewesen. Es erhebt sich mithin die Frage, welches war der Anlaß, daß er es gesprochen. Derselbe Bericht, der uns das Wort überliefert, gibt uns auch die Gründe an. Der Kaiser unterhandelt mit Frankreich über die Friedenspräliminarien, ohne den König herbei zu ziehen. Aber es war ein Reichskrieg, und dem Rechte nach durfte der Kurfürst von Brandenburg nicht höhere Rücksichten beanspruchen, als jeder andere Kurfürst, welcher der Pflicht gemäß sein Contingent stellte. Es mochte von dem Kaiser eine Unhöflichkeit sein nicht diesem bedeutenden Reichsfürsten Kunde zu geben: ein Unrecht war es nicht, weder moralisch, noch staatsrechtlich.

Ferner hatte der Kaiser damals seine Tochter mit dem Herzoge von Lothringen vermählt, ohne es dem Könige anzuzeigen. Auch das mochte unhöflich sein. Ein Verbrechen gegen irgend welche andere Rechte und Ansprüche scheint uns nicht darin zu liegen.

Zu diesen beiden Punkten, die hervorgehoben werden, kamen andere Vernachlässigungen des Kaiserhofes gegen den König. Da sie neben jenen nicht genannt werden, darf man sie wohl als geringer ansehen. Fassen wir Alles zusammen, so ist das Benehmen

des Wiener Hofes nach dem Auftreten des Königs gegen die Mindermächtigen und Schwachen im Reiche nicht unerklärlich. Und nicht minder begreiflich ist nach der Gemüthsart des Königs seine Aufwallung über das, was er selbst verschuldet.

Und dieses Wort, welches nach solchen Vorgängen und unter solchen Umständen gesprochen wurde, hören wir als ein Wort nennen von schicksalsvoller Bedeutung. Man sagt uns, daß dies Wort für den Kronprinzen Friedrich ein heiliges Vermächtnis gewesen sei. Man fragt, wer wohl ihn anklagen dürfe, daß er mit dem Schwerte in der Hand für solche Begegnung von Oestreich Genugthuung gefordert habe.[1])

Solche Worte fahren hoch daher. Indessen erörtern wir die Sachlage, und geben zu, was zuzugeben billig ist. Es ist nicht das erste Mal, daß ein Sohn die wahre oder vermeinte Beleidigung, die dem Vater angethan wird, tiefer empfindet als dieser selbst, daß es in solchem Falle für den Sohn nicht des Spornes eines besonderen Wortes bedarf, um ihn seiner Zeit zur Rache zu treiben an dem Beleidiger. Tritt noch ein solches Wort hinzu: so scheint daraus allerdings die Pflicht eines Vermächtnisses zu erwachsen, durch welche der Sohn gerechtfertigt wird zu seinem Thun. Wir sind nun glücklicher Weise bei Friedrich in dem besonderen Falle, daß er selber für die Nachwelt die Beweggründe seines Thuns nach seiner Auffassung sorgfältig zusammengestellt hat.[2]) Er hat alles gesammelt, was von ihm und dem Hause Hohenzollern mit Recht oder Unrecht gegen den Kaiser Karl VI. vorgebracht werden konnte. Er geht darin so weit, der Nachwelt zu berichten, daß der König Friedrich Wilhelm ungeachtet so mancher Anlässe zum Misvergnügen dem Kaiserhause zu Gefallen seinen ältesten Sohn mit einer Nichte der Kaiserin, der Prinzessin von Braunschweig-Bevern verheirathet habe. Mit diesen kurzen Worten macht er die ganze,

---

1) a. a. O. S. 152. — 2) Oeuvres. Tom. I. p. 163.

tief einschneidende Angelegenheit in dem Leben seines Vaters ab. Wir haben gesehen, wie es darum stand. Wo aber solche Dinge vorgebracht werden, deren Wahrheit an den vorher berichteten Worten des Prinzen an den Kaiser und über den Kaiser zu prüfen sein möchte, da dürfen wir mit Recht erwarten, daß auch das sogenannt heilige Vermächtnis der schicksalsvollen Worte nicht fehlen werde. Wir suchen mithin danach. Es ist vergeblich. Weder dort, noch anderswo erwähnt Friedrich dieser Worte. Auch liegt in dem ersten Berichte, der diese Worte gebracht hat, keine Andeutung, daß Friedrich sie vernommen habe. Vielmehr scheint aus der Fassung desselben hervor zu gehen, daß Friedrich sie nicht habe hören können.

Demnach wird man sich genöthigt sehen, bis zur Erbringung eines Beweises, daß Friedrich um diese Worte gewußt habe, das Vermächtnis derselben an ihn einstweilen fallen zu lassen.

Wir haben nur auf diejenigen Worte Friedrich Wilhelms an seinen Sohn Gewicht zu legen, welche der Vater über sein Verhältnis zum Kaiser ganz unzweifelhaft dem Sohne ausgesprochen hat. Die einzige Erwähnung des Verhältnisses im warnenden Sinne — denn ein eigentlich feindseliger Ausdruck gegen den Kaiser kommt in den Briefen des Vaters an den Sohn niemals vor — finden wir in einem Briefe des Vaters im Februar 1736.[1]) Gerade damals hatte der Kaiser nach den Excessen, die Friedrich Wilhelm seinen Truppen in friedlichen Ländern gestattete, preußische Werbungen in den östreichischen Erblanden verboten. Der Prinz meint, dies Verbot würde seinem Regimente einen schweren Stoß versetzen, da er seine besten Leute aus den kaiserlichen Erblanden habe. Der Vater stimmt zu. „Daß das Verbot der Werbung in den Erblanden dem Regimente nicht vortheilhaft sei," sagt er, „dessen bin ich selbst versichert. Das ist der Dank für die gestellten 10,000 Mann und für alle Deferenz, die ich für den Kaiser

1) Oeuvres XXVII. 3. p. 102.

gehabt. Daraus könnt ihr sehen, daß es nichts hilft, wenn man sich für denselben auch sacrifizirt. So lange man uns nöthig hat, so lange flattirt man. Sobald man aber glaubt, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so zieht man die Maske ab, und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, die euch dabei einfallen müssen, können euch Gelegenheit geben euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten" u. s. w. Damit schließt der König seinen Brief. Dann fällt ihm ein, daß er noch eine Klage gegen den Kaiser habe, die er seinem Sohne und Nachfolger bei dieser Gelegenheit mittheilen müsse. Es geschieht. Er fügt hinzu: „Die lumpigen zwei Monat Winterquartiergelder werden auch nicht gezahlet."

Die Thatsachen erledigen sich leicht. Die 10,000 Mann waren das Contingent, welches Friedrich Wilhelm als Fürst des Reiches zur Vertheidigung desselben gegen die Franzosen zu stellen schuldig war. In Betreff der Forderung der Gelder für Winterquartiere hatte der Kaiser eine höhere Gegenrechnung. [1]) Demgemäß zahlte bald nachher nicht der Kaiser an den König, sondern der König an den Kaiser.

Wie dem aber auch sei: diese Worte im Februar 1736 sind die härtesten, welche von Friedrich Wilhelm schriftlich an seinen Sohn gegen den Kaiser gerichtet, uns aufbewahrt sind. Ein Vermächtnis einer Feindseligkeit, eine Aufforderung gar zu einer solchen scheint uns in denselben nicht enthalten zu sein.

Fortan treten nicht wieder bedeutende politische Verwickelungen ein. Auch liegt sonst nicht ein Zeugnis vor, daß in den Anschauungen Friedrich Wilhelms dem Kaiser gegenüber eine wesentliche Aenderung eingetreten sei. Er lebte fest in der Ueberzeugung, daß dem Kaiser als Reichsoberhaupte die schuldige Rücksicht gebühre, daß jedoch der Kaiser als Haupt des Hauses Oestreich einer Vergrößerung des Hauses Brandenburg eher hinderlich als förderlich

1) Förster II. 150.

sein würde. Diese Ueberzeugung war begründet; denn sie lag in der Natur der Sache. Eben so wenig sah der Kaiser die Vergrößerung der Macht irgend eines anderen Fürstenhauses im Reiche gern; denn jede Vergrößerung dieser Art trieb einen neuen Keil in die morschen Fugen des Reiches, welches nur in möglichster Einheit unter dem einen Oberhaupte die Kraft besaß, jeglichem Andrange von West und Ost mit Erfolg zu widerstehen. Auch Friedrich Wilhelm fühlte das tief. Der Gedanke eines eigentlichen Dualismus kam nicht in seine Seele. Denn es war ja sein Wort: „Einen Kaiser müssen wir haben und da ist es besser, wir bleiben beim Hause Oestreich.“ Indem er sterbend seinem Sohne diese schuldige Rücksicht empfahl, sprach sich darin der Wunsch des Vaters aus, daß der Sohn fortwandeln möge auf seiner Bahn, etwas sperrig, jede schuldige Pflicht sich als besonderen Freundschaftsdienst anrechnend, dennoch im Wesentlichen getreu der alten Ueberlieferung für Kaiser und Reich.[1])

Es ist die Frage, wie der Sohn sich in den letzten Jahren zu seinem Vater und den Anschauungen desselben stellte.

Das Verhältnis der Beiden war bleibend gestört. Friedrich ersah sich andere Personen, denen er sein Vertrauen widmete. Eine Zeitlang war es Grumbkow. „Nach Gott,“ sagt er[2]) diesem im Jahre 1737, „setze ich mein Vertrauen auf Sie, denn ich habe keinen anderen Freund, auf den ich mich verlassen könnte, und ich bitte Sie zu glauben, daß ich Ihnen eben so getreu bin, wie Sie es mir sein können.“ In Wahrheit leistet Grumbkow ihm wesentliche Dienste. Der Prinz hat seinen Wunsch ausgesprochen, in möglichster Abgeschiedenheit zu leben. Grumbkow vermittelt es, daß der König seinem Sohne das Schloß Reinsberg gibt. Der Prinz kümmert sich nicht um Politik. „Die traurige Erfahrung zeigt mir,“ sagt er, „daß die beste Politik für mich ist, die Dinge in der

1) Stenzel: Geschichte d. pr. Staates IV. 56. — 2) Oeuv. XVI. 94.

Welt gehen zu lassen, wie es Gott und dem Könige gefällt, und an nichts zu denken, als an mein Vergnügen. Was also sollte ich dem Könige anvertrauen? Ich will zur Stunde sterben, wenn ich mir einen Plan ausgedacht, den ich nach seinem Tode ausführen wollte."

Wir dürfen annehmen, daß der Prinz hier die Wahrheit redet, wenigstens insofern, daß seine Gedanken auf Eroberung sich noch nicht ein bestimmtes Ziel ersehen hatten. Daß er mit solchen Gedanken im Allgemeinen schon früher umging, haben wir bereits von ihm selbst erfahren. Aber der Zeitpunkt einer Möglichkeit der Ausführung schien ja damals noch sehr fern zu liegen.

Darum begrüßt er mit inniger Freude seine Uebersiedelung nach Reinsberg. Er schildert seiner Schwester die närrischen Launen des Königs, und fügt hinzu:[1]) „Urtheilen Sie, welche Freude es mir macht, aus dieser schimpflichen Lage heraus zu kommen." Er erhält die Erlaubnis, den Feldzug am Rheine mitzumachen 1734. Aber der König ist mit anwesend und das Gewicht desselben liegt lähmend auf ihm. „Wir stehen so," meldet er der Markgräfin, „daß unser rechter Flügel von Mainz nur durch den Rhein getrennt ist. Ich werde die Gelegenheit benutzen, sobald Serenissimus fort ist. Da er Postpferde nach Wesel bestellt hat: so dürfen Sie darauf rechnen, von seinem Besuch befreit zu bleiben." Der Vater reist ab und kommt krank nach Wesel. Es ist von Interesse, hier den Herzensergießungen des Geschwisterpaares zu folgen.

Nachdem der Prinz zuerst allerlei Geschichten aus dem Lager gemeldet, fährt er fort:[2]) „Die Nachrichten, die wir von dem Könige haben, sind sehr schlecht. Er ist in einer traurigen Lage, und man stellt ihm nicht mehr ein langes Leben in Aussicht. Nun ich habe meinen Entschluß gefaßt, mich zu trösten über alles, was vor-

---

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 14. 2. Jul. 1734. — 2) Oeuv. XXVII. I. p. 20. Sept. 1734.

fällt; denn au bout du compte bin ich stark überzeugt, daß ich bei seinem Leben nicht eine gute Zeit haben werde, und ich glaube, daß ich hundert Gründe gegen einen finden werde, um Sie ihn eben so schnell vergessen zu machen. Denn was Sie so weich gegen ihn macht, meine liebe Schwester, das ist, daß Sie ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Aber wenn Sie ihn wieder sähen, so glaube ich, würden Sie ihn in Frieden ruhen lassen, ohne Sich um ihn zu betrüben. Wir wollen uns mit einander trösten, meine Theure."

Die Nachrichten werden schlimmer. Der Prinz schreibt wieder: „Ich kann Ihnen offen sagen, meine Schwester, daß es mit dem Könige zu Ende geht, und daß er das Ende dieses Jahres schwerlich überleben wird. Man muß darauf gefaßt sein, meine Theure, und obwohl mein Herz auf eine gewisse Weise leidet: so bin ich zum Ersatze dafür doch sehr froh, dann im Stande zu sein, Ihnen zu dienen und Beweise meines guten Willens und meiner Achtung geben zu können. Aber, meine liebe Schwester, gestatten Sie mir trotz alledem, Ihnen zu sagen, daß mein Glück und mein Leben in Ihrer Hand ist. Sie wissen, daß ich nicht würde leben können ohne Sie. Erlauben Sie mir also auf den Knieen Sie um die Gnade anzuflehen, daß Sie zu mir kommen. Wenn Sie mir das abschlagen, so sterbe ich vor Kummer."

Die Markgräfin erwiedert ihm: „Die Gnade, welche Sie mir erweisen, daß Sie mir erlauben wollen, im Falle einer Veränderung bei Ihnen zu weilen, würde mir sehr angenehm sein. Man sagt mir, der König befinde sich besser; aber er schreibt mir mit eigener Hand, daß er sich noch sehr schlecht befinde.[1]) Um die Wahrheit zu sagen, wünsche ich nicht, daß Sie noch einmal wieder in diese Lage zurückkehren. Denn ich fürchte sehr seine schlimme Laune, indem er seinen Tod noch nicht so nahe einsieht, und diese

1) a. a. O. S. 22. A dire la vérité, je ne souhaite pas que vous retourniez encore dans ces conjonctures.

Krankheit, wie mir scheint, eher sich hinschleppt, als entscheidend ist. Die Königin ist außer sich, es muß ein harter Schlag für sie sein; obwohl sie in Wahrheit dadurch nur glücklicher sein wird. In diesem Augenblicke kommt der Courier. Gott gebe, daß die Nachricht von Ihrer Ankunft hier wahr sei, und daß man Sie hier lasse bis zum Beginne der großen Epoche."

So nahe freilich war diese große Epoche noch nicht. Der König ist im Stande, die Reise von Wesel nach Potsdam zu machen. Dorthin kommt der Prinz zu ihm. Der Baron Seckendorf berichtet über die Haltung des Prinzen. [1]) Er meint: „Der Prinz ist über die Lage des Königs wahrhaft gerührt. Die Augen stehen ihm immer voll Wasser und er hat sie sich fast aus dem Kopfe geweint. Er hat nachgesonnen, wie er dem Könige ein bequemes Bett schaffen könnte. Er hat nicht von Potsdam weggehen wollen. Der König hat ihn gezwungen, er soll erst nach einigen Tagen wiederkommen. Der Prinz sagt: wenn der König mich nach meinem Gefallen leben läßt, so würde ich einen Arm hergeben, um sein Leben noch zwanzig Jahre zu verlängern. Der König nennt ihn beständig: Fritzchen. Er sagt ihm: Wenn du es nicht recht anfängst, so werde ich im Grabe über dich lachen."

Wenn der Prinz nicht anwesend ist, so meldet ihm der Vater den Gang der Krankheit. Statt besserer Nachrichten, die der Prinz hofft, kommen schlimmere. Er beklagt es tief. „Ich wünsche nur," schreibt er dem Vater, „daß wir einmal gute Zeitung von meines allergnädigsten Vaters Krankheit hören: es werden ja so vieler Leute inbrünstiges Gebet und Wünsche bei unserem Herrgotte etwas ausrichten. Wollte Gott, ich könnte meinem allergnädigsten Vater helfen: ich wollte gern mein Leben für ihn lassen." [2])

Anders schreibt er an die Markgräfin. Er selbst meldet dieser, daß der König ihn von Potsdam fortgeschickt habe nach Ruppin.

---

1) Förster II. 142. — 2) Oeuv. XXVII. 3. p. 88. Nov. 1734.

Das befremdet ihn sehr, warum der König das thue, wo er dem Tode nahe sei. Er verspricht seiner Schwester: „Im Falle, daß sich ein Unglück ereignet: so werden Sie zuerst Nachricht erhalten. Was mich betrifft: so habe ich nichts zu fürchten, und bin völlig in Ruhe."

Allein der König hat noch gar keine Lust zu sterben. Vielmehr wenden sich die Dinge. Am 10. Januar 1735 schreibt der Prinz: „Ich muß mit dem größten Erstaunen von der Welt anzeigen, daß der König sich besser befindet. Er fängt an zu gehen, er befindet sich besser als ich, und ißt und trinkt für vier." Der erregbare, unruhige Gemüthszustand des Königs bereitet seiner völligen Herstellung allerlei Hindernisse; aber das Mistrauen des Prinzen, der sich getäuscht glaubt, wächst nun recht empor. Der Markgräfin geht die Geduld aus. „Ich erwarte mit Ungeduld," schreibt sie, „die Entfaltung der großen Epoche. Da Sie mir darüber nichts melden, so glaube ich, que cela va mieux."[1]) Der Prinz dagegen schreibt in denselben Tagen seiner Schwester: „Die Krankheit des Königs ist nur Politik. Er befindet sich besser, sobald er dazu Lust hat, und macht sich kränker, wenn er es für geeignet hält. Ich bin im Anfange getäuscht; aber jetzt komme ich hinter das Geheimnis. Sie können darauf rechnen, meine liebe Schwester, daß er, Dank sei Gott, die Natur eines Türken hat, und daß er die künftige Nachwelt überleben wird, wenn er nur Lust dazu hat und sich schonen will. Was die Königin anbetrifft, so kennen Sie ihr gutes Herz. Ich habe keine Ursache mich über sie zu beklagen."[2])

Und dann schießt die Philosophie des 23jährigen Prinzen empor.

„Angeekelt von der Welt auf allen Seiten, wie ich es bin, ergebe ich mich völlig dem Nachdenken, welches mich mehr und

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 29. — 2) a. a. O.

mehr erkennen läßt, daß hienieden kein beständiges und dauerndes Glück zu finden ist, und daß je mehr man die Welt erkennt, desto mehr man sich daran ekelt." Er faßt den Entschluß, nach vollendeter Gleichgültigkeit zu streben.

Aeußerlich stehen die Dinge besser. Die Revue des prinzlichen Regimentes geht glücklich von Statten. Der König umarmt den Sohn vor der Fronte und macht ihn zum Generalmajor. Aber Generalmajor und König: welch ein Abstand zwischen Wirklichkeit und Traum!

Bei allem Streben nach vollendeter Gleichgültigkeit ist es doch nicht möglich, die wahren Gefühle so völlig zu verleugnen, daß sie dem Haufen der Späher und Auflauerer nicht einmal offenbar würden. Der König erlaubt dem Sohne erst in allgemeinen Ausdrücken, den Feldzug mitzumachen: Dann schlägt er jede Bitte ab. Auch die dringlich flehende Bitte der Kronprinzessin für den Prinzen findet bei dem Vater kein Gehör. Der Prinz hat nur einen Ort, wo er seinen Kummer ausläßt. Er wendet sich an die Markgräfin:[1] „Der König täuscht mich; denn nachdem er mir alles versprochen, was ich wünschen konnte, hält er mir durchaus gar nichts, und zwar auf die leichteste Art von der Welt. Denn er weiß ja wohl, daß ich ihn nicht zwingen kann, sein Wort zu halten. Er befindet sich besser als je, und wenn Sie ihn wiedersehen, so bin ich überzeugt, Sie werden sagen, daß Sie ihn in 10 Jahren nicht so gesehen. Morgen muß ich nun nach Wusterhausen, um mich wieder in der jammervollsten und unerträglichsten Lage der Welt zu befinden. Denken Sie Sich, ich sei im Fegefeuer und bitten Sie für mich, daß ich herauskomme."

Er erneuert seine Bitte, den Feldzug mitmachen zu dürfen und abermals wird sie abgeschlagen. Dann schreibt er dem Vater:[2] „Ich bin versichert, daß mein allergnädigster Vater seine Ursachen

---

1) a. a. O. p. 32. — 2) Oeuv. XXVII. 3. p. 96.

hat zu der Verweigerung und bescheide mich deswegen in aller Unterthänigkeit, indem ich weiß, daß ich zum Gehorsam geboren bin. Und möchte ich eher sterben, als darin im Geringsten fehlen, ungeachtet es mir sehr nahe gehen würde, wenn am Rheine etwas vorfiele, wobei Ehre und Reputation zu gewinnen wäre. Ich sacrifizire meinem allergnädigsten Vater alles, und kann er aus diesem gewis schließen, daß er mir nichts befehlen könnte, worin ich ihm nicht gehorsamen würde. Meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben werde wie Gold verwahren, um künftiges Frühjahr an sein gnädiges Versprechen erinnern zu können mich den Feldzug künftiges Jahr thun zu lassen. Ich danke meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst dafür und bin versichert, unser Herrgott wird es ihm tausendfältig mit Segen und Gesundheit belohnen. Nun erhalte ich die traurige Nachricht, daß mein Schwiegervater gestorben sei. Ich habe gedacht, ich würde den Tod vor Schrecken haben, indem man nicht gewußt, daß er krank war. Ich glaube, meine Frau wird sehr betrübt darüber sein. So wollte meinen allergnädigsten Vater bitten, ob er erlauben wollte, daß ich nach Berlin dürfte, um sie zu trösten, und wollte unterthänigst fragen, auf was Art die Trauer bei uns sein sollte" u. s. w.

Also der Prinz an seinen Vater. Und dann setzt er sich abermals hin und schreibt an seine Schwester:[1]) „Mein Gott, wie bin ich entzückt über das Benehmen des Herzogs von Braunschweig. Er hat die Höflichkeit gehabt, als ein gefälliger Mann zu sterben, um seinem Sohne Vergnügen zu machen. Ich finde, daß er die Größe dieser Welt nicht misbraucht hat."

Die Markgräfin antwortet in gleichem Geiste und Sinne. Um ihm den Grad ihrer Zuneigung kund zu thun, sagt sie: „Ich möchte wünschen, in Wusterhausen zu sein, und das Vergnügen haben, Sie dort zu sprechen. Sie sehen, wie weit meine Liebe zu

1) Oeuv. XXVII. 1 p. 36.

Ihnen geht.“ Dann wiederum philosophirt das Geschwisterpaar, ob oder ob nicht die Welt habe entstehen können aus runden und viereckigen Atomen, unterhält sich über Voltaires Pucelle und dergleichen Dinge mehr.

In Ermangelung eines Besseren hat sich der Prinz schon seit Jahren religions-philosophischen Fragen zugewendet. Ein Geistlicher hatte ihm früh die Prädestinationslehre eingeflößt. So sehr der Vater durch eigene Mahnung, durch Geistliche, namentlich während des Arrestes zu Küstrin an der Erschütterung dieser Meinungen arbeitete: so bildete doch der Prinz in sich diese Lehre zum vollständigen Fatalismus weiter. Er hielt daran fest, so lange sein Vater lebte, aus praktischen Gründen. „Es liegt ein Trost darin,“ meint er,[1]) „daß das Schicksal waltet nach unabänderlichen Gesetzen. Wenn jeder Mensch der Schmied seines eigenen Glückes wäre: so würde jeder Mensch glücklich sein.“ Zu anderen Zeiten hebt er sich höher. Er erörtert, wie gut es wäre, wenn die Philosophie dem Menschen die Leidenschaften nähme, besonders den stachelnden Ehrgeiz, den glühenden Durst des Habens, diese Quellen der blutigsten Kriege, welche Europa verheeren.[2]) Er selbst fühlte freilich, daß die Philosophie, am wenigsten das, was man damals so nannte, dieses nicht vermöge.

Indessen schien es ihm Ernst zu sein, über die wichtigen Fragen des menschlichen Daseins zur Klarheit zu kommen. Er hielt viel auf Achard, einen Geistlichen der französisch-reformirten Gemeinde in Berlin. Er sprach demselben eine Eigenschaft zu, welche ihm zu allen Zeiten bei allen denkenden Menschen allgemeine Billigung erwecken würde, nämlich Bescheidenheit.[3]) Der Prinz erwählte für Achard im März 1736 schwierige Stellen der Schrift als Themata zu Predigten. Achard soll predigen über 1. Tim. 3, 16.

---

1) Oeuv. XVI. p. 276. Jul. 1736. — 2) a. a. O. p. 280. — 3) Oeuv. XVI. 116.

Diese Worte sind uns von Gott gegeben. Er soll erörtern, was es heiße: das Kreuz Christi ist den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Thorheit. Der Prinz zeichnet vor, welche Gedanken er in Predigten dieser Art dargethan zu sehen wünsche. Er erörtert ferner mit dem Geistlichen die Unsterblichkeit der Seele. Von Achard nicht befriedigt, wendet er sich zu der Wolfischen Philosophie. Aber wollte er von Achard befriedigt sein? Es verlohnt sich der Mühe dies näher zu betrachten.

Friedrich vermag nicht die Werke von Wolf in deutscher Sprache zu lesen. Suhm übersetzt ihm die Metaphysik dieses Philosophen in's Französische.[1]) Der Prinz liest, und eine neue Welt scheint ihm sich zu eröffnen. „Endlich beginne ich," ruft er aus, „die Morgenröthe eines Tages wahrzunehmen, der noch nicht völlig meinen Augen erglänzt. Ich sehe, daß es in der Möglichkeit der Wesen ist, daß ich eine Seele habe, und selbst daß sie unsterblich ist. Achard sendet mir über diesen Gegenstand ein langes Räsonnement, das als Ergänzung zu seinen Predigten von diesem Winter dienen soll. Er bittet mich die Stellen anzumerken, die ich für die schwächsten hielte. Aber ich will mich hüten. Denn obwohl die Mehrzahl der Gründe, die er anführt, eher Sophismen sind, als Argumente: so werde ich mich nicht darein mischen, in die Schranken zu treten mit Personen, welche studiert haben und welche unendlich mehr davon wissen als ich. Ich halte mich an Wolf, und wenn er mir beweist, daß mein untheilbares Wesen unsterblich sei: so will ich zufrieden und ruhig leben."

Es dürfte die Frage sein, wo hier aufrichtiger Wahrheitsdrang und der Hang zum platten Räsonniren sich von einander scheiden. Der Prinz fügt weiter für Suhm hinzu: „Mein Dank für Sie wird darin bestehen, daß meine Seele nach Gott sich Ihnen allein verpflichtet fühlen wird für ihre Existenz." Suhm erwiedert in

1) Oeuv. XVI. 255.

gleichem Geiste, wenn anders dies Wort dafür verstattet ist: „Wie wird die Unsterblichkeit meiner Seele mir theuer durch die Versicherung, welche E. K. H. mir so eben geben."

Um dieselbe Zeit tritt der Prinz mit Voltaire in Verbindung. Man hat gesagt, daß die inhaltsleeren, armen Blätter, die der Prinz an seinen Vater schreibt, fast einer anderen Person anzugehören scheinen, als die von Geist und Witz erfüllten Briefe an Andere, namentlich an Voltaire. Es scheint uns doch ein Familienzug herdurch zu gehen, der sie alle als Kinder eines und desselben Geistes bethätigt. Dieser Zug ist die Berechnung und dieser gemäß der Mangel an Offenheit. Der Prinz Friedrich bringt dem Franzosen, dem ersten Schriftsteller der Zeit, seine Huldigungen dar in den ungemessensten Ausdrücken, um von diesem ersten Schriftsteller der Zeit gleiche Huldigungen wieder zu empfangen. Der Prinz preist den Voltaire als den ersten Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen. Er wünscht für sich dasselbe und noch etwas mehr. Er selbst will alles dies sein und König zugleich: Aristoteles und Alexander in einer Person. Darum diese Lobeserhebungen, die weder dessen würdig sind, der sie ertheilt, noch dessen, der sie empfängt, weil sie nämlich maßlos sind. Sie beschränken sich nicht einmal auf die Person des Voltaire. Dieser lebt mit einer französischen Marquise du Chatelet seiner Freundin: mithin muß auch diese gepriesen werden. Sie ist gelehrt in den Naturwissenschaften, sie schreibt ein Buch über das Feuer. Der Prinz nennt sie dafür die göttliche Emilie, die Newton-Venus und zur schuldigen Erwiederung beräuchert sie ihn in gleichem Maße, wie er sie. Das hindert den Prinzen nicht daheim im Freundeskreise seiner Spottlust über die gelehrte Dame freien Lauf zu lassen, nur mit Verachtung von ihr zu reden; aber einstweilen bedarf er ihrer guten Freundschaft und guten Dienste, um von dem Könige der Philosophen u. s. w. seiner Zeit würdig unter dieselben eingeführt zu werden. Beide Philosophen helfen einander fortan den Tempel des eigenen Ruhmes

erbauen, bis dann freilich später bei näherer, persönlicher Bekanntschaft Wendungen eintreten, wo beide Philosophen sich gegenseitig den Spiegel vorhalten, wo beide sich bemühen der Eine dem Anderen ein wahres Porträt mit etwas brennenden Farben zu malen. Doch nicht darauf einzugehen ist hier unsere Sache.

Nur ein besonderes Verhältnis fordert unsere Aufmerksamkeit. Von den ersten beiden Briefen an, die sie im Sommer des Jahres 1736 austauschen, stimmen die beiden Häupter überein in ihrer Abneigung, ihrem Hasse gegen die Diener aller positiven Religion. Voltaire schlägt diese Seite an, und sofort hallt dieselbe bei Friedrich laut tönend wieder.[1]) Er ist rasch fertig mit dem Urtheile. „Die Theologen," sagt er, scheinen mir einander alle zu gleichen, von welcher Religion oder Nation sie auch sein mögen. Ihre Absicht ist beständig, sich eine despotische Autorität über die Gewissen anzumaßen. Das reicht hin, um sie zu eifrigen Verfolgern aller derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern. Ihre Hand ist immer bewaffnet mit dem Blitz des Bannfluches, um das erträumte Trugbild der Irreligion nieder zu schmettern. Sie bekämpfen dasselbe ihrem Vorgeben nach unaufhörlich, und suchen unter diesem Namen in der That nur die Gegner ihrer Wuth und ihres Ehrgeizes. Sie predigen Demuth, wie sie sagen, und haben niemals diese Tugend geübt. Sie nennen sich Diener eines Gottes des Friedens, und dienen ihm mit einem Herzen voll Haß und Ehrsucht. Ihr Betragen allein, das so wenig zu ihrer Moral stimmt, reicht nach meiner Ansicht schon hin, ihre Lehre zu entwerthen."

Indem der Prinz also die Zufälligkeit der Gebrechen Einzelner oder Vieler zum Wesen des ganzen Standes macht, ist er sich dessen wohl bewußt, was er sagt. Wie ein französischer Satiriker zu Paris drei Frauen ausnimmt, die durch ihre Tugend

---

1) Oeuv. XXI. 7. ff.

gegen seine Pfeile gesichert seien: so will auch der Prinz in den Staaten seines Vaters die Ausnahmen von seiner Schilderung aufzählen. Es sind ihrer nämlich zwei Geistliche in Berlin. Unter diesen beiden ist der Name Achard nicht. Kannte dieser Prinz denn die anderen Geistlichen außer Berlin, Protestanten oder Katholiken, die in stiller Abgeschiedenheit auf ihren Dörfern dem Volke die Lehren des Christenthumes verkündeten? Welches Recht hatte er zu seinem schneidig schroffen Urtheile?

Wir haben danach zu ermessen, wie der Prinz im Herzen sich stellt gegen alle positiven Religionsformen selbst. Aber er weiß, daß er zum Gehorsam geboren ist, und sacrifizirt ja seinem allergnädigsten Vater alles. Friedrich Wilhelm will diese Formen und Gebräuche, und Friedrich ist gehorsam. „Ich bin im Gefolge des Königs und in Gesellschaft meines Bruders darauf aus gewesen, auf das Wort eines Geistlichen mich der Last meiner Sünden zu entledigen, die mich nicht schwer drückten. Man nennt mich jetzt derselben entladen."[1]) Und auch das war Philosophie? Aber um alles in der Welt darf diese Philosophie auch nicht in geschlossenem Briefe nach Wusterhausen kommen. Er wagt nicht dahin dem Camas dies zu schreiben.

Sein Skeptizismus wächst, bis er selbst für Voltaire bedenklich zu werden scheint.[2]) Der Prinz beruhigt ihn. „Glauben Sie nicht," sagt er, „daß ich meinen Skeptizismus auf das Aeußerste treibe. Es gibt Wahrheiten, die ich für erwiesen halte, und an denen meine Vernunft mir zu zweifeln nicht gestattet. Ich glaube z. B., daß es in der Welt nur einen Gott und einen Voltaire gibt. Ich glaube ferner, daß dieser Gott für unser Zeitalter eines Voltaire bedurfte, um es liebenswürdig zu machen." Was auch war für Voltaire auf solchen Glauben noch zu erwiedern? — Es war in Wahrheit ein Glaube, der Berge versetzte.

1) Oeuv. XVI. 143. Sept. 1737. — 2) Oeuv. XXI. 245. Nov. 1738.

Fünfter Abschnitt.

Wir sehen den jugendlichen Mann nach und nach sich lösen von allen Banden, welche den Menschen mit der Menschheit einen. Er hat einen Vater. Aber dieser Vater ist ihm der Mann des Zornes und des Schreckens, gegen den er kindliche Zuneigung nie gefühlt. Der Vater selbst ist der Alp, der drückend auf seinem Leben liegt. Monat vergeht auf Monat, und Jahr auf Jahr, und noch immer will dieser Vater dem Sohne nicht den Gefallen thun zu sterben. [1]) Noch immer muß der Sohn vor ihm sich beugen in unwürdiger, knechtischer Heuchelei. Er hat eine Mutter. Er hat später sie beklagt, als sie starb; aber ein voller Herzensklang kindlicher Zuneigung gegen sie ist nicht auf uns gekommen. Er hat Geschwister, unter ihnen eine Schwester, deren Seelenstimmung der seinigen nahe steht. Er tauscht mit ihr Briefe über dies, über jenes. Er meldet ihr, daß noch immer der Vater nicht sterben wolle, und sie erwiedert diese seine Offenheit mit Wünschen, wie sie solcher Offenheit entsprechen. Aber wie dies Verhältnis nicht

1) Es dürfte nicht überflüssig sein zu bemerken, daß dieser Ausdruck unsererseits nur statthaft ist, weil ihn der Prinz (Oeuv. XXVII. 1. p. 35) mittelbar sehr deutlich selbst gebraucht hat.

auf gegenseitiger Achtung beruhen kann: so ist es morsch in sich, und ein leiser Hauch, das Wagnis der Schwester ihrer Hofdame zu erlauben, daß diese sich einen Gatten wählt nach eigenem Gefallen, genügt später das Band der Geschwister zu zerreißen, und der Schwester die spitzig scharfe Feder in die Hand zu drücken gegen den Bruder. Er hat eine Frau. Sie beide weilen unter einem Dache. Aber nur die Furcht vor dem Zorne des grimmigen Vaters läßt ihn die Gefährtin seines Lebens dort dulden. Indem er seiner Schwester die Mitglieder des Kreises nennt, der zu Rheinsberg ihn umgibt, läßt er nur eine aus: die Kronprinzessin selbst.[1]) Warum auch soll er ihrer erwähnen, die ihm nichts ist und nichts sein kann? Er ist religiös, kirchlich erzogen. Er hat das von sich geworfen. Abermals ist es nur die Furcht vor dem Vater, welche öffentlich ihn Dinge bekennen läßt, die er heimlich verfolgt mit Spott und Hohn. Er hat es nicht gewagt, dem gründlichen Achard mit Gründen gegenüber zu treten. Indem er den positiven Boden verläßt, hat er nicht das Bestreben einen anderen sicheren Hafen zu erreichen, der ihm, wenn er doch nicht genügt, die Rückkehr verstattet, sondern zieht es vor hinauszusteuern auf das seichte Meer des flachen Räsonnirens, umherzuirren von einer Sandbank zur anderen, und diejenigen mit Spott und Hohn zu verfolgen, die nicht ein Gleiches thun.

Er lebt zu Rheinsberg. Wenn nicht das Gebot des Vaters ihn in das Fegefeuer von Wusterhausen oder Potsdam bescheidet: so weilt er dort, umgeben von einem Kreise von Freunden. Wie wäre es auch dem Erben einer Krone schwer einen Kreis von Freunden zu finden, und in ihnen die eigenen Anschauungen des Lebens sich wieder spiegeln zu lassen! Der Prinz ist ausgestattet mit reichen Gaben der Natur. Er hat Wunsch und Streben sie auszubilden. Er bemüht sich um Kenntnisse, er sucht nachzuholen,

---

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 46.

was er versäumt. Aber seine Vorbilder sind auch hier wieder die Meister der glatten Oberfläche. Das Bild des Hofnarren Gundling hat ihm deutsche Wissenschaft und deutsche Art für immer verleidet. Darum sind es die Franzosen und ihre Sprache, die ihm alles vermitteln. Auch der Glanz des klassischen Alterthumes gelangt nur durch dieses französische Medium gebrochen in sein Auge. Dennoch ist es immer das seltene Beispiel, daß ein Prinz, ein Thronerbe seine Zuflucht sucht in Wissenschaft und Kunst.

Nur zuweilen blitzt durch dies friedliche Treiben das Wetterleuchten des schwarzen Gewölkes der Ruhmgier. „Wie doch ist es möglich," schreibt er dem neugierigen Voltaire im April 1737, „daß mein Regiment Ihre Neugier hat erregen können? Ich wünschte, es wäre bekannt durch seine Tapferkeit und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Aufzug, durch Putz und Flitter auszeichnen. Ganz andere Krieger führte Alexander, als er Griechenland unterwarf und Asien eroberte." Als der König im nächsten Jahre abermals das Regiment des Prinzen lobt, sagt er, nicht zum Könige, sondern zu Camas: „Ich wünsche nichts sehnlicher als diese selbe Genugthuung, die ich jetzt empfinde, zu fühlen beim Ausgange einer Schlacht, nachdem ich die Feinde geworfen." [1]) Man fragte von Wien aus, ob auch der Prinz das Militär liebe. [2]) „Freilich," antwortete der Baron Seckendorf, „und zwar solider, als sein Vater. Es ist sein Grundsatz zu beginnen mit einem Schlage, der Aufsehen macht. Sein Günstling Schulenburg räth es ihm ab."

Wenn auch immerhin der Kaiser und seine Minister in Wien diesen Bericht erwägen mochten: so konnte es ihnen nicht in den Sinn kommen, daß das Ziel eines solchen Schlages das Kaiserhaus sein könne. Es lag außerhalb des Kreises menschlicher Berechnung, daß jemals von einem Fürstenhause, welches traditionell

---

1) Oeuv. XVI. p. 151. — 2) Preuß. I. 105.

dem Kaiser anhing, welches eben noch dem Kaiser durch neue Verträge sich verbunden hatte, dessen Erbfolger persönlich dem Kaiser das Leben verdankte, dem Hause desselben irgend welche Gefahr erwachsen konnte.

Auch deutet keines der uns erhaltenen Worte des Prinzen damals bestimmt auf eine solche Absicht hin. Wohl hat er im Reichskriege 1734 am Rheine im östreichischen Heere und Lager reiche Nahrung für seinen Hang zum Spotte gefunden. Aber wir haben nicht das Recht daraus zu schließen, daß er in Rücksicht auf diese Schwäche schon damals seinen Eroberungsplan gefaßt. Im Jahre 1736 erörtert er den politischen Zustand von Europa. Die Hauptfrage dabei für ihn ist die, was die französische Politik thue, um zur Universalmonarchie zu gelangen. Er vergleicht das Benehmen des Hofes von Versailles mit der Politik Philipps von Macedonien gegen Griechenland. „Das Elsaß und Lothringen," meint er, „sind einst die Thermopylen und das Bollwerk von Deutschland gewesen." Es scheint daraus zu folgen, daß er damals nicht Willens gewesen sei, noch andere Theile von Deutschland in französische Hände fallen zu lassen.

Die Begierde nach dem, was man Ruhm nennt, ist indessen im Steigen. Er vernimmt die Nachrichten von den Siegen Münnichs über die Türken. „Ich gestehe Ihnen," meldet er an Suhm,[1] „daß ich zu den Personen gehöre, welche gern den Ruhm Anderer theilen möchten, und daß ich ohne meine Philosophie nur mit Unruhe so große Dinge ohne mein Zuthun vollbringen sähe. Der Graf Münnich scheint der Alexander dieses Zeitalters sein zu wollen. Er gewinnt Schlachten, wie man Kartenhäuser umwirft, und versteht es Provinzen eben so schnell zu erobern, wie Andere sie durchreisen. Es ist doch ein Glück, zur rechten Zeit in die Welt zu kommen; denn ohne das richtet man nie etwas aus." Suhm er-

1) Oeuv. XVI. 335.

wiedert sehr geschickt: „Es ist richtig, man muß zur rechten Zeit in die Welt kommen. Das dürfte den Helden trösten, von welchem E. K. H. eine so hohe Meinung haben, wenn er nämlich Philosophie besitzt. Für meinen Helden bin ich nicht besorgt. Er wird den Vortheil der überlegenen Geister haben, d. h. er wird sich zum Meister der Umstände machen. Er wird sie hervorrufen. Er wird sie leiten nach seinem Willen durch seine Weisheit und Festigkeit, seine Mäßigung oder seine Bravour, wie der Fall und das Bedürfnis es mit sich bringen."

Irren wir nicht, so sind diese Worte von Bedeutung für den Prinzen geworden. Sie lassen sich kürzer zusammendrängen: wenn die Gelegenheit zum Kriege nicht da ist, so wird ein großer Geist sie machen.

Aber freilich, abermals und abermals trat die rosige Zukunft des Kriegführens und Ruhmgewinnens zurück vor der düsteren Wirklichkeit. Wenn sein Vater ihn ruft: so muß er erscheinen. Das Verhältnis ist ein allgemein bekanntes. Der Prinz selbst bespricht es in Briefen an seine Geschwister, sogar an die ihm angetraute Prinzessin. Aber er selbst schildert auch die fast unglaubliche Weise, wie er sich dabei benimmt. Er schreibt es an Camas:[1]) „Der König ist so bitter, sein Haß gegen mich zeigt sich in so verschiedener Gestalt, daß wenn ich nicht wäre, der ich bin, ich seit langem meinen Abschied gefordert haben würde. Ich würde tausendmal lieber mein Brot ehrenhaft erbetteln, als von dem Kummer leben, den ich hier verschlucken muß. Alle Welt ist dessen Zeuge, und alle Welt spricht davon, und ich weiß doch mein Verbrechen nicht, wenn es nicht dasjenige ist, daß ich sein Erbe bin. Ich lasse mir die härtesten Dinge sagen, ohne das Gesicht zu verziehen, ohne mich zu rühren, und fange nach solchen Beschimpfungen Gespräche an, als hätte ich nichts gehört."

---

1) Oeuv. XVI. 159.

Wir wiederholen, daß der Prinz selbst sich, nicht ein anderer, ihn also schildert. Diese Schilderung wird nicht widerlegt. Es ist keine Nachricht auf uns gekommen, daß der Prinz auch nur einmal mit männlicher Würde gegen eine solche Behandlung aufgetreten sei. Er sagt selbst, daß Furcht und Respect ihm den Mund verschließe. Er ist darauf gefaßt, mit dem Könige niemals in Frieden zu leben. Er betrachtet seinen Vater als den grausamsten Feind, der ihn unaufhörlich belauert, um den Augenblick zu finden, wo er ihm den Nickfang geben könne. „Ich muß auf meiner Hut sein. Der geringste falsche Schritt reicht hin zu meiner Verurtheilung. Man verfolgt mich mit Erbitterung. Man macht mich gehässig auf alle Weise. Ich denke tausendmal an das italienische Wort: dulde und schweige. Es ist schwer, diesen Grundsatz auszuführen. Man kann sich dem unwiderruflichen Gesetze des Schicksals nicht entziehen. Gegen die Nothwendigkeit, gegen das, was von Ewigkeit her bestimmt ist, sich widersetzen zu wollen, ist Thorheit."

Und dann wieder schreibt der 27jährige Mann in denselben Tagen, März 1739:[1]) Es ist mir sehr erfreulich zu vernehmen, daß meines allergnädigsten Vaters Gesundheit sich Gottlob bessert. Ich wünsche, daß ich, so lange ich lebe, solche erfreuliche Zeitung von meines allergnädigsten Vaters Gesundheit hören möge, worüber sich alle redlich gesinnte Leute freuen müssen."

Allein es ist nicht genug mit frommen Wünschen, um das Wohlwollen des Vaters zu erlangen. Der König hat gern Geschenke, und wären es auch nur Erdbeeren, Lachs und Honig. Aber er verlangt stillschweigend auch Anderes. Es müssen Rekruten geschafft werden, je länger gewachsen, desto besser. Diese sind theuer und die Mittel des Prinzen sehr beschränkt. Er versucht es wohl einmal auf andere Weise. Er hat die Werbepatente studiert. „Ich

---

1) Oeuv. XXVII. 3. 114.

habe daraus ersehen," schreibt er seinem Vater,[1]) „daß wenn Offiziere große Kerle wissen, die über 6 Fuß haben, sie solche angeben sollen, wenn sie nicht mit Güte zu überreden sind. Hier unweit von Perleberg hält sich im Mecklenburgischen ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuß 4 Zoll gewis halten soll. In Güte ist nichts mit ihm auszurichten; allein wenn er die Schafe hütet, so ist er allein auf dem Felde, und mit einigen Offizieren und tüchtigen Unteroffizieren könnte man ihn schon kriegen. Es ist derselbe, nach welchem schon einmal die Husaren ausgeschickt sind. Ich habe hier Offiziere, die dort schon bekannt sind. Deshalb wollte ich fragen, ob mein allergnädigster Vater befiehlt, daß man ihn aufheben soll oder nicht." — Es scheint, daß Friedrich Wilhelm sich geschämt habe, so unmittelbar persönlich in diesen Menschenraub verwickelt zu werden. Sein System war die Augen zuzudrücken und nicht zu bestrafen. Der Vorschlag des Sohnes war ihm zu stark. Er erwiedert ihm: „Ihr sollt mir berichten, unter welchem Edelmanne er steht und wer seine Obrigkeit ist: alsdann will ich weitere Befehle geben." Für gewöhnlich indessen mußte der Prinz Rekruten kaufen. Aber er hat kein Geld. Die Cabinetsordre, durch welche ihn sein Vater creditlos gemacht, ist niemals aufgehoben. Der Prinz kann nur mit großer Mühe Geld bekommen, und wird dann von seinen Gläubigern unabläßig gedrängt. Er ist fast schlimmer daran, als ein überschuldeter Privatmann. Es ist jämmerlich zugleich und komisch, wie er sich winden muß, um durch den sächsischen Gesandten Suhm in Rußland von dort Geld geliehen zu bekommen. Sie dürfen die Sache nicht beim rechten Namen nennen. Sie reden von Bibliotheken, von guten Büchern, die so rar sind; aber die Sache ist, daß ein Band so und so viel tausend Reichsthaler bedeutet.[2]) „Ich habe neue Bücher geliehen," sagt der Prinz, „weil ich glaubte sie bezahlen zu können. Nun, da ich den Stand

---

1) Preuß: Urkundenbuch II. p. 209. — 2) Oeuv. XVI. 261.

meiner Angelegenheiten prüfe, bin ich genöthigt, sie den rechten Eigenthümern wieder zuzustellen. Nun habe ich alle meine alten Bücher ausgelesen und bin ohne alle Lecture. Das ist sehr unangenehm, wenn man Lust hat sich zu unterrichten. Ich rechne auf Sie. Sie, der Sie mir das Chaos der Metaphysik von Wolf entwirrt haben, Sie werden mir auch einige Bände aus der seltenen Bibliothek dort verschaffen können." Der Darleiher ist dem Namen nach der Herzog von Kurland, in Wahrheit die russische Kaiserin. In Chiffern fügt dann der Prinz hinzu: „Der König befindet sich schlecht. Das möge zum Sporn dienen, mir auf nächsten Sommer eine gute Summe zu verschaffen; aber wahrlich, wenn man mich verpflichten will, so muß man sich beeilen." Also im März 1739.

Auch da noch stirbt der König nicht. Er schenkt sogar dem Prinzen im August 1739 die Einkünfte der Gestüte zu Trakehnen. Das Geschenk ist bedeutend; aber es reicht nicht. „Wenn Sie mir nicht Bücher aus Rußland schicken," meldet der Prinz im September 1739, „so geht der Plan meiner Studien in Rauch auf. Ich finde diese Lecture sehr instructiv. Die Wahrheiten, welche sie enthalten, sind merkwürdig genau auf die Praxis anwendbar." Suhm sucht diese Art von Lecture anzuschaffen. Aber die Ansprüche des Prinzen steigen. Er gibt im November 1739 der Kaiserin von Rußland durch Suhm zu verstehen, daß er jährlich 80,000 Thaler haben müsse.[1]) Suhm betreibt die Sache mit rastlosem Eifer, bis zum März 1740. Dann stellt er seine Schritte nach Erlangung neuer Lecture dieser Art ein, „in der Erwartung des großen Ereignisses, welches sie überflüssig machen muß." Der Prinz nämlich sagt mit voller Bestimmtheit vorher, daß in kurzer Zeit, in einigen Wochen die Sache sich entscheiden werde. „Nous sommes ici sûrs du crinoménon," drückt er am 13. April 1740 sich aus: „il ne s'agit que du critérion."[2]) Indem Friedrich mit solcher

---

1) Oeuv. XVI. 384. ff. — 2) a. a. O. p. 390.

Sicherheit das Ende kommen sieht, weiß er sich zu fassen. „Mein Inneres ist ruhig," schreibt er an Suhm, „und ich kann Ihnen versichern, daß ich niemals mehr Philosoph gewesen bin, als bei dieser Gelegenheit."

In gleicher Weise berichtet er an seine Schwester in Baireuth. [1]) Er meldet am 21. März: „Der König befindet sich schlechter. Machen Sie Sich über seine Genesung keine Hoffnungen; denn er hat Entzündung in der Lunge und kann unmöglich wieder aufkommen. Machen Sie Sich gefaßt, täglich die Nachricht von seinem Tode zu erhalten." In der Markgräfin scheinen bei solchen Nachrichten dennoch wieder kindliche Gefühle zu erwachen. „Der Zustand des Königs macht mich sehr bekümmert. Die Natur spricht, und er hat mir en dernier lieu tausendfache Gnade erwiesen." Sie wünscht nach Berlin zu kommen. Der Bruder verweist es ihr, am 10. April 1740: „Ich begreife nicht, wie es möglich ist, eine so lebhafte Sehnsucht zu haben unter den gegenwärtigen Umständen, hieher zu kommen. Der König ist in der That sehr schlimm; aber das Leben in Berlin wird Ihnen nicht zusagen. Seit acht Jahren sind Sie nicht hier gewesen, und vielleicht hat das die Erinnerungen von tausend Kleinigkeiten ausgelöscht, die eine Anwesenheit von zwei Tagen in Berlin auf Ihre Kosten auffrischen würden." Er selbst ist damals in Ruppin. Er fügt hinzu: „Ich reise übermorgen ab, um auf die Galeere zurückzukehren. Fürchten Sie nichts weder für die Standhaftigkeit der Königin, noch für meinen Stoizismus. Wir beide werden uns kein Dementi geben, und Sie werden es sehen, si le cas arrive."

Weiter berichtet der Prinz aus Ruppin am 3. Mai: „Der König ist in seinem Zustande nach Potsdam gegangen. Es ist schlimmer mit ihm als je. Wir rechnen nicht mehr nach Monaten, sondern nach Wochen. Das Exerciren hat mich aus der Galeere

---

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 67.

gezogen; aber ich glaube, es wird nicht lange mehr dauern. Ich athme die Freiheit mit Lust; denn vielleicht muß ich ihr auf lange Zeit entsagen. Sie können leicht über meine Lage urtheilen, da Sie die Umstände kennen." [1])

Er trifft bereits damals seine Anstalten, um vor der Welt zugleich als Schriftsteller und als König aufzutreten. Für den ersteren Zweck hat er sich den Fürsten des Machiavelli erkoren. Seit mehren Jahren schon war dieser Politiker ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Prinzen gewesen. Er bedauerte es 1738, daß Voltaire diesen Namen unter diejenigen der großen Männer setze; denn Machiavelli sei nicht ein redlicher Mann. Voltaire nahm sein Urtheil zurück. Der Prinz war hocherfreut und schrieb den 17. Mai 1738: „So ist also Machiavelli von der Liste der großen Männer gestrichen, und Ihre Feder bedauert sich mit seinem Namen besudelt zu haben." Der Prinz nahm sich vor mehr zu leisten, als die Verneinung des Anspruches auf einen großen Namen. Er beschloß Machiavelli zu widerlegen. Was auch konnte geeigneter erscheinen? Machiavellis Buch vom Fürsten galt damals schon seit zwei Jahrhunderten als der Inbegriff alles dessen, was an einem Fürsten moralisch häßlich und abscheulich ist. Man kannte damals wie heute keinen schlimmeren Vorwurf für einen Fürsten, als denjenigen des Machiavellismus. Es hat viele Leute gegeben, und zwar scheint Friedrich als Prinz mit zu ihnen

---

1) Je merkwürdiger es ist diese Briefe zu lesen, um so mehr ist es zu bedauern, daß sie nicht mehr vollständig zu sein scheinen. Der Prinz sagt seiner Schwester p. 81, daß er keine Woche vergehen lasse, ohne an sie zu schreiben. Nun aber sind für die 28 Wochen vom 15. November 1739 bis zum 1. Juni 1740 nur sieben Briefe an die Markgräfin vorhanden. Mithin ist anzunehmen, daß die anderen 21 verloren sind. Wir halten für nöthig dies zu erwähnen, weil der Herausgeber Tom. XXVII. p. XIII. bemerkt, daß fast kein Brief dieser Correspondenz fehlt, weil beide Personen dieselbe sorgfältig bewahrten.

zu gehören, welche der Meinung sind, daß die Grundsätze des Machiavelli vor ihm nicht da waren, wenigstens nicht in dieser Weise. Die Geschichte der Menschen beweist auf jedem Blatte, sei es bei den Rothhäuten Amerikas, welche täglich ihre Nahrung erjagen, sei es unter den Zelten der Nomaden des Ostens, sei es endlich in den Staaten Europas, die hoch gebildet prangen mit Christenthum und geordneter Verfassung, daß die Lehren Machiavellis geübt worden sind überall und zu allen Zeiten, so lange es Menschen auf dieser Erde gibt. Machiavelli hat das Verdienst, diejenigen Sätze in ein kunstgerechtes System gebracht zu haben, nach welchen mehr oder minder folgerecht viele derjenigen handeln, die als Herrscher einen hohen Ruhm sich hinterlassen haben.

Nur hat man Machiavelli zuviel gethan. Er war ein Patriot für die Einheit Italiens. Er hoffte dieselbe hergestellt zu sehen durch einen italienischen Fürsten, und zu solchem Zwecke widmete er diesem seine Schrift. Zu solchem Zwecke schlug er mit tiefer Menschenkenntnis diesem Fürsten eine Reihe von Mitteln vor, moralisch schlechte in großer Zahl, ein Verfahren ohne Treue und Glauben, aber zugleich auch solche, welche die Erfahrung neuerer Zeiten als die feste und sichere Grundlage der Staaten anerkannt hat. Machiavelli ist ein beredter Prediger gegen das Söldnerthum.[1]) Ihm liegt die Erfahrung vor Augen. „Das Söldnerwesen hat das blühende Italien in Sklaverei und Schande gestürzt," ruft er aus. Darum verlangt er die Bildung eines nationalen Heeres. „Keine Herrschaft steht fest ohne eigene Waffen. Eigene Waffen aber sind solche, die von Unterthanen oder Bürgern geführt werden."

Ein solcher Zug allein reicht hin um darzuthun, daß es Machiavelli nicht um eine Ironie zu thun war, sondern daß er es

1) Il Principe cp. 11. 12. 13.

ernstlich meinte. Seine Rathschläge betreffen nur den Fürsten, dem er seine Schrift widmet, den er für geeignet hält zur Durchführung derselben. Es ist eine Gelegenheitsschrift mit klassischem Gepräge der Form. Aber sie ist augenscheinlich von Machiavelli selbst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Denn ein solches Oeffentlichwerden hätte sie vereitelt. Derjenige, dem der Rath gegeben wird, sein Wort zu brechen nach den Umständen, der selber dann es verstattet, daß Jedermann den ihm ertheilten Rath lese und kenne, darf schwerlich hoffen, Glauben zu finden. In Wahrheit liegt so die Sache. Mag immerhin das Buch Machiavellis vom Fürsten in Abschriften verbreitet gewesen sein: es ist Thatsache, daß es erst nach seinem Tode, im Jahre 1532, zum ersten Male gedruckt worden ist. Machiavelli hatte bei seinem Buche den bestimmt ausgesprochenen Zweck für seine Zeit, für die damaligen Verhältnisse Italiens, für den Fürsten, an den er seine Schrift richtet. Ein Lehrbuch des Verhaltens für Fürsten im Allgemeinen hat er nicht schreiben wollen.

So indessen wurde es später aufgefaßt, und demgemäß Machiavelli beurtheilt. Darum war sein Name ein Inbegriff des Schreckens für den friedlichen Bürger und den Gefühlsmenschen. Eben darum hatte eine energische Bekämpfung der Grundsätze, die Machiavelli vorträgt, die sichere Aussicht auf allgemeinen Beifall, um so mehr, wenn diese Bekämpfung ausging von einem Prinzen, der im Begriffe stand, einen Thron zu besteigen.

In diesem Sinne handelte der Prinz Friedrich. Er trat auf als Vertheidiger der Menschheit, die Machiavelli zu Gunsten der Fürsten antaste in heiligen Rechten.[1]) „Der Fürst des Machiavelli" sagt er, „ist in der Moral dasselbe was das Werk des Spinoza in den Angelegenheiten des Glaubens." Es ist merkwürdig, Spinoza auf diese Weise hier eingeführt zu sehen. Es möchte

---

1) Oeuv. I. 62.

fraglich sein, ob Spinoza jemals so wegwerfend über alle positive Religion sich ausgesprochen, wie es damals bereits Friedrich II. gegen Voltaire gethan. Das freilich war in Briefen geschehen, die damals nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Der Anti-Machiavelli dagegen war für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es lag noch nicht in dem Plane des jungen Mannes, öffentlich als Freigeist aufzutreten, zumal da er das Buch noch bei Lebzeiten des Vaters, im letzten Winter verfaßt hatte. Damals noch schrieb er an Voltaire:[1]) „Es ist höchst schrecklich, in dem Verdachte der Irreligion zu stehen.“ Mithin konnte ihm zur öffentlichen Ablehnung dieses Verdachtes ein solcher Vergleich des Spinoza mit einem moralisch gebrandmarkten Politiker sehr dienlich sein. Deshalb fuhr Friedrich fort: „Spinoza untergrub die Fundamente des Glaubens und strebte, die Religion zu stürzen. Machiavelli verdarb die Politik und untergrub die Grundsätze der gesunden Moral. Gegen Spinoza haben die Theologen die Lärmglocke gezogen. Den Machiavelli haben nur einige Moralisten angetastet, und trotz seiner verderblichen Moral sitzt er nach wie vor auf dem Lehrstuhle der Politik.“ Was will demnach der Prinz? — „Ich wage es,“ sagt er, „die Vertheidigung der Menschheit gegen dieses Ungeheuer zu unternehmen, das sie zu zerstören gedenkt. Ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit dem Sophisma und dem Verbrechen gegenüberzustellen, damit das Gegengift sich unmittelbar bei dem Gifte befinde. Ich habe immer das Buch des Machiavelli als eines der gefährlichsten Werke angesehen, die in der Welt verbreitet sind.“ Sollte es wohl? Gefährlicher vielleicht, als die Pucelle von Voltaire? — „Es ist ein Buch, welches unvermeidlich in die Hände der Fürsten kommt und aller derjenigen, welche Geschmack haben für die Politik. Es ist nur zu leicht, daß ein junger ehrgeiziger Mensch, dessen Herz und Urtheil

1) 16. Mai 1739 in Oeuv. XXI.

noch nicht genügend gebildet sind, um das Gute vom Schlechten unterscheiden zu können, durch solche Grundsätze verdorben wird, weil sie seiner Leidenschaft schmeicheln. Aber wenn es schon schlecht ist, die Unschuld eines Privatmenschen zu verführen, dessen Einfluß auf die ihn umgebende Welt gering ist: so ist es um so schlechter, Fürsten zu verkehren, welche Völker regieren, Gerechtigkeit verwalten, ihren Unterthanen ein Beispiel geben sollen, welche ferner berufen sind, durch Geist, Großmuth und Mitleid lebende Abbilder der Gottheit zu sein." Und darum wendet er sich in heftigem Ingrimme gegen Machiavelli. „Ueberschwemmung, Erdbeben, Pest und alle andere himmlische Geißeln sind nicht so schlimm, wie der Fürst des Machiavelli."

Nach solchem Beginne fällt denn die Beurtheilung des merkwürdigen Buches aus. Sie besteht aus einem Gewebe allgemeiner Sätze von Recht und Menschlichkeit, heftiger Ausfälle gegen den Charlatan der Politik, den Lehrer des Verbrechens, das Ungeheuer der Moral. Eine Widerlegung solcher Art hätte, wie es scheint, nicht gerade einer prinzlichen Feder bedurft. Aber es schien gut, der Welt zu zeigen, was sie von einem solchen Prinzen zu erwarten hätte. In denselben Tagen, als Friedrich Wilhelm I. sich seiner Auflösung näherte, brachte Voltaire die Schrift seines prinzlichen Freundes in Holland zum Drucke. Es trug nicht den Namen des Prinzen. „Obgleich ich meinen Namen nicht vor das Werk setzen will: so wünschte ich doch, daß es mir nicht nachtheilig sein könnte, wenn etwa das Publikum den Verfasser vermuthete." [1]) Der Wink war deutlich.

Den Prinzen selbst beschäftigen schon andere Gedanken, andere Plane. Der Vater hat das Heer auf 83,000 Mann gebracht. Je 27 Menschen in seinen Ländern ernähren einen Soldaten, und das Heer verschlingt $^6/_7$ der Einnahmen des Staates. Es ist tiefer

1) 6. Nov. 1739.

Friede ringsum. Doch die Zahl genügt nicht mehr. Monatelang vor dem Tode des Vaters verlangt der Prinz neue Soldaten von seinen Verwandten und Nachbaren.[1]) Er wendet sich zuerst an seinen Schwager von Braunschweig. Dieser sträubt sich. Er ahnt, was im Werke sein könne. Auch scheint er es nicht verschwiegen zu haben; denn der Prinz erwiedert halb drohend: „Ich weiß nicht, wer Ihnen nützlicher sein kann, ein ruinirter Kaiser, dessen Tod Europa in einen blutigen Krieg stürzen wird, oder ein benachbarter Schwager, mächtig im Reiche, dessen Bündnis Ihnen bei mehr als einer Gelegenheit nützlich sein kann." Der neue König schickt eine goldene Dose. Das macht noch den Herzog nicht willfährig. Er versteckt sich dahinter, daß er nicht ein geübtes, gekleidetes und bewaffnetes Regiment hergeben könne. Das ist nicht die Absicht des Prinzen. Es handelt sich nur um die Zahl von Männern, die ein Regiment ausmachen. Die Kleidung und alle anderen Kosten nimmt er auf sich. Er fragt, wie nur der Herzog ihm das abschlagen könne. Da er viele Menschen in seinem Lande hat und vollzählige Regimenter: so ist es eine Kleinigkeit für ihn, 1300 Mann auszuheben und diese Zahl dem künftigen Könige abzutreten. Aber wozu? wofür? Was ist die Absicht des Prinzen? Wofür sollen diese Braunschweiger Blut und Leben lassen? — Für diejenigen selbst, die damals Blut und Leben lassen sollten, wäre diese Frage eine überflüssige gewesen. Aber sie war es nicht für den Herzog selbst. Er zögerte und widerstrebte, so lange er konnte. Auf seine Frage und bestimmte Angabe des Zweckes erhält er die Antwort: „Sie werden in Kurzem die Gründe erfahren. Unterdessen mögen Sie überzeugt sein, daß sie gültig sind." Wie auch vermochte der Kleine dem Großen auf die Dauer

---

1) Oeuv. XXVI. p. 11. — XXVII. 2. 36. f. Nach der n. a. zu XXVII. 2. Seite 38 haben dem Herausgeber hier mehr Briefe vorgelegen, als er mitgetheilt.

zu widerstreben? — Im Juli 1740 fügte sich der Herzog und warb in seinem Lande ein Regiment für den Dienst des neuen Königs.

Es ist uns über die Werbungen in den Ländern der Reichsfürsten für fremden Dienst ein Urtheil des späteren Königs erhalten. Einige Jahre später verlangten und erhielten die Holländer für gutes Geld Truppen in Braunschweig. Friedrich verglich die Käufer mit den Metzgern, die nach Podolien wandern, um dort schwere Ochsen einzuhandeln. That denn er etwas Anderes? — Aber, hält man uns entgegen, die Holländer verwendeten diese Truppen gegen die wilden Völker in dem mörderischen Klima Ostindiens. Wir wissen nicht zu entscheiden, ob es schlimmer ist, Deutsche auf die Schlachtbank wilder Völker zu führen, oder sie für die Interessen eines fürstlichen Hauses, das ihnen fremd ist, gegen andere Angehörige ihrer eigenen Nation sich verbluten zu lassen. Wesentlich dürfte der Unterschied nicht sein.

Während der Prinz diese Dinge betrieb, näherte sich der Vater dem Tode. Wir dürfen annehmen, daß Friedrich gemäß der Meldung an seine Schwester sich nicht ein Dementi gegeben. Am 31. Mai 1740 stirbt Friedrich Wilhelm I. Der neue König berichtet das Ereignis an die verschiedenen Personen in der Weise, wie er es seinem Verhältnisse zu denselben für angemessen hält. Bekannt ist seine Schilderung an Voltaire. Er wußte genau, an wen er schrieb. Seine anderen Berichte sind kürzer, vor allen derjenige an die eigene Gemahlin.[1]) Schon hat er niedergeschrieben: Le roi vient de —; doch dann streicht er diese Worte aus und schreibt statt dessen: „Gott hat heute Nachmittag um $3\frac{1}{2}$ Uhr über den König verfügt.“ Er setzt noch einige Worte über den Tod hinzu. Dann folgen Befehle. Der nächste Brief enthält nur Befehle. Er hat bis dahin am Schlusse sich der Phrase bedient: tout à

1) Oeuv. XXVI. 12.

vous. Das hört auf. Höchstens folgt noch am Schlusse des Briefes: Je suis avec bien de l'estime u. s. w. Wozu auch noch länger den Zwang sich auferlegen? Fortan erhält die edle Frau nur dann noch einen etwas freundlicheren Brief,[1]) wenn sie auf ihre Verwandten, namentlich diejenigen in Rußland zu Gunsten des neuen Königs politisch einwirken soll. In diesem Falle kommt selbst drei Vierteljahre nach dem Tode des Vaters noch einmal das tout à vous vor. Von da an werden die Briefe durchaus herb und schroff. Die Briefe der Königin dagegen sind schüchtern, voll Rücksicht zugleich und dennoch würdig.

Die Markgräfin von Baireuth erwiedert in derselben hohlen Weise, wie der neue König ihr geschrieben. Sie meint:[2]) „Der Tod eines Vaters kann nicht anders als empfindlich sein für Kinder, welche jederzeit sich der Achtung für ihre Eltern bestrebt haben. Allein da das Uebel ohne Heilmittel ist, so wende ich alle meine Gedanken dahin, Ew. Majestät Heil und Glück für Ihre Regierung zu wünschen." Es dient zur Charakteristik dieser Frau, daß sie später in ihre Denkwürdigkeiten niederlegt: ihr Bruder habe ihr seine Thronbesteigung Monatelang nicht kund gethan, da doch aus den ersten Tagen drei Briefe vorliegen.

Eine neue Welt schien nun zu erblühen. Der Vater hatte alle Wissenschaft und Kunst als unpraktisch verachtet. Der Sohn erstrebte Ruhm auf allem und jedem Gebiete des Lebens. Er trug sich mit der Hoffnung, in Berlin alles zu versammeln, was die Zeit an Koryphäen der Wissenschaft aufweise.[3]) Der Vater hatte die Akademie geduldet, aber unter dem Vorsitze von Gundling. Friedrich berief den berühmten Franzosen Maupertuis als Präsidenten zur Neugestaltung dieser Akademie.[4]) Friedrich strich vom Budget der Akademie die Ausgabe für die königlichen Hof-

---

1) a. a. O. p. 18. — 2) Oeuv. XXVII. 1 82. — 3) a. a. O. p. 88. 4) Oeuv. XVI. 335.

narren. Er bemühte sich um den Philosophen Wolf, um den Mathematiker Euler. Sie kamen. Andere zeigten geringere Neigung. Der neue König wagte sogar, gegen den Rath der Minister die Presse frei zu geben.[1]) Obwohl die Bedeutung eines solchen Schrittes in damaliger Zeit auch nicht entfernt in Vergleich zu bringen ist mit der Wichtigkeit, welche derselbe in unseren Tagen haben würde: so erregte er doch sicher allgemeine Ueberraschung. Friedrich verkündete ferner, daß in seinen Staaten ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Und nun gar die Erwartung des Anti-Machiavelli? Denn obwohl der Name vor dem Buche nicht genannt werden sollte: so war es doch ein öffentliches Geheimnis, daß es erscheinen werde.

Freilich blieb sowohl für die eigenen Unterthanen, wie für alle Deutsche der ungeheure Druck des Militärwesens von diesem Staate aus. Wenn auch das Jagen nach den Riesen für die Potsdamer Garde aufhörte: so waren doch gesunde junge Männer ihrer persönlichen Freiheit daheim und auf den öffentlichen Heerstraßen eben so wenig sicher, wie zuvor. Sie waren nur noch unsicherer. Der neue König bedurfte fünfzehn neue Bataillone, und die entsprechende Zahl von Reiterei. Woher sollte er sie nehmen? Seine Schwäger von Braunschweig, von Baireuth, von Ansbach mußten werben und ausheben, und erhielten für den Kopf 10 Rthl. Allein das reichte nicht. Es mußten mehr geschafft werden. Woher die Obersten, die Hauptleute die neue Mannschaft nahmen: das war ihre Sache.

Bangend mochten sich die Nachbaren im Reiche fragen, was von dem neuen Könige zu erwarten sei. An die Kriegsmacht des Vaters hatte man sich gewöhnt. Man wußte, daß es das höchste Ziel seines Ehrgeizes sei, daß beim Feuern keines seiner blauen Kinder flackere. Hatte er ja doch für sein Leichenbegängnis diesen

1) Preuß III. 251.

letzten Wunsch seinem Nachfolger dringend empfohlen. Wenn es damals nicht anders ging, ertrug man mit widerwilligem Murren die endlosen Quälereien der preußischen Werber. Wo man es vermochte, zog man sie zur schweren Rechenschaft. Man wußte doch einmal, daß es nicht zum Aeußersten kam. Friedrich Wilhelm, hieß es, spanne beständig den Hahn, drücke aber nicht los, sondern spanne ihn dann wieder ab.[1]) Was aber war von dem Nachfolger zu erwarten? Schon im ersten Monate deutete er an, daß er in Reichssachen keine andere Entscheidung anerkenne, als die Gewalt. Die Grafschaft Hanau fiel an Hessen-Cassel; aber der Kurfürst von Mainz erhob Ansprüche auf Rumpenheim. Der Landgraf wandte sich an den neuen König, für welchen auch er Mannschaft stellte. Der König erklärte dem Kurfürsten: er werde den Landgrafen mit Gewalt schützen.

Dann trat eine andere Thatsache hervor. Herstall an der Maas war Friedrich Wilhelm aus der oranischen Erbschaft zugefallen. Der Bischof von Lüttich war Lehensherr und besaß einige Rechte der Landeshoheit. Dies Verhältnis und der Unfug der Werber des Königs auf dem Gebiete des Bischofs führte zum Streite. „Ein armseliger Bischof von Lüttich," berichtet Friedrich II.,[2]) „suchte eine Ehre darin, dem verstorbenen Könige Kränkungen anzuthun."

Der Schwache sucht den Starken zu kränken? Friedrich schöpft daraus, wie er sagt, die Lehre, daß Mäßigung eine Tugend ist, welche wegen der Verderbnis der Zeiten die Staatsmänner nicht immer strenge ausüben können. Als die Bewohner von Herstall Schwierigkeit machen ihm zu huldigen, erhebt der König gegen den Bischof den Vorwurf des Mitwissens und der heimlichen Theilnahme, und läßt Truppen in das Gebiet desselben einrücken. Der

1) Dohms Denkwürdigkeiten m. Z. IV. 135. — 2) Histoire de mon temps. Zu Anfang.

Bischof klagte über Landfriedensbruch und brachte die Sache an den Kaiser. Bis die Sache dort entschieden wurde, konnte es lange dauern. Friedrich zwang durch drückende Einquartierung den Bischof, das Land Herstall zu dem Preise anzukaufen, welchen der König ihm setzte.

Hatte er damals, im Sommer 1740, andere, bestimmte Pläne? — Er selbst ist einige Jahre später als Geschichtschreiber seines Vollbringens für die Nachwelt aufgetreten, und darum ist er selbst zunächst zu hören, wie er nach dem Gelingen seines Unternehmens seine Lage vor demselben von der Nachwelt aufgefaßt wissen wollte.[1]) Vor allen Dingen ist es wichtig, daß er nicht mehr von den einzelnen Ländern spricht, die er dem Rechte nach unter sehr verschiedenen Verhältnissen regiert, sondern alle diese einzelnen Theile zusammenfaßt als einen preußischen Staat. Diese Bezeichnung ward durch ihn allgemein: damals zuerst war sie ungerechtfertigt. Denn die Souveränität, die der König in Preußen besaß, erstreckte sich nicht auf die Reichslande. Vielmehr waren diese ausdrücklich davon ausgenommen. Aber der neue König ging darin noch erheblich weiter. Er redet nicht bloß von einem preußischen Staate, sondern auch von einer nation Prussienne. Das Wort ist ein Unding, heute wie damals, und war der Natur der Sache nach nur berechnet auf halb wissende, aber tonangebende Franzosen.

Friedrich selbst faßt seine Lage in folgender Weise auf.[2]) „Es war sehr unangenehm," sagt er, „daß der Staat keine regelmäßige Abrundung hatte. Lang gestreckte, schmale, verstreute Provinzen dehnten sich von Kurland bis Brabant. Diese Lage mehrte die Zahl der Nachbaren, ohne Consistenz zu geben."

Freilich, aber diese Nachbaren waren Reichsfürsten wie der Kurfürst von Brandenburg selbst, mit ihm verbunden durch die

---

1) Hist. d. m. t. — 2) Oeuv. II. 46. hist. de mon temps.

gemeinsame Reichsverfassung, ohne alle Gefahr für ihn, wenn nicht er selbst sie angriff.

„Diese Lage bewirkte, daß man im Falle des Krieges mehr Feinde zu fürchten hatte, als wenn der Staat arrondirt wäre. Preußen konnte nur handeln, indem es sich an Frankreich oder England lehnte."

Handeln? Dies Handeln heißt offenbar Krieg führen. Warum? Gegen wen?

„Man konnte mit Frankreich gehen, welchem die Erniedrigung des Hauses Oestreich sehr am Herzen lag."

Also hier wird sofort und ehe man sich dessen versieht, Oestreich als der Feind eingebracht, gegen den er handeln will. Um sich dies völlig klar zu machen, muß man sich die Lage der Dinge im Sommer 1740 vergegenwärtigen, wo das Kaiserhaus von einer Möglichkeit einer solchen Feindschaft noch keine Ahnung, wo Friedrich II. öffentlich auch nicht das leiseste Zeichen von sich gegeben hatte, daß er demnächst über seinen friedlichen Nachbar herfallen wolle. Er fährt fort:

„Von den Engländern konnte man Subsidien nur dann haben, wenn diese ihrem eigenen Interesse dienten. Der Einfluß von Rußland ging nur auf Schweden und Polen. Was die Türkei betrifft: so hatte die Politik der Zeit begründet, daß wenn die Franzosen sie gegen Oestreich oder Rußland hetzten, diese beiden Mächte wieder den Chan der Tartaren aufreizten, der sie durch eine Diversion von den Türken befreite."

Das heißt also: das Mittel der Aufhetzung der Türken war unpraktisch, weil es von Oestreich auf solche Weise paralysirt zu werden pflegte.

„Das war der gewöhnliche Gang der Dinge. Es gab Ausnahmen. Aber nicht diese haben wir zu betrachten, sondern was die gesunde Politik des Staates forderte."

Es ist eine seltsam gesunde Politik, die stillschweigend von dem Gedanken ausgeht: Krieg um jeden Preis.

„Der Gegenstand, der damals Europa am meisten interessirte, war die Erbfolge in Oestreich. Karl VI. hatte eine pragmatische Sanction gemacht für seine Tochter Maria Theresia. Frankreich, England, Holland, Sardinien, Sachsen, das römische Reich hatten diese pragmatische Sanction verbürgt. Ja sogar der verstorbene König Friedrich Wilhelm hatte sie gewährleistet“ —

Warum denn dieses: Ja sogar? Friedrich Wilhelm hatte niemals auf östreichische Erblande auch nur den mindesten Anspruch geäußert, der ihm diese Zustimmung hätte schwieriger machen können, als einem Anderen. Ferner hatte Friedrich Wilhelm nicht für seine Person diese Bürgschaft geleistet, sondern als Oberhaupt seines Staates, und mithin ging diese Gewähr in gleicher Kraft über auf seinen Nachfolger.

„Unter der Bedingung, daß der Wiener Hof ihm die Erbfolge in Jülich und Berg zusicherte. Der Kaiser versprach den eventuellen Besitz und erfüllte das Versprechen nicht. Das dispensirte den König von der Bürgschaft der pragmatischen Sanction, zu welcher der verstorbene König sich bedingungsweise verpflichtet hatte.“

Also der König Friedrich II., aber nicht also lag die Sache. Der Kaiser hatte gegen Friedrich Wilhelm keine Verpflichtung eingegangen, als mit ausdrücklichem Vorbehalt [1]) seines höchsten und uneingeschränkten oberrichtlichen Rechtes im Reiche, und mit dieser Bedingung hatte Friedrich Wilhelm und demgemäß auch sein Nachfolger die Erbfolge der kaiserlichen Tochter in den Ländern des Vaters verbürgt.

„Die Erbfolge von Jülich und Berg war damals wichtig für die Politik des Hauses Brandenburg. Der König ließ in Wien, in Paris, in London anfühlen, wie man in Bezug auf sein In-

1) Förster II. 223. Artik. IX.

teresse gesinnt sei. Er fand sie alle gleich kalt. Frankreich wollte in Wahrheit einen Streifen zusichern. Das war zu wenig, um die Wünsche eines ehrgeizigen jungen Königs zu befriedigen, der alles oder nichts wollte."

Wir sehen, Friedrich II. fordert das ihm nach seiner Behauptung Versprochene nicht bloß von dem Oberhaupte des Reiches, sondern auch von einer fremden Macht. Er erkennt demnach mittelbar an, daß das Versprechen des Kaisers, wenn dasselbe dem Wortlaute des Berliner Vertrages nach so genannt werden darf, ein sehr bedingtes war.

„Nun hatte Karl VI. das Herzogthum Berg nicht bloß an Preußen verbürgt, sondern er hatte es auch dem Könige von Polen versprochen. Er hatte ein ähnliches Versprechen dem Pfalzgrafen von Sulzbach gegeben."

Wenn auch das was Friedrich II. hier versprochen nennt, nicht urkundlich vorliegt: so ist der ganzen Sachlage nach, ferner dem Berliner Vertrage gemäß mit Sicherheit anzunehmen, daß der Kaiser jedem Versprechen dieser Art, wenn er es gegeben, seinen ausdrücklichen Vorbehalt als Oberrichter des Reiches, und ohne Nachtheil der Rechte eines Dritten hinzugefügt habe.

„Sollte man sich nun der Perfidie des Wiener Hofes opfern?" Wo war denn hier die Perfidie? Wo das Opfer?

„Sollte man sich mit dem Striche begnügen, den Frankreich versprach? Oder sollte man die Waffen ergreifen, um selber sich Recht zu verschaffen?"

Recht? Worauf? Es ist von Berg die Rede, von nichts Anderem.

„In dieser Krisis" —

Warum denn Krisis? Alle Länder waren friedlich und ruhig.

„entschloß sich der König, sich aller Hülfsmittel zu bedienen, um sich in eine furchtbarere Stellung zu setzen. Er führte es ohne Aufschub aus."

Ohne Aufschub? Wir haben gesehen, daß und wie er schon vor dem Tode des Vaters sich neue Truppen verschaffte.

„Vermittelst einer guten Sparsamkeit hob er fünfzehn neue Bataillone aus, und erwartete in dieser Stellung die Ereignisse, die es dem Schicksal gefallen würde ihm zu verleihen, um sich selbst die Gerechtigkeit zu verschaffen, welche Andere ihm versagten."

Wie seltsam ist alles das! Wenn es das Recht des neuen Königs war, von dem Kaiser Karl VI., seinem Wohlthäter, Rechenschaft zu fordern, daß derselbe sein Versprechen in Bezug auf Berg nicht erfüllte: warum denn wartete er, bis dieser Kaiser todt war? Für die Versprechungen, die Karl VI. als Reichsoberhaupt gemacht, konnte Niemand einstehen, als das Reichsoberhaupt selbst. Nur an dieses konnte und durfte der König sich halten, und nicht an die Erbin seiner Länder, nicht an die Fürstin, welche nicht Reichsoberhaupt war. Warum denn führte Friedrich II. nicht Beschwerde bei diesem Reichsoberhaupte, so lange es lebte, daß von daher seinem Vater oder ihm Unrecht geschehen sei? — Nichts von alle dem. Er wollte Krieg, er wollte erobern und zwar von der Erbschaft des Kaiserhauses. Das ist der einzige wahre Gedanke, der sich hinter alle seine Sophismen verbirgt. Wir haben genug derselben angedeutet. Die ferneren sind alle von gleichem Schlage.

Der Kaiser Karl VI. starb am 23. October 1740. Es gab wenigstens einen Mann, der wußte oder ahnte, was nun kommen werde. Es war Suhm, der sächsische Gesandte in Rußland, der dem Prinzen von dort her die Bücher für seine Bibliothek besorgt hatte, und bei dem Beginne der neuen Epoche sofort sich bemühte, in den Dienst des Freundes zu treten. Suhm beeilte sich dem Könige zu schreiben:[1]) „Mein lebhaftes Interesse an dem Glanze

---

1) Oeuv. XVI. 402.

und Glücke der Regierung, welche Sie Ihren theueren Unterthanen verheißen, erlaubt mir nicht, von diesem Ereignisse zu sprechen, ohne im Voraus Ewr. Majestät Glück zu wünschen wegen der großen Conjuncturen, welche Ihnen nun die Gelegenheit darbieten, Ihren Ruhm zu vermehren, indem Sie arbeiten für die Interessen und das Glück ihrer Staaten."

In denselben Tagen erschien der Antimachiavelli gedruckt. Er begann friedlich und freundlich mit folgenden Worten: [1]) „In früheren Zeiten zog man den traurigen Ruhm der Eroberer, die glänzenden Thaten, welche durch ihre Größe einen gewissen Respect einflößen, der Sanftmuth, der Billigkeit und aller Tugend vor. In unseren Tagen sehe ich, daß man die Menschlichkeit höher preist, als alle Thaten eines Eroberers. Man begeht nicht mehr den Unsinn durch Lobreden die grausamen Leidenschaften zu ermuthigen, welche den Umsturz geordneter Zustände bezwecken. Ich frage, was kann einen Menschen dahin bringen, seine Macht vergrößern zu wollen? Was für Ansprüche hat er, kraft deren er seine Macht bauen will auf das Elend und die Zerstörung anderer Menschen? Wie kann er glauben, daß er sich bereichert machen will, indem er nur Unglück über seine Mitmenschen bringt? Die neuen Eroberungen eines Souveräns machen die Staaten, die er schon besaß, nicht reicher, nicht wohlhabender. Seine Völker haben davon keinen Nutzen. Wenn er glaubt, daß er selbst dadurch glücklicher werde, täuscht er sich sehr; denn nicht die Größe des Landes, welches ein Fürst beherrscht, verschafft ihm wahren Ruhm, nicht einige Quadratmeilen Landes mehr dienen zu seiner Herrlichkeit."

Die erstaunte Welt las solche Worte eines Prinzen, eines Königs mit innerstem Behagen. Es gab damals wie in unseren Tagen menschenfreundliche Thoren, welche träumten von goldenen

1) Oeuvres de F. le Grand. VIII. p. 69.

Zeiten eines ewigen Friedens der Menschen. Wo solche Worte vom Throne hernieder klangen, da schienen sie die Pforten der neuen Zeit für die friedebedürftige Menschheit aufzuthun. Mit beredter Zunge pries der gute Abbé von St. Pierre den Messias des Friedens, und dachte nicht, wie bald er seine Worte öffentlich und feierlich widerrufen würde. Denn die Worte sind erfunden, um die Gesinnungen der Menschen zu verbergen. Also lautet der Spruch eines sachkundigen Meisters.

Sechster Abschnitt.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers trifft den neuen König fieberkrank in Rheinsberg. Er hat keine Zeit noch krank zu sein. Die Aerzte wollen ihm nicht so viel Chinin verordnen, als er für nöthig hält.[1] Er nimmt es auf eigene Verantwortung; denn die Zeit drängt. „Ich werde nicht nach Berlin gehen," meldet er Algarotti am 28. October, also unmittelbar nach der Nachricht. „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet: also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe." Nicht so offen spricht er sich gegen Voltaire aus. „Der Tod des Kaisers," sagt er, „zerstört alle meine friedlichen Ideen." Hatte er sie denn jemals gehabt?

Indessen mußte er doch auch Andere zu Rathe ziehen: Er berief zu diesem Zwecke den Feldmarschall Schwerin und den Minister Podewils.[2] Die beiden von ihm berufenen Männer riethen dringend ab. Die Gründe ihres Abrathens sind, so viel wir wissen, nicht bekannt geworden. Aber sie liegen ja an sich nahe genug.

1) Preuß: F. d. G. I. 163. — 2) Dohm: Denkwürdigkeiten I. 4.

Es waren diejenigen des Rechtes, der Ehre und der herkömmlichen Politik.

Denn fassen wir hier noch einmal die Lage der Dinge zusammen. Angenommen selbst, daß das Haus Hohenzollern irgend welche Ansprüche gegen das Kaiserhaus hatte: so waren dieselben dadurch vergessen, daß Friedrich Wilhelm ihrer nie Erwähnung gethan, weder im Guten, noch im Bösen, weder gegen den Kaiser, noch gegen seinen Nachfolger. Die Ansprüche waren ferner förmlich und feierlich beseitigt durch den geheimen Berliner Tractat vom Dezember 1728. Immerhin mochte Friedrich Advokaten finden, welche seine Ansprüche juristisch deduzirten. Auch Ludwig XIV. hatte Reunionskammern gefunden, welche bewiesen, daß dies Land und jene Stadt ihm rechtlich zukomme. Auch Ludwig XIV. hatte diesen juristischen Deductionen durch die Gewalt zu rechtlicher Anerkennung verholfen. Waren sie darum ein Recht geworden?

Es gibt Ansprüche, welche trotz Friedensverträge und Tractaten nie verjähren. Ein solcher Anspruch ist derjenige der deutschen Nation und eines deutschen Reiches, wenn es wäre, daß die Länder deutscher Zunge, welche fremde Gewalt der eigenen Schwäche abgetrotzt, wieder herzugebracht werden müssen. Ein solcher Anspruch verjährt nicht, weil er lebendig bleibt in der Nation. Nicht also stand die Sache mit Friedrich II. Von allen Unterthanen, welche ihm gehorchten, von allen denen, welche er die nation Prussienne nennt, war außer einem juristischen Professor zu Frankfurt a/O. vielleicht auch nicht Einem bekannt, daß dies Haus Hohenzollern Ansprüche auf einige Fürstenthümer in Schlesien habe, vielweniger durften sie ahnen, daß jemals ihr Fürst und Landesherr sie in einen blutigen Krieg stürzen werde, um diese Ansprüche, die er auf gütlichem Wege nicht hatte erheben wollen, mit Gewalt zu ertrotzen. Nur zwei seiner Unterthanen hatte dieser neue König zu Rathe gezogen über sein längst beschlossenes Vorhaben, weil er von diesen beiden die Billigung zu erlangen hoffte. Diese beiden

hatten verneint. Was war von den Gedanken der Anderen zu erwarten, die mit Gut und Blut den Krieg zu bezahlen hatten, die unendlich mehr davon litten, als ein Feldmarschall und ein Minister? —

In dem Volke, in allen diesen verschiedenen Ländern von Pommern, Brandenburg und was sonst dem Könige unterthan war, lebte auch nicht der leiseste Gegensatz gegen diejenigen Deutschen und die anderen Volksstämme, welche dem Erzhause von Oestreich unmittelbar gehorchten. Zwischen dem Deutschen und dem Franzosen, dem Deutschen und dem Russen ist ein natürlicher Gegensatz. Die in unserer Zeit bestehende Abneigung der Pommern, der Brandenburger gegen den Steiermärker, den Tyroler, ist nicht eine natürliche, sondern eine gemachte, freilich durch Blut gedüngte, durch das Blut, welches Friedrich II. hat vergießen lassen.

Denn daß wir es kurz und mit einem Worte sagen: der König Friedrich II. hat die Einheit eines deutschen Reiches und einer deutschen Nation unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts hat das vermocht, nicht der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede. Sie konnten das Reich lockern. Der entsetzliche Krieg und der traurige Friede konnten Wohlstand und bürgerliche Freiheit zertrümmern, die Stände und Corporationen dem Willen der Territorialfürsten opfern, das Recht und die Macht des obersten Richters im Reiche verkümmern bis auf ein Geringes; aber noch blieben die Formen, die unter günstigeren Umständen ein neu erwachender Nationalgeist wieder erfüllen und beleben konnte. Mit dem Auftreten Friedrichs II. war das vorbei. Was von einem deutschen Reiche noch vorhanden war, das opferte dieser Mann, dessen Seele früh sich gelöst hatte von allen heiligen Banden der Pietät, dem Phantome seines hohlen Ruhmes. Er allein. Er zerspaltete das Reich. Er schuf den Dualismus. Denn das mußte auch ihm klar sein, daß selbst im günstigsten Falle, wenn es ihm gelang Schlesien nicht bloß zu ge=

winnen, sondern auch zu behalten, ein herzlicher Friede mit dem Kaiserhause niemals wieder möglich sein würde, weniger noch von jener Seite als vielmehr von der seinigen, um des bösen Gewissens willen. Das war nicht bloß mehr ein Zwiespalt, eine Eifersucht von zwei fürstlichen Häusern im Reiche, wie es vordem gewesen war etwa zwischen Hohenzollern und Welfen, über welchen ausgleichend und vermittelnd der deutsche Kaiser stand, sondern es war ein Spalt des Reiches selbst. Verblieben auch dem Kaiser rechtlich die Befugnisse des Kaisers: so mußten dieselben thatsächlich scheitern an dem Widerstreben Friedrichs, der nicht mehr sich unterordnen wollte. Ein Angriff auf das Kaiserhaus, zumal wenn er glücklich war, zerriß die deutsche Nation. Auch in der alten lockeren Form war sie fähig gewesen den Stürmen von Ost und West zu widerstehen, weil zur Zeit der Noth noch die ganze Kraft dem Rufe des Einen folgte. Zerspalten und zerrissen, war sie gelähmt nach Ost und West. Denn die kleineren Splitter müssen nach dem Gesetze der Gravitation unabwendbar dem Gewichte der schwerern Massen folgen. Zur Zeit eines Krieges in Deutschland konnte es fortan nicht eine Reihe von Parteien geben, sondern nur zwei. Wie nahe lag es, daß der Führer der einen Hälfte eine Erhebung von Ost oder West gegen die andere Hälfte mit Freuden begrüßen und befördern würde! Das war die Bedeutung des Angriffs auf Schlesien für die deutsche Nation. Der Tag des Marschbefehles an die Truppen in Berlin war ein Tag des Unheiles gleich demjenigen des Fenstersturzes zu Prag.

Wenn nämlich bloß Schlesien das Ziel des Königs war. Wir wissen es nicht. Am Tage des Auszuges aus Berlin rief der König[1]) dem französischen Gesandten zu: Je vais, je crois, jouer votre jeu. Si les as me viennent, nous partagerons. Was deuten diese Worte an? Friedrich erhob allerdings Ansprüche nur

1) Preuß I. 172.

auf einige Fürstenthümer in Schlesien. Er forderte dann ganz Schlesien. Warum soll ein Mann, der unter günstigen Umständen der Nichtbestrafung das Eine nimmt, bei weiteren günstigen Umständen derselben Art nicht auch das Zweite nehmen? Ein moralischer Grund scheint uns überhaupt nicht vorhanden.

Man erwiedert uns, daß große Bewegungen der Weltgeschichte, Ereignisse, die über Geschicke der Länder und Völker, über ihre Cultur für Jahrhunderte entscheiden, nicht bemessen werden dürfen nach dem Maße einer bürgerlichen Moral. Allerdings gibt es Verhältnisse, in denen der Frevel eines Herrschers eine Wohlthat für Millionen wird. Daß ein solches Verhältnis hier obwalte, ist niemals dargethan. Die Culturentwickelung Schlesiens unter dem Hause Oestreich stand höher, als diejenige der Mark Brandenburg und Pommerns unter dem Hause Hohenzollern. Und vor allen Dingen sollten diejenigen, welche für das Beginnen Friedrichs einen besonderen Maßstab fordern, nach welchem er gut und groß, seine Gegner niedrig und klein sind, zuvor darlegen, daß Friedrich selbst einen solchen besonderen Maßstab für sich gefordert. Er hat dies nicht gethan. Er hat ausdrücklich auf den besonderen Maßstab verzichtet. Wir haben ihn nur zu beurtheilen nach seinen eigenen Worten. Er selbst meldet seinem Freunde Jordan, zu dem er höchst wahrscheinlich offen redet:[1]) „Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst um dir nichts zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer Instinkt haben mich der angenehmen Ruhe der ich genoß, entrissen, und das Vergnügen meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“ Also vor dem Freunde. Vor der Mit- und Nachwelt dagegen hat Friedrich auf jeden besonderen Maßstab seines Thuns verzichtet, durch den Antimachiavelli. Eben damals, als der König in Schlesien einrückte, ward

1) 3. März 1771.

dies Buch zum zweiten Male gedruckt, um der Welt zu verkünden, daß die wahre Politik der Könige einzig auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte gestützt sein dürfe. Es ist wahrscheinlich, daß das erste Erstaunen über dies Buch überboten sei durch das zweite über das Thun des Verfassers.

Und man wolle doch auch nicht sagen, daß irgend Jemand auf deutschem Boden, mit Ausnahme vielleicht dieser oder jener Offiziere des Heeres, die unerhörte That gebilligt habe. Friedrich selbst kann die allgemeine Misstimmung nicht verhehlen. Er spricht nicht von irgend einem Beifalle: er erörtert nur den Tadel, und findet Beweggründe für denselben von seltsamer Art. Es gibt Tadelsüchtige überall in jedem Lande, meinte er. Diese beneideten dem Staate die Vergrößerung, deren er fähig war. Seltsam! Und das sollten die eigenen Unterhanen thun? Er knüpft den Tadel insbesondere an die Person des alten Generals Leopold von Anhalt-Dessau.[1]) Er schreibt den Eifer desselben dem Verdrusse darüber zu, daß der Plan nicht von ihm selbst ausgegangen. Darum prophezeit er, meint der König, über Preußen lauter Unheil, wie Jonas über Ninive. Hatte der alte Mann denn in Wahrheit keine andere Gründe? Friedrich erörtert auch diese. Leopold von Dessau, sagt er, betrachtete das kaiserliche Heer als seine Wiege. Er hatte Gefühle der Dankbarkeit gegen den Kaiser Karl VI., weil dieser der nicht ebenbürtigen Frau des Dessauers ein Fürstendiplom geschenkt. Er fürchtete die Vergrößerung des Königs, durch welche ein Nachbar, wie der Fürst von Anhalt, zum Nichts heruntergesetzt ward. Freilich war ja dies Gefühl der Furcht vor dem Aufwachsen des neuen Königs, der sich nicht wie der Kaiser, durch Pflichten und durch Worte gegen jede Verletzung der Rechte Anderer binden ließ, allen deutschen Fürsten gemeinsam. Aus diesem Grunde, sagt Friedrich weiter, säete der alte General von Dessau

---

1) Oeuv. II. 58.

in alle Gemüther den Samen des Mistrauens und des Schreckens, und selbst die Offiziere des Heeres wurden davon angesteckt. Der König arbeitete entgegen durch eine Rede. Der einzige Sporn, den er darin kennt und anwendet, ist der Ruhm.'

Andere murrende Stimmen wurden leichter zur Ruhe gebracht. Die freie Presse starb nach einem kurzen Scheinleben eines jähen Todes. Sie misbrauchte ihre Freiheit, sagt der König. Es ist merkwürdig, wie er dennoch an einer anderen Stelle dem scharfen Worte der Wahrheit nicht entging. Er trat in die Werderkirche, wo sein ehemaliger Freund Achard predigte. Es geschah zur guten Stunde, wenn nämlich das möglich war. Achard zeichnete in kräftigen Zügen das Bild des Eroberers, der über Millionen Elend und Jammer bringt um seines Ruhmes willen.[1]) Er fügte die Worte ein, welche die Scythen bei Curtius zu Alexander sprachen. „Du der du dich rühmst die Räuber auszurotten, bist selber der größte Räuber der Erde; denn du beraubst und plünderst alle Nationen, welche du unterjochst. Wenn du ein Gott bist: so mußt du auf das Wohl der Sterblichen sinnen, und nicht ihnen rauben was sie haben. Wenn du ein Mensch bist: so denke immer an das was du bist." Der König wurde über diesen Ausfall sehr betroffen und erzürnt. Im Weggehen äußerte er sich: „Wohinein mischt sich Achard? Steht es ihm zu von diesen Dingen zu reden?"

Auch nachher, als der Krieg schon begonnen, kannte der König sehr wohl die Stimmung der Berliner, über welche Jordan ihm berichten mußte. Dieser wagte sogar dem Könige zu schreiben, daß es Leute gäbe, welche den Antimachiavelli und den Angriff auf Schlesien nicht zu reimen wüßten. Aber was vermochte die Meinung der Schwachen über den Willen des Gewaltigen, der allein einen Willen haben durfte? „Laß die Neider und Ignoranten reden," erwiederte er; „sie sollen niemals Einfluß auf meine Pläne

---

1) Oeuv. XVI. p. XVIII.

bekommen, sondern lediglich der Ruhm. Ich bin mehr als jemals ganz von ihm durchdrungen."[1]) „Ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen," sagt der neue Alexander;[2]) „aber wäre ich kein Fürst, so möchte ich nur Philosoph sein." In der That, es war ein seltsamer Philosoph.

Denn daß der König Ansprüche auf Schlesien erhob, daß er mit Waffengewalt sie durchzuführen bereit war, trat zurück gegen die Art und Weise, wie er es that. Sehen wir, wie er selbst die Verhältnisse abwog.[3]) Seine Vortheile waren: ein starkes, marschfertiges Heer, ein gefüllter Schatz, ein einheitlicher Wille in seiner Person. In Oestreich dagegen waren die Finanzen zerrüttet, das Kriegsheer verfallen, entmuthigt durch die Unfälle des letzten Türkenkrieges, die Minister uneinig, an der Spitze dieser Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung. Sie hatte freilich moralische Vortheile. Die Mächte Europas hatten ihre Erbfolge verbürgt: wie war es, wenn sie dieselben zu ihrem Schutze aufrief? Aber Friedrich berechnete hier weiter. Allerdings machte keine der Mächte Europas Miene oder Vorbereitung, die Erbfolge der Kaiserstochter zu stören: keine dieser Mächte dachte an Krieg. Allein wenn erst einmal Friedrich die Brandfackel emporhob, sie hinein schleuderte unter die friedlichen Staaten: so war fast mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß Frankreich, der alte Erbfeind des Friedens in Deutschland, herbei eilen würde, um den neuen Kriegsbrand zu schüren, um bei der Theilung der Beute auch seinen Antheil zu gewinnen. Es war ferner mit Sicherheit zu erwarten, daß wenn derjenige mit dem Bruche des Wortes und der Pflicht voranging, der es vermöge seines persönlichen Verhältnisses und der traditionellen Politik seines Hauses am wenigsten sollte, er Nachfolger finden würde in reicher Zahl. Warum auch hatte der Kaiser den

---

1) an Jordan 19. Dezbr. 1740. — 2) an dens. 24. Febr. 1741. — 3) Oeuv. II. hist. de mont temps.

unverzeihlichen Fehler begangen, das Schicksal seiner Tochter, das Wohl seiner Staaten, die Ruhe und den Frieden der Menschheit zu bauen auf Verträge und das Wort der Fürsten? Wenn auch der Vetter von England-Hannover Willens sein mochte zur Erfüllung seines Wortes und zum Beistande der bedrängten Fürstin: so war dann für Friedrich II. um so mehr auf Frankreich zu rechnen. Rußland freilich mochte Maria Theresia helfen wollen. Aber hier ließ sich einwirken. Der Graf Münnich war die eigentliche Seele des halbbarbarischen Staates und sein Schwiegersohn Winterfeld aus Pommern war ein brauchbares Werkzeug in Diensten Friedrichs. [1]) Winterfeld überbrachte seiner Schwiegermutter einen Diamantring zum Werthe von 6000 Rubeln, seinem Schwager, dem Sohne des Feldmarschalls Münnich 15,000 Rthlr. baar und die Schenkung des preußischen Amtes Biegen. Das schlug durch. Der pommersche gesunde Menschenverstand, sagt der König, siegte über den östreichischen Marquis Botta. Rußland verhielt sich ruhig.

Die Vermehrung der Truppen, welche der König sofort nach, im Grunde schon vor dem Antritte seiner Regierung vornahm, scheint nicht einen Verdacht des Hofes von Wien erweckt zu haben. Man war des Soldatenspieles von Potsdam gewohnt. Selbst die Möglichkeit des Gedankens an einen so unerhörten Bruch des Rechtes und der Treue lag der Seele des sterbenden Kaisers und seiner Minister fern. Der kaiserliche Hof that nicht das Mindeste, um sich in wehrhaften Stand zu setzen. Als im Herbste die Rüstungen des Königs sichtlicher hervortraten, meldete der kaiserliche Gesandte von Berlin aus heim: es ziehe sich ein Gewitter zusammen, welches sehr leicht gegen Schlesien losbrechen könne. Der Gedanke erschien gar zu unerhört, zu abenteuerlich. Der Staatsrath der jungen Königin erwiederte dem besorgten Gesandten: [2]) „Wir wollen und können den von Ihnen

1) Preuß I. 172. — 2) Oeuv. II. 56. Hist. d. m. t.

gemeldeten Nachrichten keinen Glauben beimessen.“ Also berichtet der König selbst. Er scheint die Bedeutung dieser Worte gegen ihn wohl nicht zum Vollen gewürdigt zu haben. Im anderen Falle hätte er, der mit anerkennenswerther Geschicklichkeit die Dinge in seinem Lichte sieht und dahin sie wendet, wohl kaum dies inhaltsschwere Zeugnis gegen sich selbst der Nachwelt überliefert. Dennoch schickte man den Marquis Botta nach Berlin. Die Wahrheit ließ sich nicht mehr verhehlen. Botta redete von den schlechten Wegen in Schlesien und dergleichen Dingen. War dies ein geeignetes Verfahren, die Ruhmgier des Königs zu hemmen?

Hören wir für das Folgende den König selbst. [1])

„Obwohl der König fest entschlossen war für den einmal gefaßten Plan, hielt er es doch für schicklich Versuche der gütlichen Ausgleichung bei dem Hofe von Wien zu machen. In dieser Ansicht schickte er den Grafen Gotter dahin. Er sollte der Königin von Ungarn erklären, daß wenn sie die Rechte des Königs auf Schlesien anerkenne, dieser Fürst ihr seine Hülfe anbiete gegen alle offenen und versteckten Feinde, welche die Erbfolge Karls VI. bestreiten würden, und ferner seine Stimme auf dem Wahltage für ihren Gemahl, den Großherzog von Toscana.“

Also der König. Er forderte indessen von Maria Theresia nicht bloß die vier Fürstenthümer in Schlesien, auf welche seine Staatsjuristen längst vergessene Ansprüche deduzirten, sondern er forderte ganz Schlesien. Andere Feinde der Erbfolge Karls VI. gab es damals noch nicht. Friedrich selbst war der Einzige.

„Da zu vermuthen stand, daß dieses Anerbieten zurückgewiesen würde, so hatte in diesem Falle der Graf Gotter die Vollmacht der Kriegserklärung. Das Heer war eifriger, als der Graf Gotter. Es betrat Schlesien zwei Tage vor der Ankunft des Grafen Gotter in Wien.“

1) a. a. O. p. 57.

Das heißt mit anderen Worten kurz und bündig dargelegt: der König wollte Krieg um jeden Preis.

Noch einmal, bevor der König selber abreiste, trat der Marquis Botta mahnend und warnend zu ihm. „Sire," rief er aus, „Sie werden das Haus Oestreich zu Grunde richten und stürzen sich zugleich selbst in den Abgrund." — „Es hangt bloß von der Königin ab," erwiederte Friedrich II., „die ihr gethanen Vorschläge anzunehmen." Botta würdigte diese Worte keiner Entgegnung. Er bemerkte ironisch: „Ihre Truppen sind schön, Sire, ich gestehe es. Die Unsrigen haben nicht das Aeußere; aber sie haben den Wolf gesehen. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie thun wollen." Der König erwiederte ungeduldig: „Sie finden, daß meine Truppen schön sind. Bald sollen Sie gestehen, daß sie auch gut sind."

Es war ein Italiener, den man von Wien aus an diesen König schickte. Ein deutscher, ein national-gesinnter Mann hätte vielleicht noch andere Gründe von schwererm Gewichte dem deutschen Reichsfürsten entgegen halten können, Gründe der Nothwendigkeit des Zusammenstehens gegen den gemeinsamen Feind nach Ost und West, denen nur die Kraft einer gesammten deutschen Nation gewachsen ist. Aber freilich, was wußte Friedrich II. von einer deutschen Nation? Er kannte nur das selbstgeschaffene Trugbild einer nation prussienne. Sein Vater hatte in der derben Sprache des Tabacks-Collegiums mit heftigem Ingrimme sich geäußert: „Das muß ein Cujon von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält! Und ich selbst müßte auch Einer sein, wenn ich es thäte." Anders dachte der Sohn. Was jeder deutsche Patriot zu allen Zeiten gefürchtet und je nach Kräften abgewehrt hat, die Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten, das eben hoffte, wünschte, ersehnte dieser neue König. Diese Hoffnung, dieser Wunsch war eine Grundlage seiner Plane. Der König Ludwig XV. sollte nach diesem Wunsche und dieser Hoffnung der Schiedsrichter des östreichischen Erbes sein.

„Es ist sehr wahrscheinlich," äußerte Friedrich sich später,[1] „daß eine französische Armee, welche damals gleich im Beginne nach Deutschland geschickt wäre, den König Ludwig XV. zum Schiedsrichter der streitenden Fürsten gemacht und sie genöthigt hätte sich über die öſtreichische Erbschaft freundlich nach seinem Willen zu vertragen. Es ist sicher, daß Frankreich nach der Rolle, die es beim westfälischen Frieden gespielt hat, nicht eine schönere und größere spielen konnte. Aber darf man Ludwig XV. anklagen, weil das Unglück und eine Kette von Ereignissen diesen Plänen nicht günstig waren?" Also Ludwig XV. sollte die Erblande des Hauses Oestreich austheilen, diesem viel, jenem wenig, das Meiste dem Könige von Preußen, weil er durch den Anfang mit der Niederwerfung des Hauses Oestreich so viele Verdienste um Frankreich hatte. Denn daß Friedrich und zwar er allein den schauerlichen Krieg hervorgerufen, dessen ist er selber sich vollaus bewußt und klar. Indem er seinen Einmarsch in Schlesien beschreibt, indem er erörtert, daß Maria Theresia seine Forderungen nicht bewilligt, fügt er hinzu: „So war also das Signal zum Kriege für Europa gegeben."

Am 23. Dezember 1740 betrat der König Schlesien. Es war kein Feind da. Wie auch war das möglich? Er streute ein Manifest aus, des Inhalts, daß es seine Absicht sei, diese Provinz in Besitz zu nehmen, um sie vor den Einfällen eines Dritten zu sichern. Nach seiner Ansicht zeigte dies Manifest deutlich genug, daß er das Land nicht gutwillig wieder räumen werde. Der Adel und das Volk von Schlesien meinten daraus zu entnehmen, daß dieser Angriff nicht ein feindlicher Ueberfall sei, sondern ein gefälliger Beistand, den ein Bundesgenosse seinem Nachbar leiste. Also wollte es der König, und freilich mochte auch ja dem bürgerlichen Menschenverstande der Gedanke des wirklichen ungeheuren

---

1) Oeuv. IX. p. 145.

Frevels allzu unerhört erscheinen, als daß er diesen Glauben fassen konnte.

Und dann entfesselte der philosophische König das Ungeheuer des Fanatismus. Die Religion ist ja doch nun einmal nach seinem Ausdrucke das geheiligte Vorurtheil des Volkes: es konnte hier sehr nützlich werden. „Zwei Drittel von Schlesien," erzählt er, „bestehen aus Protestanten, welche lange durch den östreichischen Fanatismus unterdrückt, den König wie einen vom Himmel gesandten Heiland ansahen."

Es ist abermals und immer bei jedem Worte dieses Königs die Frage, ob und in wie weit es Wahrheit war. Die größte und wichtigste Stadt in Schlesien war Breslau. Sie stand nicht da wie eine freie Stadt des deutschen Reiches, die nur den Kaiser als Oberherrn erkannte: sie erkannte über sich den Kaiser als Herzog von Schlesien, seine Tochter Maria Theresia mithin als Herzogin. In dieser Stadt Breslau war der Rath protestantisch. Er duldete keinen Katholiken als Mitglied. Dieser protestantische Rath von Breslau erwies sich nachher als getreu östreichisch gesinnt, so daß der König es für nöthig fand, ihn erst durch sein Königswort in Sicherheit einzuwiegen, dann unversehens die Stadt zu überrumpeln und auf diese Weise den Eid der Treue gegen sich zu erzwingen.[1]) Es ist möglich, daß in anderen Orten des Landes die Protestanten nicht gleiche Rechte mit katholischen Einwohnern hatten; allein es fällt uns schwer, an einen Fanatismus des Landesherrn da zu glauben, wo die Obrigkeit einer Stadt den Bekennern der Religion ihres Landesherrn eben wegen dieses Bekenntnisses nicht gleichen Antheil an den bürgerlichen Rechten verstattet, und dieses Ausschließen unangefochten aufrecht hält.

Es ist dasselbe Verhältnis, wie wir es im dreißigjährigen Kriege so oft ersehen. Die verschiedenen Religionen sind da; aber die

---

1) Oeuv. II. 83.

bürgerlichen Bekenner derselben hassen und verfolgen einander nicht. Wir sehen damals Erfurt. Die Stadt wesentlich protestantisch, mit protestantischer Obrigkeit steht unter dem katholischen Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz. Es ist kein Haß, kein Zwiespalt unter den Bürgern. Gustav Adolf naht und verkündet den Glaubenskrieg. Er erzwingt den Einlaß. Der protestantische Rath und die protestantischen Bürger bitten um Schonung für ihre katholischen Mitbürger, für die katholischen Geistlichen. [1]) Allein der Religionskrieg, der nicht da ist, soll angefacht werden, und das wichtige und wesentliche Mittel dazu ist, den einen Theil anders zu behandeln, als den anderen, nach Umständen auch die bisherigen Eigenthumsrechte umzugestalten. Alsbald dann flammt der Hader empor, und der Glaubenskrieg ist da. Also wurden die Deutschen von Gustav Adolf regiert, vermöge des sehr nützlichen, geheiligten Vorurtheiles der Religion.

Dasselbe Mittel des Fanatismus ward demgemäß von Friedrich II. in den Kirchen der Mark Brandenburg, in Pommern u. s. w. angewendet. Es wirkte zum Beweise der Ansprüche des Königs auf Schlesien besser als juristische Deductionen. Also berichtet es Jordan: [2]) „In allen Kirchen flehet man zum Himmel, die Waffen Ewr. Majestät zu segnen, und gibt das Wohl der protestantischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an. Bei diesen Worten erwacht der fromme Eifer des Volkes. Man preist Gott, daß er einen so mächtigen Vertheidiger erweckt hat, und entrüstet sich, daß man es wagen konnte, ihm Gleichgültigkeit gegen den Protestantismus zuzutrauen. Auch versichert man, ohne es untersucht zu haben, daß die Rechte Ewr. Majestät unwidersprechlich sind.“ Und vergnügt über den trefflichen Erfolg des Manövers jubelt dann dieser Philosoph: „In der That, ein herrlicher Staatsstreich!“ In diesem Sinne ward ferner gearbeitet. Man schickte Schaaren von prote-

1) Chemnitz: schwed. Krieg I. 227. — 2) Dezbr. 1740.

stantischen Geistlichen nach Schlesien. Der König erkennt vollkommen den Werth der Bundesgenossen an. „Die Religion und meine Soldaten werden bald das ihrige thun.“

Die Schlacht von Mollwitz, in welcher, um mit Napoleon I. zu reden, der junge König vor seinem Siege floh, schien dem unerhörten Wagestücke das Siegel einer himmlischen Weihe aufzudrücken. Der Erfolg hatte entschieden.

Und nun erst, nach diesem Erfolge, welcher den Franzosen bewies, daß mit diesem Könige gegen Oestreich, gegen die Einheit und Kraft der deutschen Nation etwas zu hoffen war, erschien der französische Marschall Belle-Isle im Lager des Königs, um mit ihm den Vertrag über die Theilung und Zerstückelung der östreichischen Monarchie zu verabreden. Der Vertrag kam nicht zum Abschlusse, nicht etwa wegen eines moralischen oder gar patriotischen Bedenkens des Königs, sondern weil er sich theurer auszubringen hoffte. Die Franzosen kamen über den Rhein. Sie zogen die Donau hinab. Maria Theresia bot in ihrer Bedrängnis dem Könige durch den englischen Gesandten Limburg und Geldern und zwei Millionen Thaler an, wenn er Frieden machen wollte. Friedrich hielt eine pathetische Rede. Nur ein ehrloser Fürst, erwiederte er, könne das annehmen. „Wie!“ rief er aus: „sollte ich an einem einzigen Tage die Gefühle der Ehre und der Rechtschaffenheit verleugnen, mit denen ich auf die Welt gekommen bin? Wäre ich einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich glauben zu sehen, wie die Gräber meiner Vorfahren sich öffneten. Sie würden heraufsteigen und mir zurufen: Nein du gehörst nicht zu unserem Blute u. s. w.“ Indem der König diese Rede erzählt, fügt er hinzu, daß er sie gehalten, weil das Pathos des englischen Gesandten ihm lächerlich erschienen sei, und er ihm deshalb im selben Tone habe antworten wollen. Aber nicht bloß England hatte dem Vorschlage zugestimmt, sondern auch Holland. Der König ließ der Republik sagen, daß seine Achtung für die Interessen der Republik

ihn genöthigt hätten das Anerbieten auszuschlagen und daß er um dieser Achtung willen selbst Brabant ausschlagen würde.

Die Zeiten wurden stürmischer. Der Kurfürst von Bayern wollte seinen Antheil von der großen Beute haben. Er verbürgte dem Preußenkönige das Land Schlesien, und der König wiederum verbürgte ihm Oberöstreich, Tyrol, Breisgau und Böhmen. Dennoch war der Unwille in Wien gegen den Kurfürsten nicht so groß, als gegen den König Friedrich. „Denn der Kurfürst hat nicht geheuchelt und ist nicht falsch gewesen. Er hat sich gleich anfangs entdeckt und ist ehrlich zu Werke gegangen." Also schreibt die alte Kaiserin.[1]) Auch Kursachsen forderte nun seinen Antheil. England-Hannover dagegen näherte sich mehr und mehr der Königin Maria Theresia, und schon dachten die Franzosen an einen Einfall in Hannover. Friedrich II. wendete dies ab. Er erhob dagegen den Einspruch, daß alle deutsche Fürsten sich dagegen stemmen, daß auf der anderen Seite der Hauptzweck verfehlt würde, nämlich mit gesammter Macht die Königin von Ungarn zu erdrücken.

Regte sich vielleicht in diesem Einwande noch eine Spur von deutscher Gesinnung, von deutschem Patriotismus? — Eine solche ist nach dem Vorangegangenen nicht zu erwarten. Indem Friedrich später dieses sein Abrathen für die Nachwelt ruhig erörtert, findet er darin einen großen Fehler. Er meint, es hätte doch den Franzosen leicht sein müssen sein damals so schwaches Räsonnement zu widerlegen. Hätten sie damals Hannover eingenommen: so konnte Georg II. ihnen später nicht am Rheine gegenüber treten.

Wozu ist es nöthig, den Kriegeshändeln nachzugehen? In welcher Weise Friedrich II. die Sache führte, deutet eine einzige Cabinetsordre an.[2]). Als er in Mähren stand, befahl er von Znaym aus dem Obersten Schmettau: „Wenn Ihr morgen weggeht, so ist meine Absicht, daß Ihr an den Orten, die vorwärts

1) Oeuv. de F. l. G. II. 87 f. — 2) Preuß: Urkundenbuch I. S. 5.

liegen, nehmen sollt, was Ihr kriegen könnt. Mit den Orten, welche hinterwärts liegen und durch unsere Garnisonen in Contribution erhalten werden, sollt Ihr gelinde verfahren." Also am 26. Februar 1742. Eine solche Vollmacht in der Hand eines Offiziers gibt uns den Maßstab, der genügen mag.

Der unerwartet rasche Losbruch des Preußenkönigs, seine Erfolge hatten ihm sein nächstes Ziel gesichert. Er hätte vielleicht mehr erstrebt und erreicht, wenn die Franzosen rascher bei der Hand gewesen wären. Da sie auch nachher in keiner Beziehung seinen Erwartungen entsprachen, brach er sein Bündnis mit ihnen und schloß Frieden mit Maria Theresia. Sie war bereit ihm Schlesien abzutreten. Man könnte denken, daß es um diesen Preis von Schlesien fortan seine Absicht gewesen sei nun das deutsche Interesse aufzunehmen und mit den Oestreichern vereint die Franzosen wieder aus Deutschland zu jagen. Nicht das war sein Ziel. Seine Kassen waren leer. Er wollte erst wieder Geld sammeln und abwarten. Er sah bei der Erbitterung zwischen Frankreich und Oestreich voraus, daß diese Mächte sich noch lange nicht vertragen würden, daß er mithin einstweilen vor der gerechten Rache von Oestreich noch sicher sei. Zu diesem Zwecke war es nöthig, daß die Franzosen nicht unterlägen und mehr noch, daß es den Deutschen nicht gelang diese Feinde aus dem Reiche zu schlagen. Dies zu verhindern, nachdem er selbst Frieden geschlossen hatte, stellte sich dieser deutsche Reichsfürst zur Aufgabe, während er selber sich vorbereitete zur rechten Zeit mit neu gestärkten Kräften dann wieder aufzutreten, wenn die Anderen gegenseitig sich matt und kraftlos geschlagen hatten, wenn namentlich Oestreich nicht mehr mit Nachdruck den Krieg führen konnte.

Das Volk wußte das nicht und sollte es auch nicht wissen. Es sollte vielmehr die Mäßigung des Königs bewundern, der Frieden machte zu rechter Zeit. Auch der Freund und Philosoph Jordan sollte das glauben, und konnte dann um so lauter den

Ruhm des Königs verkünden. „Ich schätze den Beifall," schrieb ihm Friedrich,[1]) „den Sie meinem Betragen geben, und hoffe, das leichtsinnige, flatterhafte und unüberlegte Volk werde wenigstens nun anfangen einiges Vertrauen in mich zu setzen, und mich nicht mehr für so unsinnig halten, wie im Anfange des Krieges."

Diese Gesinnung des Volkes war doch wesentlich dieselbe geblieben. Noch wenige Tage vorher hatte Jordan[2]) dem Könige berichtet, wie Jedermann sich beeifere die Zeitungen zu lesen. „Aber diese lügen beständig," setzt der Philosoph hinzu, „und sind uns, ich weiß nicht warum, niemals günstig." Wußte Jordan in der That das nicht? — Aber der König hatte nun ja offen vor der Welt den Frieden geschlossen. Er durfte mithin hoffen auf die einstweilige Bewunderung seiner Mäßigung.

Schlesien erfuhr sofort die Wohlthat der neuen Regierung. Die Provinz ward in Rücksicht der Steuerlast anders regiert, als die anderen Provinzen des Königs. Nur in Schlesien war die Grundsteuer allgemein, und der König nahm selbst die Domänen nicht aus.[3]) Diese, ferner die Güter der Prinzen, des Adels, der Pfarren und Schulen zahlten 28½ Prozent des Reinertrages, die Bauerngüter 34 Prozent, die Güter der geistlichen und militärischen Orden 40 Prozent, die Güter des Bischofes von Breslau, des Domcapitels und aller Klöster 50 Prozent des Reinertrages. Das Cataster war indessen nach mäßiger Schätzung abgefaßt, so daß man rechnete: der Edelmann und der Bauer bezahlten kaum fünf und zwanzig Prozent von dem reinen Ertrage. Nach dieser Rechnung von etwa zwei Dritteln des nominellen Ansatzes würde die Grundsteuer der hohen katholischen Geistlichkeit und der Klöster sich auf beinahe 33⅓ Prozent ermäßigen.

1) 24. Juni 1742. — 2) 1. Mai 1742. — 3) Mirabeau und Mauvillon: preußische Monarchie Thl. II. S. 268.

Siebenter Abschnitt.

In späterer Zeit, als eine lange Gewöhnung die Erinnerung an den einstigen Rechtszustand im Reiche getrübt hatte, hat sich einer der ehrenwerthesten Anhänger[1]) des Königs Friedrich geäußert: nur bei dem ersten schlesischen Kriege könne man dem Könige Eroberungsgier vorwerfen. Wir unsererseits verlangen zunächst nicht mehr als dieses eine Zugeständnis. Es wird dann unsere Aufgabe sein darzuthun, daß an dieser einen That der Eroberungsgier alle anderen hangen, wie die Glieder einer Kette an dem ersten. Wir werden nachzuweisen haben, daß

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Die Stimmung der Berliner und der Deutschen überhaupt, die dem Könige Friedrich gehorchten, läßt sich auch aus den matten Streiflichtern, die der vorsichtige Philosoph Jordan vor seinem Herrn darauf wirft, dennoch wohl erkennen. Der König vertheidigt sich vor Jordan in langen Reden, weshalb er das Bündnis mit den Franzosen und dem neuen Kaiser Karl VII., seinem und der Franzosen Geschöpfe gebrochen um seines Vortheiles willen. Be-

1) Dohm V. 303.

durfte es dieser Vertheidigung? Jordan erwiedert ihm, daß über seinen Losbruch gegen das Haus Oestreich Jedermann erschrocken gewesen sei. Er erwiedert ihm weiter, daß der Brief, der den Treubruch gegen Frankreich und den Kaiser Karl VII. entschuldige, verdiene in Erz gegraben zu werden.[1] Er ist der Meinung, daß auch der strengste Casuist den Gründen des Königs nicht etwas Vernünftiges entgegen setzen könne. Aber Jordan hat dies Mal einen festen Halt hinter sich. Das Volk freut sich über den Frieden, vorzüglich aber darüber, daß die Plane der Franzosen vereitelt sind. Hierüber, sagt Jordan, spricht man nur aus einem Munde.

Freilich, so dachten die Unterthanen des Königs, in denen das deutsche Nationalgefühl sich regte gegen das schmähliche Hereinziehen der Franzosen in das Reich. Wir haben schon angedeutet, daß die Gedanken des Königs auch dies Mal wieder anders waren, als diejenigen seines Volkes. Indem er öffentlich das Bündnis mit den Franzosen aufgab, war es seine Absicht ihnen heimlich nach Kräften nützlich zu sein.

Die Gelegenheit kam sehr bald. Georg II. von England und Hannover wurde eifriger für Maria Theresia. Er wollte seine Truppen aus Flandern ins Reich führen, um mit den Oestreichern vereint die Franzosen aus Deutschland zu schlagen. Das erschien sehr gefährlich. Friedrich II. drohte[2]) in Hannover einzufallen, wenn Georg wagen würde, ohne Einwilligung der deutschen Reichsstände fremde Truppen auf deutschen Boden zu führen. Derselbe deutsche Reichsfürst drohte dies, der die Franzosen auf deutschem Boden willkommen geheißen, mit ihnen sich verbündet hatte! Er drohte es einem Fürsten, dessen Heer zu zwei Dritteln aus Deutschen bestand, der dies Heer anwenden wollte zur Säuberung des Reichsbodens von dem Erbfeinde! Solche Dinge mochten doch

1) Der Brief Jordans im Mai 1742. — 2) Oeuv. II. hist. d. m. temps. p. 140.

geeignet sein, den Jubel der Brandenburger über das Fehlschlagen der französischen Entwürfe zu dämpfen.

Dennoch beharrte Georg II. bei seinem Plane. Friedrich gebrauchte nach seiner Ansicht [1]) alle die Gründe, welche einem deutschen Fürsten geziemen, den der Eifer für das Wohl seines Vaterlandes und für die freie Reichsverfassung beseelt. Er wiederholte in milderen Worten seine Reden vom deutschen Reichsboden, den Niemand verletzen dürfe. Er beschwor diesen Kurfürsten von Hannover: er wolle doch nicht ohne die wichtigsten Ursachen das deutsche Reich zum Schauplatze seines Krieges machen.

Also die eigenen Worte des Königs Friedrich. Wie war das so patriotisch, wenn man nur diese Worte ansieht? Dennoch hütete er sich seine frühere Drohung gegen Hannover ins Werk zu setzen. Nicht eher wieder wollte er losbrechen, als sich mit dem Losbruche die wahrscheinliche Aussicht des Erfolges verband. Er dachte daran, einstweilen einen, wie er es nannte, neutralen Bund der Reichsfürsten zu Stande zu bringen. Seine Absicht mislang wegen der Stimmung derselben, die er als knechtische Furcht vor dem Hause Oestreich bezeichnet. Hatte denn einer der deutschen Reichsfürsten Vertrauen zu ihm? Er warf ihnen Mangel an den Gefühlen der Ehre und Pflicht vor, daß sie den Kaiser Karl VII. im Stiche ließen. Und doch sagt eben derselbe Mann, daß dieser Kaiser ein Geschöpf des französischen Cardinals Fleury war! Und doch hatte eben dieser selbe Friedrich, der mit den Franzosen dieses Geschöpf gemacht, selber zuerst es verlassen! Wie konnten die Anderen nach dem gewöhnlichen Laufe der menschlichen Dinge ahnen, daß Friedrich II. den Frieden von Breslau nur in der Absicht geschlossen, um ihn unter günstigeren Umständen so bald wie möglich wieder brechen zu können?

Deshalb weil dies seine Absicht war, erstrebte Friedrich II.

1) Oeuv. III. 5. 13.

nicht eine wahre Aussöhnung mit der Erbin von Oestreich. Eine solche wäre möglich gewesen, wenn er um den Preis von Schlesien, welches sie ja doch nun einmal abgetreten, ihr seine Hülfe anbot gegen den gemeinsamen Feind der ganzen deutschen Nation. Allein nicht gegen die Franzosen konnte er feindlich sein, sondern nur gegen Oestreich. Weil ihn das böse Gewissen mahnte an das was er gethan: so stand es ihm fest,[1]) daß die Königin von Ungarn die Abtretung Schlesiens als erzwungen ansehe, daß sie in besseren Verhältnissen ihre unfreiwillige Genehmigung auf die Noth und die drückenden Umstände schieben werde. Er hatte für diese Annahme auch nicht den leisesten positiven Anhalt. Aber er glaubte es und demgemäß handelte er. Nicht Frieden und Aussöhnung mit Oestreich durfte er nach seiner Meinung erstreben, sondern jedes andere Bündnis mit jedem Anderen, der ihn gegen Oestreich schützen könne. Mit Ludwig XV. war er für eine Weile wegen des Friedens von Breslau etwas gespannt. Aber früher oder später mußte die Gleichartigkeit der Interessen gegen Oestreich und die deutsche Nation beide Könige wieder zusammen führen. Und zugleich mußte man sich anderswo umsehen nach Bündnissen, nämlich in Rußland.

Friedrich II. verkannte nicht die Gefährlichkeit dieser neuen Macht. Er selbst nennt sie geradezu die gefährlichste, insbesondere für Preußen. Darum hielt er es für seine Aufgabe nicht etwa einträchtig mit der gesammten deutschen Nation, und vor allen Dingen mit Oestreich zusammen zu stehen gegen dieses barbarische Reich, sondern er hielt es für nöthig sich um die Freundschaft des russischen Hofes zu bewerben gegen Oestreich. Das Mittel war seltsam. Es war eine Heirath. Die Kaiserin Elisabeth suchte eine Frau für ihren Neffen Peter. Sie hätte eine solche aus dem Hause von Kursachsen haben können, und dies Haus schien willig.

---

1) Oeuv. III. 7.

Aber Friedrich II. kam dazwischen. Er scheute sich eine Prinzessin seines Hauses anzubieten, weil es, wie er sagt, wider alles natürliche Gefühl war eine kursächsische Prinzessin durch eine Tochter aus königlichem Geblüte ausstechen zu lassen. Er war darum um eine andere nicht verlegen. In seinem Heere dienten die Fürsten von Anhalt. Unter ihnen hatte derjenige von Zerbst eine geeignete Tochter, Namens Sophie. Es kostete mehr Mühe dies Geschäft zu Stande zu bringen, sagt der König,[1] als wenn es die wichtigste Sache von der Welt gewesen wäre. Aber war dies Geschäft denn nicht etwa ein sehr wichtiges? Die Hindernisse allerdings waren seltsam, und man sieht dem Berichte des Königs die Verachtung an über die Möglichkeit solcher Hindernisse. Die Grundbedingung nämlich war die Annahme der griechischen Religion. Nun war aber der Vater ein echter Lutheraner, sagt der König, so echt, wie man es nur in den Zeiten der Reformation sein konnte. Er wollte nicht zugeben, daß seine Tochter abfiele von den Lehren seiner und ihrer Jugend. Dieser Vater mochte vielleicht auch daran denken, daß man eben noch das arme Volk zum blutigen Kriege gelockt und bethört hatte durch das Vorgeben des Protestantismus. Er mochte vielleicht selbst glauben, daß es damals also ernstlich gemeint gewesen sei, und mithin sehr tief noch stehen unter den lichten Höhen der Philosophie. Die Schwierigkeit war groß. Sie schien unübersteiglich, bis man endlich einen Geistlichen fand, der dem gewissenhaften Vater bewies, daß die griechische Religion so ungefähr das nämliche Ding sei, wie das Lutherthum. Das wirkte und der Vater gab nach. Ungeachtet alles dessen war die Sache so geheim und vorsichtig betrieben, daß alle Welt erstaunte, als auf einmal die Prinzessin Sophie von Zerbst in Petersburg als Großfürstin Katharina auftrat. Wir werden den König Friedrich später noch mehr als einmal in derselben Weise thätig sehen.

---

1) Oeuv. III. 29. ff.

Während er dort im fernen Nordosten Europas sich bestrebte die Grundlage zukünftiger Bündnisse zu legen, bot sich ihm im Nordwesten des deutschen Reiches Gelegenheit zu neuer Erwerbung. Es war das Fürstenthum Ostfriesland, zu dessen Erlangung bereits der große Kurfürst die Vorbereitung gemacht. Die Stände dieses Landes hatten ausgedehnte Rechte und zwar aus einem seltsamen Ursprunge. Zur Zeit des Kampfes der Niederländer um die Unabhängigkeit gegen Spanien waren die Landesherren dort gleich allen lutherischen Fürsten des Reiches durchweg spanisch gesinnt. Sie lagen im Streite mit den Ständen. Dies benutzten die Generalstaaten, um sich als Vermittler anzubieten und aufzudrängen. Sie umschnürten den Landesherrn mit den Fesseln einer drückenden Verfassung, deren Gewähr sie übernahmen. Als die Macht der Generalstaaten abnahm und dennoch diese Verfassung bestehen blieb, schwoll der Muth der Fürsten empor die verfaßten Bande zu brechen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der in seinen eigenen Ländern alles ständische Wesen zu Boden trat, bot hier den Ständen seine hülfreiche Hand gegen den Landesherrn. Er hatte weit hinaus blickende Plane auf Welthandel und Kriegsflotten, und dazu sollten ihm die vortrefflichen Häfen von Ostfriesland dienen. Er erwarb sich sogar vom Kaiser die Anwartschaft auf das Land beim Aussterben des fürstlichen Hauses. Tief beleidigt trat dieses dafür dem Welfenhause näher und schloß mit demselben eine Erbverbrüderung.

Die Nachfolger des großen Kurfürsten vergaßen seine hochstrebenden Plane, nur nicht die Absicht auf Erwerbung des Landes. Die Garnison der Brandenburger in Emden blieb. Unter Friedrich II. entwickelten die Dinge sich rascher. [1]) Sofort in den ersten Monaten knüpfte er ein Einverständnis mit dem Magistrate in Emden an, und verlangte für die Zusicherung aller Privilegien das Versprechen der Huldigung sofort nach dem Tode des Fürsten. Dieser war

---

1) m. vgl. meine Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751. S. 560 ff.

jung, aber söhnelos. Im Frühling 1744 kam man zum Abschlusse, und wenige Wochen nachher starb der letzte Fürst. Einige Stunden später huldigte Emden. Noch am selben Tage zog die Garnison des Preußenkönigs durch das Land, verlangte und erhielt von den erstaunten Einwohnern die Huldigung. Friedrich beschränkte sich nicht auf das eigentliche Ostfriesland, auf welches er kraft der kaiserlichen Anwartschaft einen Anspruch erheben durfte. Er nahm dazu die beiden Aemter des Harlingerlandes, ein besonderes Besitzthum der fürstlichen Familie, welches in der Urkunde der Anwartschaft für den großen Kurfürsten ausdrücklich ausgeschlossen war.

Alle anderen Bewerber kamen zu spät. Sie forderten Entscheidung der Sache vor den Reichsgerichten, voran Georg II. von England-Hannover, und der damalige Graf Kaunitz-Rietberg und das Haus Liechtenstein, die Ansprüche auf das Harlingerland erhoben. Was kümmerte Friedrich II. sich um die Reichsgerichte? Er war stark und die Reichsgerichte waren schwach.

Schon riefen ihn neue Sorgen. Die Erfolge Oestreichs machten ihn bedenklich. Er wußte, daß Oestreich, Sachsen, England-Hannover bald nach dem Breslauer Frieden Verabredung zu einem Bündnisse getroffen.[1]) Es ward ausdrücklich darin gesagt, daß das Bündnis dem Breslauer Frieden nicht zuwider sein solle, weil man Friedrich II. nicht reizen wollte. Bedurfte es für ihn einer solchen Reizung? Er hatte abermals die Mittel gesammelt zu einem Kriege für zwei Jahre. Er wollte losbrechen, und eröffnete seinen Ministern diesen Entschluß. Er fand bei ihnen dieselbe Stimmung, wie vier Jahre zuvor.[2]) Sie baten und mahnten dringend es nicht zu thun. Sie nannten es einen verkehrten politischen Grundsatz Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden. Der König erwiederte ihnen, daß ihre Furchtsamkeit sie verblende. Sollen wir es abwarten, fragt er, bis die

1) Oeuv. III. 29. — Dohm IV. 194. — 2) Oeuv. III. 34.

Königin von Ungarn sich aus aller ihrer Verlegenheit gezogen, mit den Franzosen Frieden geschlossen hat, und sich aller ihrer Macht gegen uns bedienen kann? Er fragt: was anderes reizt die Königin die Franzosen mit so vieler Hitze in die Enge zu treiben, als die Hoffnung Elsaß und Lothringen wieder zu erobern.

Das ja freilich durfte ein deutscher Reichsfürst nicht geschehen lassen.

Und eben so, meint er, wie Maria Theresia jene Provinzen wieder haben will, eben so wird sie auch Schlesien wieder haben wollen. Man sage nicht, fährt er fort, es sei unmöglich, daß sie uns angreifen werde. Auch in Wien hat man vor vier Jahren gesagt: Unmöglich kann uns der König von Preußen angreifen; denn keiner seiner Vorfahren hat je Krieg wider uns geführt. Hatte man denn damals mit solchen Worten Recht? fragt dieser König. Viel richtiger, meint er, ist der Satz: alles was möglich ist, kann auch wirklich werden.

Und um dieses Satzes willen eröffnete der junge König abermals die Schleusen des grauenvollen Krieges?

Wir glauben, man würde ihm damit zu viel thun. Er hatte doch andere Dinge im Sinne, und that sie den Franzosen kund. Derselbe Mann, der kurz zuvor protestirt hatte, daß der Kurfürst von Hannover neben seinen deutschen Truppen auch Engländer benutze, um die Franzosen aus Deutschland zu schlagen, der sich zu diesem Zwecke berufen hatte auf die Reichsverfassung und das patriotische Gefühl, verlangte nun, daß die Franzosen sich auf Hannover stürzten, die Schweden auf das Herzogthum Bremen. Er verlangte ferner, daß das Land Böhmen dem Hause Oestreich genommen und ein Theil desselben für ihn zu Schlesien gelegt werde. Er forderte, und zwar klingt es seltsam dies zu sagen, daß keine Macht einen besonderen Frieden schließe, sondern alle mit vereinten Kräften dahin streben sollten, das Haus Oestreich zu demüthigen. Wir sehen, er ist weiter gekommen als früher.

Damals, als er zuerst den Frieden der Völker brach, hatte er des Herkommens wegen sich bemüht auf Schlesien einige längst vergessene Ansprüche aus dem Staube der Archive hervorzuziehen. Dies Mal hielt er das nicht mehr für nöthig. Er wollte Böhmen haben, ganz oder zum Theil: das war sein Grund.[1]) Er fügt hinzu: es war der Klugheit gemäß, sich im Voraus über eine Theilung zu vergleichen, welche in der Folge die Bundesgenossen hätte entzweien können.

Also mochte es der Klugheit gemäß sein; allein es war eben so wahr, daß man die Haut des Löwen nicht eher theilen soll, bis man ihn hat.

Die Mittel waren des Zweckes würdig. Die Vorschläge an Ludwig XV. gingen durch den Herzog Richelieu und die Herzogin von Chateauroux.

Dieser letzteren Person vor Allen widmet der deutsche König eine feurige Lobrede.[2]) „Eine Frau," sagt er, „unternahm es aus Liebe zum Vaterlande, Ludwig XV. aus dem müßigen Leben zu reißen, welches er führte, ihn zu bewegen, daß er sich an die Spitze seiner Heere stelle. Sie opferte für Frankreich die Interessen ihres Herzens und ihres Glückes. Das war die Frau von Chateauroux. Sie sprach mit solcher Kraft, sie rieth zu, sie drängte den König so lebhaft, daß er sich zur Reise ins Lager entschloß. Eine so großmüthige und selbst heroische That verdient um so mehr in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnet zu werden, als die Maitressen, welche dieser Frau vorangingen, ihren Einfluß nur zum Unheile des Königreiches angewendet haben."

Dieser Anschauung gemäß nennt der König Friedrich den Bischof von Soissons, der seinem Berufe und den Pflichten seines Amtes getreu, dem kranken Ludwig die Sakramente abschlägt, wenn er nicht zuvor die Chateauroux entlasse, darum einen fanatique imbécille.[3])

1) Oeuv. III. 38. — 2) Oeuv. III. 44. — 3) Oeuv. III. 49.

Dieser selben Anschauung ferner gemäß kündigt der deutsche König Friedrich II. dem Franzosen an, daß er am 17. August losbrechen werde, mit 100,000 Mann, zum Vortheile der Franzosen im Elsaß. Mit bitterem Verdrusse sieht er, daß die Franzosen gleich zu Anfang seine Erwartungen nicht erfüllen: sie vernichten weder das deutsche Heer des Herzogs von Lothringen, noch brechen sie in Westfalen ein. Welch ein Schmerz für einen deutschen König!

Friedrich II. hat nicht bloß dem Franzosenkönige vorgegeben, daß es seine Absicht sei in Böhmen zu Gunsten der Franzosen in Elsaß zu wirken. Er legt es selbst ausdrücklich in seinem Geschichtsbuch für die Nachwelt nieder, daß er in Böhmen eingerückt sei, um Maria Theresia zu zwingen ihre Truppen aus dem Elsaß zurück zu rufen. Er forderte zu diesem Zwecke den Durchmarsch durch das Kurfürstenthum Sachsen. Aber indem er forderte, standen die preußischen Truppen schon auf sächsischem Boden. Es kommt dem Könige seltsam vor, daß die Sachsen protestirten. Sie schrieen wider ein Verfahren, sagt er, dessen Hauptzweck dahin ging das Reich vor der Beschimpfung zu bewahren seinen Kaiser unterdrückt und entthront zu sehen. Die ganze Aufführung der Sachsen, sagt er, zeigte ihren bösen Willen. Freilich, er meinte es so gut mit ihnen. Sie sollten nur die Kosten seines Kriegszuges durch ihr Land bezahlen. Und dann verkündete er, daß er seinen Krieg unternähme zur Aufrechthaltung der deutschen Freiheit und zum Schutze des Reichsoberhauptes. Was doch konnte ein deutscher Patriot mehr wollen als dies?

Dies Mal indessen war der Feldzug nicht so glücklich. Einer der wesentlichsten Gründe, weshalb der König im Jahre 1744 nichts gewinnen konnte, scheint die allgemeine Abneigung der Böhmen gewesen zu sein. Die Preußen fanden die Dörfer verlassen, die Einwohner verbargen sich mit ihren Lebensmitteln in Wälder und Schluchten.

Sie unterrichteten das Heer ihrer Königin über alles. Die Preußen erfuhren nichts. Ihre Lage ward gefährlich, und der König entschloß sich mit Verlust Böhmen zu räumen. Für dies Mal war der Eroberungszug gescheitert. Dieses große Heer, sagt der König, welches Böhmen verschlingen und selbst Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Armada Philipps II. [1])

Und dachten etwa die Deutschen anders als die Böhmen? Der Philosoph Jordan konnte es sich gar nicht erklären, wie es doch komme, daß die Berichte der Zeitungen niemals günstig „für uns" seien. Der König war sehr empfindlich gegen den Tadel, der ihm von dieser Seite kam. Seine geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, beging damals gegen ihn das Versehen eine Hofdame zu verheirathen ohne seine Einwilligung, und gar an einen Oestreicher. [2]) Die Fürstin hatte dazu den sehr persönlichen Grund, daß sie einen Liebeshandel zwischen ihrem Gemahle und dieser Dame abschneiden wollte. Aber der Bruder nahm es ihr sehr übel. Dazu kam der Verdruß über eine Zeitung in Erlangen. „Ich weiß nicht," sagt der König, „wie ich die Ungnade dieses Zeitungsschreibers verdient habe; aber ich weiß wohl, daß ich in meinem Lande so nicht über meine Verwandte würde reden lassen. Dieser Zeitungsschreiber wagt es unverschämt gekrönte Häupter zu beleidigen." Der König berührt die Sache in jedem Briefe. Die Markgräfin gibt so weit nach, daß sie den armen Redacteur einsperren läßt. [3]) Desungeachtet wächst die Spannung. Indem der König seiner Schwester später ihre beiden Vergehen wider ihn vorhält, klagt er sie an, daß sie diesen Zeitungsschreiber, anstatt ihn zu bestrafen, habe entrinnen lassen.

Also allerdings hatte die Markgräfin gehandelt, und dies führt uns auf den Kern der Sache. Die Markgräfin nicht minder,

---

1) Oeuv. III. 75. — 2) Oeuv. XXVII. 1. p. 129. — 3) a. a. O 142.

als fast alle andere deutsche Fürsten und die ganze Nation misbilligte die ungerecht und frevelhaft gegen das Haus Oestreich unternommenen Eroberungskriege. Jener Zeitungsschreiber von Erlangen sprach nur aus, was die Markgräfin selber dachte. „Sie haben," redet der erzürnte Bruder sie an, „offenbare Parteilichkeit für alles was östreichisch ist. Sie haben meiner grausamsten Feindin, der Königin von Ungarn, tausend Unterwürfigkeiten erwiesen zu einer Zeit, wo sie über meinen Untergang nachsann." War nicht eher dies letzte Verhältnis umgekehrt richtig? Friedrich nannte die Truppen des Kaiserhauses nur die Oestreicher. „Wir haben eben die Oestreicher geschlagen," meldet er im October 1745 seiner Schwester, „oder wenn Sie es vorziehen, die Kaiserlichen. Es wird in Ihrem Belieben stehen sie auch ferner so zu nennen."

Das Jahr 1744 war so übel abgelaufen, daß Friedrich II. an Frieden dachte. Er erinnerte Ludwig XV. an die Versprechungen. Er betheuerte abermals vor diesem französischen Könige, und vor der Nachwelt, daß er den böhmischen Krieg nur unternommen, um das Elsaß zu retten. Pour sauver l'Alsace, also lauteten die Worte des Königs.[1]) Es geschah von Frankreich aus nichts. Ludwig XV. faßte einen anderen Plan. Damals starb der Kaiser Karl VII., die Puppe dieser beiden Könige. Die Franzosen gedachten eine neue Puppe in August dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen als Kaiser zu erheben. Der Plan kam für Friedrich gelegen, weil er das beste Mittel war, diesen König von Polen und Maria Theresia, welche die Kaiserkrone für ihren Gemahl wollte, unwiederbringlich zu entzweien. War erst diese Feindschaft ausgebrochen: so hatte Friedrich gewonnenes Spiel. Er durfte sich nur mit Maria Theresia vergleichen und dadurch den Sachsen um alles bringen, was er erstrebte. Deshalb ging Friedrich II. auf die Vorschläge Ludwigs ein. Wir sehen, daß es aber-

1) Oeuv. III. 82.

mals nur in der bestimmten Absicht geschieht das also Versprochene nicht zu halten.

Indessen sah er bald, daß die Franzosen wenig thun würden. Er entwarf für sie den Plan eines Feldzugs auf deutschem Boden. Denn dies war der Unterschied zwischen den Ansichten der französischen Minister und des deutschen Reichsfürsten. Jene wollten den Krieg gegen das Haus Oestreich hauptsächlich in Flandern führen, der deutsche Reichsfürst verlangte, daß sie Deutschland überschwemmten und nach verschiedenen Richtungen sich ausbreiteten, um nicht bloß den Kurfürsten von Hannover, sondern auch die Reichskreise in Zaum zu halten. Die Worte des Planes selbst legen mittelbar den Unwillen der Deutschen über die verrätherische Politik des Preußenkönigs vor Augen. Nur durch dieses Mittel meinte er, würden die Franzosen die deutsche Kaiserwahl beherrschen.

Die Franzosen thaten nichts Rechtes, und es kam nun für Friedrich nicht darauf an, ob er auch Böhmen erobern, sondern nur, ob er Schlesien behalten könne. Der vielfach von ihm mishandelte Kurfürst von Sachsen stand zu der Königin. Wenn es damals gelang, den friedelosen Emporkömmling nieder zu schlagen: so war für die deutsche Nation noch nichts verloren. Die Bande derselben und des Reiches konnten abermals sich kräftigen, damit von da an der Westen und der Osten Deutschland wieder geeinigt finde zur gemeinsamen Abwehr. Nicht also war es beschieden. Das überlegene Geschick Friedrichs im Kriege bestätigte ihm abermals den Besitz des schönen Landes.

Seine anderen Hoffnungen indessen scheiterten. Er ließ nicht ab die Franzosen zu bestürmen, daß sie mit gesammter Macht sich um Frankfurt legen möchten, um entweder die Kaiserwahl zu verhindern, oder zu lenken nach ihrem Willen. Ludwig versprach es. Allein es geschah nicht. In den Fürsten des Reiches lebte stärker als zuvor die alte Anhänglichkeit an das Haus Oestreich wieder

auf. Friedrich ist darüber sehr erstaunt. „Es ist seltsam, „meint er, „daß bei dem Stolze und dem Despotismus, mit welchem dies Haus von jeher Deutschland beherrscht hat, sich noch so niedrige Sclaven finden konnten, die sich einem solchen Joche freiwillig unterwarfen und dennoch war die große Mehrheit so gesinnt.“ Ob sie nicht einen anderen Grund hatte? Vielleicht war eben so wirksam wie die alte Anhänglichkeit an Oestreich der Trieb der Selbsterhaltung gegen die Uebergriffe des Preußenkönigs. Er hatte bis dahin kein Recht des Reiches und keine Verträge geachtet. Er hatte es verletzt gegenüber dem Mächtigen. Wessen hatten sich die Kleinen, die Schwachen von ihm zu versehen? Nur im Schutze Oestreichs durften sie ferner hoffen auf Bestand.

Der Großherzog Franz ward zum Kaiser erwählt.

Der König Friedrich dagegen siegte im Felde. Auch dabei freilich blieb er Philosoph.[1]) Als ihm sein einstiger Erzieher Duhan Glück wünschte, erwiederte er: „Mein lieber Duhan, Sie sind Philosoph und wünschen mir Glück über eine gewonnene Schlacht? Ich erkenne Sie darin nicht wieder. Ich habe geglaubt, daß Sie sich begnügen würden über die Grausamkeiten zu seufzen, zu welchen meine Feinde gegen sie selbst mich gezwungen haben. Für mich freue ich mich mein Land von dem grausamsten aller Unglücke befreit und den Ruf meiner Truppen hergestellt zu haben, dem die Feinde einen Makel anhängen wollten. Uebrigens versichere ich Ihnen, daß ich sehr philosophisch denke, und daß ich immer das wahre Wohl und Glück meiner Völker im Auge habe. Vorübergehende Erfolge dürfen den Stolz eines Menschen nicht blenden.“

In Wahrheit war ungeachtet der wiederholten Siege seine Lage bedrohlich und konnte es um so mehr werden, wenn etwa der französische König Frieden mit Maria Theresia schloß und

1) Oeuv. XIII. p. 287. 14. Juni 1745.

dadurch die Truppen derselben insgesammt gegen ihn verfügbar wurden. Darum war er bedacht seinen Frieden zuvor zu schließen. Derselbe Mann, der als Grundlage des Bündnisses gefordert hatte, daß nicht ein Theil Frieden schließe ohne den anderen, beeilte sich nun Frankreich darin zuvorzukommen. Man kann nur Frieden machen, sagt er, so lange man mit den Waffen glücklich ist. Wenn man unterliegt, findet man den Feind nicht geneigt zur Versöhnung. Es gelang. Seine Erbietungen fanden Aufnahme. Der Dresdener Friede wurde auf Grundlage des Breslauer geschlossen. Schlesien verblieb dem Könige als souveränes Herzogthum. Dafür erkannte er Franz I. als deutschen Kaiser an.

Ludwig XV. führte schwere Klage. Sie ward in höfliche, freundliche Worte eingekleidet, aber zugleich mit einer feinen Ironie, die Friedrich II. sehr wohl fühlte. Er vertheidigte sich. „Da der Kaiser todt ist, da die östreichischen Truppen nicht mehr im Elsaß stehen: so ist jeder Grund zum Kriege weggefallen.“ Also deshalb allein hatte er den Krieg unternommen?

Es ist noch nöthig einen Blick auf die Vertheidigung zu werfen, mit welcher der Bekämpfer des Machiavelli wegen seines Verhaltens in dieser Zeit vor die Nachwelt getreten ist. Wir erinnern uns zuvor an sein königliches Wort: die Welt wird Machiavelli verachten und sich überzeugen, daß die wahre Politik der Könige, einzig auf Gerechtigkeit, Einsicht und Güte gestützt, in jeder Beziehung dem schreckensvollen Systeme vorzuziehen ist, welches Machiavelli so unverschämt der Welt dargeboten hat.

Es ist mithin nicht unser Maßstab, den wir an den König Friedrich II. legen, sondern seine eigenen Worte. Hören wir ihn, wie er dreißig Jahre später sich darüber aussprach.

„Die Nachwelt wird vielleicht mit Erstaunen in meinem Buche den Bericht lesen von geschlossenen und gebrochenen Verträgen. Obgleich solche Beispiele in der Geschichte gewöhnlich sind: so würde

doch das den Verfasser dieses Werkes nicht rechtfertigen, wenn er nicht bessere Gründe für die Entschuldigung seines Betragens hätte."

„Das Interesse des Staates muß als Richtschnur dienen für das Verhalten des Fürsten. Die Fälle, in denen man Bündnisse brechen darf, sind folgende: wenn der Bundesgenosse seinen Pflichten nicht nachkommt, wenn der Bundesgenosse euch zu täuschen sucht, wo also kein anderes Hülfsmittel bleibt als ihm zuvorzukommen. Ferner, wenn eine überlegene Gewalt euch unterdrückt und euch zwingt eure Verträge zu brechen. Endlich wenn die Mittel zur Fortführung des Krieges unzulänglich sind. Denn es ist ein schlimmes Geschick, daß die unglückseligen Reichthümer alles beherrschen und daß die Fürsten die Sklaven ihrer Mittel sind. Das Interesse des Staates schreibt ihnen das Gesetz vor und zwar ein unverletzliches. Wenn der Fürst die Pflicht hat selbst seine Person dem Wohle seiner Unterthanen zu opfern: so muß er nach viel stärkeren Gründen ihnen die Verbindungen opfern, deren Fortdauer ihm verderblich würde. Die Beispiele solcher gebrochenen Verträge in der Geschichte sind häufig."

Wir sehen, daß der König, indem er Verträge im Allgemeinen zu erörtern scheint, stillschweigend Bündnisse zu Kriegszwecken dafür einbringt und diese erörtert. Der Bruch eines Vertrages, der den Frieden zum Zweck hat, wird nicht erwogen. Eben diese Frage aber ist für die Deutschen wesentlich. Den Bruch der Kriegsbündnisse, die Friedrich mit den Franzosen hatte, mochten diese ihm zum Vorwurfe machen. Nicht die Deutschen thaten das. Sie warfen ihm den Bruch des Friedens vor.

„Man gestatte mir genau auf diesen zarten Gegenstand einzugehen. Es scheint mir klar und unstreitig, daß ein Privatmann gewissenhaft an sein Wort gebunden sein muß, selbst wenn er es unbedacht gegeben hat. Wenn man gegen ihn fehlt: so hat er seine Zuflucht bei den Gerichten, und was auch immer davon

komme: so leidet doch nur der Einzelne. Aber zu welchem Tribunal soll ein Souverän seine Zuflucht nehmen, wenn ein anderer Fürst gegen ihn seine Pflicht verletzt?"

Friedrich II. war nur Souverän im ehemaligen Herzogthume Preußen, nicht im deutschen Reiche. Hier entsprachen den Rechten auch Pflichten, von welchen erst Friedrich sich entband. Von den deutschen Reichsfürsten hatte keiner Friedrichs Rechte angetastet, er dagegen diejenigen einer langen Reihe.

„Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglück eines einzigen Menschen nach sich, dasjenige der Souveräne allgemeines Unheil für ganze Nationen. Das reduzirt sich auf die Frage: ist es besser, daß das Volk untergehe, oder daß der Fürst sein Wort breche? Wer wäre der Schwachkopf, der bei der Beantwortung dieser Frage zaudern dürfte? Man sieht aus diesen Fällen, die wir so eben darlegen, daß man vor einem entscheidenden Urtheile über die Handlungen eines Fürsten zuvor beginnen muß reiflich die Umstände zu erwägen, in denen er sich befunden hat, ferner das Benehmen seiner Bundesgenossen, die Hülfsmittel, die er haben konnte oder nicht, um seine Pflichten zu erfüllen. Denn wie wir es schon gesagt haben: der gute oder schlechte Stand der Finanzen ist wie der Puls der Staaten, die in politischen und militärischen Operationen mehr Einfluß haben, als man glaubt und weiß. Die Menge, welche diese Einzelheiten nicht kennt, urtheilt nur nach dem Scheine und irrt sich mithin in ihren Entscheidungen. Die Klugheit hindert dann sie zu enttäuschen; denn es wäre der Gipfel des Unsinnes aus leerer Eitelkeit selber den schwachen Stand des Staates zu enthüllen. Die Feinde, über eine solche Entdeckung erfreut, würden nicht verfehlen davon Gebrauch zu machen. Demnach verlangt es die Klugheit, daß man der Menge die Freiheit ihrer verwegenen Meinungen belasse, und daß man da, wo man sein Leben nicht rechtfertigen kann, ohne das Interesse des Staates zu compromittiren, sich damit begnüge

vor den unbetheiligten Augen der Nachwelt seine Rechtfertigung nieder zu legen."

Wie viel kürzer, bündiger hat Machiavelli statt dieses Schwalles von Worten sich ausgedrückt: „Es kann einem Fürsten nie an einem Vorwande fehlen, sein Wort zu brechen!"

Dennoch ist es sehr wohl möglich und wahrscheinlich, daß Friedrich II. bei dieser seiner Rechtfertigung vor den Franzosen alle solche Worte in gutem Glauben an seine eigene Ehrlichkeit nieder geschrieben. Wer auch sollte ihn enttäuschen? Er wußte, daß Maria Theresia ihn einen Mann von großen Eigenschaften, jedoch falsch und unredlich nannte.[1]) Aber das war ja das Wort einer Feindin. In Wahrheit bewegt er sich auch bei anderen Dingen in dieser Selbsttäuschung. Man hat von ihm gerühmt, daß er sich den ersten Diener des Staates nennt. Man kann darin noch einen Schritt weiter gehen. Friedrich huldigt in der Theorie der durchaus ungeschichtlichen Ansicht der Volkssouveränität.[2]) „Die Völker," sagt er, „haben sich um der Ruhe und des Schutzes willen anfänglich Souveräne gewählt, die weisesten, gerechtesten, billigsten, menschlichsten. Das macht die Handlungsweise der Usurpatoren nur um so schlimmer; denn sie treten der Absicht des Volkes entgegen, welches sich die Souveräne nur gibt gegen die Bedingung des Schutzes, nur darum sich ihm unterwirft." Also die Theorie des Königs. Mithin entstammte auch seine Macht ursprünglich einem solchen Auftrage des Volkes. Aber er hat sich sehr gehütet, aus dieser Theorie jemals eine praktische Folgerung zu ziehen. Das eben ist ein hervorstechender Zug des flachen Räsonnirens, welches man damals Philosophie nannte, daß man leichtsinnig so manche Dinge theoretisch aussprach, welche man praktisch nie bewahrheiten konnte, in diesem Falle freilich auch am wenigsten wollte. Denn es hat vielleicht nie einen König gegeben, der so selbstwillig per-

---

1) Oeuv. III. hist. de mon temps. — 2) Oeuv. VIII. 69.

sönlich alles regierte, so wenig fremdem Rathe irgend welchen Einfluß verstattete, als Friedrich II. Von dem ersten Kriegszuge an, den er unternahm wider Wunsch und Willen der gesammten Zahl, die er nation prussienne nannte, bis hinab zu seinen Cabinetsordres, welche die innersten Angelegenheiten der Familien trafen, trägt alles den Stempel des vollendeten Selbstherrschers. Ihm war freilich diese Herrschaft um so süßer, je bitterer er selbst das Gegentheil empfunden, oder, wenn wir es mit rechtem Namen nennen wollen, durch eigene Schuld sich gemacht hatte.

Achter Abschnitt.

Es gibt, sagt der König Friedrich,[1]) zwei Arten von Fürsten in der Welt: „Diejenigen, welche mit eigenen Augen sehen und ihren Staat durch sich regieren, und diejenigen, welche auf die Ehrlichkeit ihrer Minister vertrauen und sich durch diejenigen regieren lassen, die über sie das Uebergewicht gewonnen haben. Solche Fürsten stürzen sich durch Mangel an Geist oder eine natürliche Indolenz in eine lethargische Gleichgültigkeit. Wenn der Staat, der nahe daran ist durch die Schwäche des Souveräns zu verfallen, durch die Weisheit und die Thätigkeit eines Ministers erhalten werden muß: so ist der Fürst dann nur ein Phantom, freilich ein nothwendiges Phantom, denn er repräsentirt den Staat. Alles was noch von ihm gewünscht werden kann, ist, daß er eine glückliche Wahl treffe. Jedoch es ist nicht so leicht, wie man glaubt, für einen Fürsten, sich ein Urtheil über den Charakter derjenigen zu bilden, die ihm dienen."

„Anders die Souveräne der ersten Art. Sie sind die Seelen ihrer Staaten. Der Schwerpunkt ihrer Regierung lastet auf ihnen selbst, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Sie ordnen

---

1) Oeuv. VIII. 139.

die inneren Angelegenheiten, wie die auswärtigen. Ein solcher Fürst füllt in seiner Person die Posten der ersten Beamten aus: er ist oberster Richter, er ist General, er ist Großschatzmeister. Er hat nach dem Beispiele Gottes, welcher sich einer der menschlichen Einsicht überlegenen Weisheit zur Vollführung seines Willens bedient, eine durchdringende und arbeitsame Seele, um seine Plane durchzusetzen, um im Kleinen zu thun, was er im Großen entworfen hat. Seine Minister sind nur Werkzeuge in der Hand eines weisen und geschickten Meisters."

Die Worte sind das Programm der Regierung Friedrichs II. In der Vollkraft des Lebens, an der Schwelle jugendlicher Manneskraft, mit ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten ausgerüstet, verspürte er in sich die Kraft, diese Worte zur Wahrheit zu machen. Lange genug hatte er geseufzt in schwerer Dienstbarkeit: fortan wollte er herrschen und er allein. Seine beiden Kriege, die er unternahm wider den Rath, wider die Neigung, wider Wunsch und Willen aller seiner Unterthanen, nur nach seinem eigenen Sinne hatten der Welt den Beweis dargeboten, daß jene Worte nicht umsonst geschrieben seien. Er hatte sich bewährt als Politiker, nach dem ersten Treffen von Mollwitz auch als General. Er wollte sich nun bewähren durch die Leitung seines Staates im Inneren, und zwar nach seinem Sinne.

Dies indessen war nur die Form. Dieselbe bedurfte noch eines realen Gehaltes, eines Zweckes wozu. „Die Ameisen," sagt der König, „sammeln im Sommer, damit sie im Winter zu verzehren haben." Der Winter eines geordneten staatlichen Lebens ist der Krieg. Für diesen also hatte man im Sommer des Friedens zu sorgen. Und dann war die weitere Frage: Krieg gegen wen?

Der erste, freilich Monate lang vorher erwogene öffentliche Schritt des jungen Königs hatte unwiderruflich über sein Leben entschieden. Das böse Gewissen mahnte ihn an Oestreich, erinnerte

ihn Tag und Nacht, daß er früher oder später mit dieser schwer beleidigten Macht den Todeskampf zu ringen haben würde. Sicherheit gegen Oestreich — denn nur so wollen wir vorläufig es nennen und später von ihm erfragen, ob er auch ferner wieder Anderes im Sinne gehabt — Sicherheit gegen Oestreich war der Grundgedanke seines Wirkens, Thuns und Strebens, der Gedanke, der sich spiegelt in den wichtigsten Ereignissen seines Lebens, in den Bündnissen, die er mit anderen Mächten erstrebt, wie in den geringsten Cabinetsordres über Heer und Finanzen, und vor allen Dingen in den schriftstellerischen Ergüssen des Königs. Wie so oft die Abneigung des Gekränkten gegen den Beleidiger geringer ist, als der Haß des Beleidigers wider den Gekränkten: so war es vor allen Dingen hier. Maria Theresia machte kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen den König persönlich. Wie auch sollte sie es? Aber sie war ihm eben nur abgeneigt. Der Haß Friedrichs wurde das System seines Staates. Er gab den Kräften desselben die Richtung, und nur diese eine Richtung.

Er selbst hat Rußland die gefährlichste Macht genannt, insbesondere für den preußischen Staat. Im Westen hatte sein Ahnherr, der große Kurfürst, alle Kräfte aufgeboten zur Sicherung gegen den Reichsfeind, der damals unablässig drohte. Nicht diese Feinde fürchtete fortan Friedrich. Die Werke von Geldern ließ er schleifen.[1]) Niederwesel war stark mit einer mächtigen Citadelle. Nur diese ließ Friedrich bestehen, die Werke der Stadt mußten fallen. Gegen Osten ward eine Festung nicht erbaut. Nur im Süden meinte Friedrich das Land schützen zu müssen gegen die deutsche Macht, gegen Oestreich. Nicht weit von der Grenze, wo die Oder in das preußische Schlesien fällt und kaum erst Schiffe trägt, lag Kosel.

---

1) Mirabeau u. Mauv. IV. 417. Der Uebersetzer des vierten Bandes ist der preußische Offizier v. Blankenburg, der seine Berichtigungen in der Regel gleich in den Text hineingetragen hat.

Friedrich machte daraus einen wichtigen Platz. Neisse fand er in ähnlicher Weise befestigt, wie einst alle deutsche Städte es waren durch den Fleiß und die Kraft ihrer Bürger, bis der dreißigjährige Krieg sie brach. Friedrich ließ an der Stelle, wo er vorher eine vortheilhaft gelegene Batterie gegen die Stadt errichtet, das starke Fort Preußen erbauen. Die Stadt Glatz mit ihren zwei Schlössern beherrschte die ganze Grafschaft. Das genügte nicht mehr. Friedrich ließ auf dem Schäferberge, den die Neisse von der Stadt trennt, die eigentliche Festung Glatz erbauen. In gleicher Weise sagte ihm die Lage von Silberberg zu. Durch diese Festung hielt er sich für den Meister von allen Wegen, die von Schlesien aus links nach Glatz, rechts nach Braunau führen. Und weiter folgten Brieg und Schweidnitz, Breslau und Großglogau.

Von Seiten Oestreichs machte man keine Anstrengungen solcher Art. Der Wiener Hof scheint die Sache für erledigt gehalten zu haben. Erst später wurden zur Deckung der Eingänge nach Böhmen Pleß und Theresienstadt erbaut.

Und dann verwendete Friedrich alle Kraft auf das Heer. Der Vater Friedrich Wilhelm hatte dies gethan aus Lust am Soldatenspiele. Friedrich hatte andere Zwecke. Der Vater hatte dies Heer auf eine Zahl gebracht, wie sie verhältnismäßig nirgends in der Welt zu finden war, bis dieses Heer sechs Siebentel aller Einnahmen des Staates wegfraß. Man hält uns entgegen, daß Friedrich Wilhelm persönlich mäßig war, nichts vergeudete, daß er keine Schulden, sondern einen gefüllten Schatz hinterließ. Das ist alles unbestreitbar. Allein fördert denn ein Keller voll Gold und Silber den Wohlstand, die Cultur, die Gesittung der Unterthanen?

Der größere Sohn trat in die Fußstapfen seines Vaters und weitete sie aus. Er behielt das Heersystem seines Vaters bei. Es ist nicht unsere Absicht ihm zu nahe zu treten. So indessen könnte es scheinen, wenn wir dies Heerwesen nach unserer Auffassung schildern wollten. Darum ziehen wir vor in diesem Falle uns der

Worte eines warmen Anhängers des Königs zu bedienen, eines solchen, der Jahre lang aus eigener Anschauung das gekannt hat, was er beschreibt.[1])

„Unter Friedrich Wilhelm I. ward der preußische Kriegsstand für das größte Unglück gehalten, welches einem Menschen von Bildung und einigem Gefühle begegnen konnte. Jeder, der es irgend vermochte, suchte sich und seine Kinder vor demselben zu retten. Nur Einfalt und gänzliche Unkunde, jugendlicher Leichtsinn, verzweifelte Umstände in Folge großer sittlicher Verdorbenheit, wohl gar begangene Verbrechen konnten Jemanden bewegen, freiwillig Dienste zu nehmen. Die äußere Ehre, welche mit dem Soldatenstande verbunden war, und die demselben gegebenen Vorzüge, besonders die Erlaubnis, anderen Unterthanen auf vielfache Weise lästig zu fallen, konnten nur leichtsinnige Menschen, und selbst auch diese nur auf kurze Zeit für das Elend entschädigen, in welchem sie lebten. Auch waren die Zügellosigkeit, die man den Soldaten außer dem Dienste gestattete, und die ihnen überall zum Nachtheile anderer Unterthanen zugestandenen Rechte und Vortheile noch ein bedeutender Zusatz der Beschwerden, welche das Land durch dieses Heer erleiden mußte. Friedrich II. hat in vielen einzelnen Punkten den Kriegsdienst menschlicher, den Druck erträglicher gemacht: im Ganzen hat er ihn nicht merklich erleichtert."

Erörtern wir zuerst die Grundsätze Friedrichs über das Heerwesen. Er bestreitet Machiavelli, welcher ein Nationalheer die sicherste Stütze eines jeden Staates nennt. Dieser Grundsatz, meint er,[2]) eignet sich für diejenigen Staaten, welche reich genug an Einwohnern sind, um eine hinreichende Anzahl Soldaten zu erhalten. Doch gibt es Ausnahmen. Wenn ein Staat nicht so viele Menschen hat, wie für die Armeen nöthig sind und der Krieg verzehrt — warum nöthig sind? warum Verzehrung durch Krieg? —

---

1) Dohm IV. 297. — 2) Oeuv. VIII. p. 97.

so zwingt die Nothwendigkeit, Söldner zu haben. Da gibt es gewisse Hülfsmittel. Man mengt sie unter einander. Die Mehrzahl der europäischen Truppen sind zusammengesetzt aus Nationalen und Söldnern. Diejenigen, welche den Boden bebauen, welche die Städte bewohnen, sind durch eine gewisse Taxe, welche sie für den Unterhalt der Truppen bezahlen, davon befreit, in den Krieg zu gehen. Die Soldaten sind nur aus dem gemeinsten Theile der Völker zusammen gesetzt, aus Müssiggängern, welche die Faulheit mehr lieben, als die Arbeit, aus Zügellosen, welche Frechheit und Ungestraftheit im Soldatenstande suchen, aus jungen Taugenichtsen, die aus Leichtsinn sich einschreiben lassen. Alle diese haben eben so geringe Anhänglichkeit an den Staat, als die Fremden. Wie sind diese Truppen so verschieden von den Römern, welche die Welt eroberten! Diese Desertionen, welche in unseren Tagen bei den Armeen so häufig sind, waren den Römern unbekannt. Diese Männer, welche für ihre Familien, ihre Penaten, für die römischen Bürger kämpften, für alles das, was im Leben ihnen theuer war, dachten nicht daran, so viele Interessen gleichzeitig durch eine feige Desertion zu verrathen. Also der König.

Die Sicherheit, fährt er fort, der großen Fürsten Europas besteht darin, daß ihre Truppen einander sehr ähnlich sehen, und daß sie nicht Vortheile über einander haben. Nur schwedische Truppen sind Bürger, Bauern und Soldaten zur selben Zeit. Daher aber auch kommt es, daß, wenn sie im Kriege sind, beinahe Niemand im Innern des Landes zurückbleibt, um den Acker zu bearbeiten. Darum ist ihre Macht nicht furchtbar, weil sie auf die Dauer nichts können, als sich selber mehr als den Feind zu Grunde richten.

Setzen wir den Gedanken hinzu, der hier dem Könige fast unwillkürlich in die Feder tritt, der bei ihm durchschimmert, ohne daß er ihn aussprechen will. Er läßt sich in kurzen Worten aussprechen: ein Nationalheer ist nur geeignet zur Vertheidigung, und

nicht zum Eroberungskriege. Und freilich, das eben war der Kern der Sache.

Wir haben dies Heerwesen in kurzen Zügen zu skizziren.

Friedrich Wilhelm schrieb vor, daß die Zahl der Ausländer in seinem Heere auf zwei Drittel desselben zu bringen sei.[1]) Das Verhältnis ist nie erreicht. Die Inländer waren immer die Mehrzahl. Es war den Regimentern überlassen, so viele junge Leute aus dem Inlande anzunehmen, als nur immer sich willig finden lassen wollten.[2]) Mit diesem Willigfinden hatte es freilich eine eigene Bewandtnis. Die Hauptleute der Compagnien nahmen zu Soldaten, wen sie wollten und wann sie wollten. Sie verabschiedeten nach Gutdünken und wer nicht verabschiedet war, durfte ohne ihre Erlaubnis nicht heirathen. Der Soldatenstand war Herr. England hatte je zuweilen seinen Preßgang; aber der Ruhige, der Friedliche, der innerhalb seiner Mauern blieb, war davor sicher. In den Ländern Friedrich Wilhelms war keine Sicherheit, zu keiner Zeit und an keinem Orte. Das ganze Land stand den Obersten und Hauptleuten offen. Von einer Gleichheit im Tragen der Last war keine Rede. Es kam vor, daß ein besonderes Dorf alle seine junge Mannschaft hergegeben hatte, ein anderes keinen einzigen. Dieser Mangel war zu augenfällig, und Friedrich Wilhelm machte deshalb 1733 die Cantonaleinrichtung, welche jedem Regimente Infanterie 5000 Feuerstellen zuwies, der Cavallerie je 1800.

Diese Einrichtung blieb unter Friedrich II.; aber der Inhalt der Verordnung wurde nie bekannt. Es sollten manche Unterthanen von der Aushebung frei sein; aber diese Freiheit war vielfacher Ausdeutung fähig, und die Entscheidung stand allein bei dem interessirten Theile, beim Militär. Die Civilbehörde wirkte weder mit, noch erhielt sie Kenntnis dessen was geschah. Jedes Regiment schickte jährlich einen Offizier mit einigen Unteroffizieren in

1) Dohm IV. 281. — 2) Mirabeau u. Mauvillon IV. 69.

den ihm zugewiesenen Canton, und ließ durch sie Listen halten über die neugeborenen Knaben. Den Eltern ward die Verbindlichkeit auferlegt, zur rechten Zeit den Knaben zu stellen, und zum Zeichen dessen ward eine rothe Binde gegeben. Mit Furcht und Bangen sahen die Eltern ihre Kinder mit gesunden, kräftigen Gliedern herheran wachsen. Die zum Kriegsdienste verpflichteten Unterthanen wurden von dem Soldateneide an, der nach der Confirmation statt fand, der Aufsicht ihrer bürgerlichen Obrigkeit entzogen. Was auch ein solcher, der fortan Enrolirter hieß, thun mochte: er konnte nur noch vor dem Gerichte seines Regimentes in Anspruch genommen werden. Dieses war oft sehr fern. Deshalb waren die friedlichen Einwohner allen möglichen Plackereien ausgesetzt. Ein Enrolirter durfte ohne Erlaubnis seines Regimentes sich nicht von seinem Orte entfernen, kein Gewerbe beginnen, besonders nicht heirathen, keinen Hausstand anfangen. Deshalb war der gesunde Theil der Bevölkerung in völliger Sklaverei der Regiments-Obersten und Hauptleute. Der Erfolg des Canton-Reglements war nur der, daß den Streitigkeiten der Regimenter unter einander abgeholfen wurde. Der Zustand der Menschen wurde darum nicht besser; denn das Regiment war in seinem Cantone keiner Art von Controlle unterworfen. Junge Leute von jedem Stande und Vermögen, Familienväter und Männer in geistlichen und weltlichen Aemtern sind mit List und Gewalt des Nachts heimlich aus ihren Betten geholt. Viele haben mehre Jahre, andere bis zum hohen Alter, andere wieder bis zum Tode, den Kummer und Krankheit beschleunigten, in diesem Stande zubringen müssen. Viele dagegen entwichen heimlich, und ließen lieber alles im Stiche.

Dies konnte da geschehen, wo die Grenze nahe war. Allein aus dem Kreise Neisse [1]) in Schlesien entwichen in den 7 Jahren von 1742—1749 272 junge Bursche nach Oestreich, um dort

---

1) Preuß: Urkundenbuch Thl. I. 159.

in Dienste zu treten. Friedrich gebot: man müsse die Eltern dahin anhalten, daß sie ihre Kinder wieder schafften. Die Maßregel scheint nicht viel gefruchtet zu haben; denn wenige Monate später bittet ein Oberst um die Erlaubnis in Tecklenburg einige Eltern arretiren zu dürfen,[1]) weil die Söhne derselben ihm entlaufen sind. Der König schlägt es ab. „Solche Arretirung ist schon oft geschehen," sagt er, „hat aber keine Wirkung gethan. Deshalb trage ich Bedenken dergleichen wieder vornehmen zu lassen, weil es allerlei böse Folgen hat." Leichter als für Andere war die Flucht der jungen Leute, welche in der Nähe des Meeres wohnten. Die Dörfer Derp und Camp im Kreise Treptow schickten ihre jungen Leute so zeitig zu Schiffe nach Holland, England, Schweden und Dänemark, daß sie in langen Jahren auch nicht einen Soldaten stellten.[2])

Wo dagegen der Oberst eines Regimentes einmal einen jungen Menschen gefaßt hatte, da war dieser verloren. Denn der Dienst war für immer, und nur der körperlich Unfähige ward entlassen. Friedrich hatte sich Mühe gegeben den Mathematiker Euler nach Berlin zu berufen. Er kam und brachte seinen Neffen mit. Der gelehrte Professor schien nicht zu wissen, daß Preußen nicht das Land war, wohin man ungestraft wohlgewachsene junge Leute brachte. Ein Regiment nahm den jungen Mann in Anspruch und schrieb ihn als Soldaten ein. Euler beklagte sich unmittelbar beim Könige. Friedrich erwiederte: „Der Wuchs Ihres Neffen zeigt ein phlegmatisches Temperament an, welches nicht geeignet ist für die Regsamkeit und Geschmeidigkeit eines Kaufmannes. Deshalb glaube ich, daß die Natur ihn zum Waffenwerk bestimmt hat, und hoffe, daß Sie ihn dem Regimente nicht beneiden werden."[3])

Denn das eben war die Hauptsache: gegen die militärische

1) Preuß: Urkundenbuch I. 180. — 2) a. a. O. — 3) Oeuv. XX. p. 203.

Willkür war niemals und nirgends Schutz und Sicherheit. Die westfälischen Provinzen waren dem Versprechen und Worte des Königs gemäß cantonfrei, weil er die Menschen von dort nicht geeignet zum Militärdienste hielt. Deshalb ist es von dort aus wohl einmal vorgekommen, daß die Civil-Obrigkeiten es wagten gegen die Willkür der Generale und Obersten für die Unglücklichen ein Fürwort einzulegen. Sie fuhren nicht gut dabei. Der General Wolfersdorf ließ von Hamm aus einen Einwohner aus dem Klevischen aufheben. Die Kammer zu Kleve wagte eine Vorstellung beim Könige. Sie erhielt zur Antwort, daß sie sich in ihren Schranken zu halten habe, mit der Drohung der Entlassung derjenigen Mitglieder, welche sich wieder mit Militärsachen befassen würden.[1])

Mit noch größerem Eifer suchte man der Ausländer habhaft zu werden.[2]) Sie hatten zehn Monate Urlaub und während dieser Zeit fiel ihr Sold an die Hauptleute, welche dafür die Werbung im Auslande zu bezahlen hatten. Je mehr Ausländer man hatte, desto vortheilhafter war es. Wo es ging, wählte man den kürzesten Weg. Deshalb wurden die Durchreisenden angehalten, andere mit Gewalt oder List über die Grenze gelockt. Auch hierin zeichnete sich jener General Wolfersdorf in Hamm aus. Er holte nicht bloß kölnische und münsterische Unterthanen aus den fremden Gebieten auf. Als einmal der Kurfürst von Köln durch Hamm reiste, fiel Wolfersdorf über das Gefolge desselben her und suchte sich einige Leute für seine Truppen aus. Alle Beschwerden waren umsonst. Man hat hier gesagt:[3]) es sei wahrscheinlich, daß dies Verfahren nie zur Kenntnis des Königs gekommen sei, weil er es sonst misbilligt und geahndet haben würde. Die Annahme ist seltsam. Es ist vielmehr sehr unwahrscheinlich, daß ein Kurfürst des Reiches über eine solche Behandlung anderswo geklagt habe, als

1) Preuß: Urkundenbuch III. 282. — 2) Dohm IV. 294. — 3) Dohm I. 313.

bei dem Mitkurfürsten selbst, von dessen Dienern er sie erlitt, und vielleicht beim Reichstage und dem Kaiser.

Es ist in Wahrheit von Friedrich II. ebenso wenig wie von seinem Vater bekannt, daß er jemals die Uebergriffe seiner Offiziere auf fremdes Gebiet und fremde Menschen grundsätzlich misbilligt oder wohl gar bestraft habe. Allerdings kamen Misbilligungen vor, aber aus politischen Gründen. Die Truppen des Generals Anhalt brachen 1746 nächtlich in das Dorf Arendorf in Köthen ein, holten die Söhne des Geistlichen und den Bruder eines Gastwirthes heraus. Der König misbilligte es, weil bei den Conjuncturen im Reiche dies hitzige und gewaltsame Verfahren ihm nachtheilig sei, indem dadurch die fürstlichen Höfe von ihm und seinem Interesse entfernt und zu vielem schädlichen Geschrei bewegt werden müssen.[1])

Durch solche Mittel im In- und Auslande kam das preußische Heer zusammen, und konnte mithin der Natur der Sache nach nur zusammengehalten werden durch die strengste Ueberwachung und durch barbarische Strafen. Die Soldaten waren getheilt in Vertraute, halb Vertraute und Unsichere, die von jenen überwacht wurden. Ein sehr geeignetes Mittel war den Unsicheren während der Nacht die Kleider vom Bette wegzunehmen. Die Unsicheren in den Garnisonstädten erhielten nicht die Erlaubnis aus den Thoren zu gehen.[2]) Am schlimmsten stand es mit der Garde in Potsdam. Dort herrschte der strengste Zwang und die größte Einförmigkeit des Dienstes. Manche Soldaten kamen oft in Jahren nicht aus den Thoren von Potsdam. Dort auch durfte keiner heirathen, was Friedrich sonst den Soldaten gern und leicht gestattete. Deshalb waren in Potsdam Ausschweifungen aller Art herrschend, und in keinem Regimente der Selbstmord so häufig, wie in Potsdam.

---

1) Preuß: Urkundenbuch III. 23. — 2) Dohm IV. 334.

Wie es mit den Strafen stand, möge ein Beispiel statt aller darthun.[1]) Ein Oberst Du Moulin schreibt 1744 an den König:

E. K. M. habe hiedurch allerunterthänigst melden sollen, wie ich die allerg. confirmirte Sentenz wegen des Füseliers Marufski, so zehn Zoll mißt und sich aus Melancholie die zwei vordersten Finger abgehauen, deshalb auch zu 24mal Spießruthen und zwei Jahren Festungsarbeit condemniret worden, weil selbiger noch nicht völlig curirt, bis dato nicht exequiren lassen können. Da nun sowohl viele geistliche als weltliche Personen für ihn intercediren, und der Kerl aus größter Melancholie diese gottlose That verübt, sein achtzigjähriger alter Vater auch einen anderen schönen Kerl von eben seiner Größe an seines Sohnes Stelle der Compagnie zu verschaffen und zu stellen sich obligiret, wenn E. K. M. ihm die dictirte Strafe allergnädigst zu erlassen geruhen wollen: als stelle E. K. M. allerunterthänigst anheim, was Allerhöchstdieselben desfalls allerg. zu resolviren geruhen werden.

Ich ersterbe in dem allersubmissesten Respekt

Ewr. Königl. Maj.

Alleru. treu und gehorsamster Knecht

Du Moulin.

Groß-Glogau, d. 4. April 1744.

Der König schrieb eigenhändig auf die Rückseite dieses Briefes: Quelle faiblesse, mon cher Du-moulin! Il faut exécuter les loix; car dans ces occasions les exemples sont nécessaires. Ne mollissez point, et tenez-vous-en à la rigidité. F.

War dies das Heer, von welchem der König sagte: die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf seiner Armee?

Auf den Soldaten im Allgemeinen setzte Friedrich weniger Vertrauen, sondern vorzugsweise auf die Offiziere. Dieser Stand

1) Preuß. IV. 334.

war ihm der erste und wichtigste im Staate, ja man dürfte seine Ansicht noch stärker ausdrücken. Wir haben diese darzulegen nach dem Urtheile eines Mannes, der den König genau und persönlich kannte und ihn hoch verehrte. [1])

Der König hatte von der Mehrheit der Menschen und ihrer Moralität eine sehr übele Meinung und gab dies oft sehr deutlich zu erkennen. Er war der Ansicht, daß bei den meisten Menschen unwürdige Leidenschaften, besonders grobe Selbstsucht die Haupttriebfedern ihrer Handlungen seien, und daß ihre Klugheit nur darin bestehe, ihre Laster zu verbergen. Vorzüglich glaubte er, daß die meisten Menschen diejenigen Vergehen und Laster, zu welchen sie durch ihre äußere Lage am ehesten versucht werden, auch wirklich an sich tragen. Erfuhr er also den Stand und das Gewerbe eines Menschen: so war sein Urtheil auch ohne weitere Beweise alsbald fertig, und er war sehr geneigt, besonders wenn er mit großen Angelegenheiten beschäftigt, zu näheren Untersuchungen nicht Zeit hatte, die Menschen klassenweise zu beurtheilen und sie nach solchem Urtheile zu behandeln. So waren ihm alle Hofleute eitle, nur mit Kleinigkeiten beschäftigte Menschen. Die Gelehrten waren ihm Pedanten, die Gutsbesitzer harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, die Geistlichen entweder Dummköpfe oder Heuchler, die Juristen gewinnsüchtige Rechtsverdreher, die Cameralisten eigennützige nur auf den Vortheil bedachte Plusmacher, die Aerzte unwissende Prahler, die Kaufleute Wucherer und Betrüger. Nur bei einem einzigen Stande beging der König diese Ungerechtigkeit nicht: beim Militär, genauer gesagt, bei den Offizieren. Hier trat vielmehr das entgegen gesetzte Verfahren ein. Es konnte, wie sich von selbst versteht, seiner Beobachtung nicht entgangen sein, daß auch diesem Stande, so wohl wie jedem anderen gewisse Fehler eigenthümlich sind, weil in den äußeren

---

1) Dohm IV. 435.

Verhältnissen die Veranlassungen zur Ausbildung dieser Fehler am häufigsten vorkommen. Aber der König war nicht geneigt bei den Einzelnen des Standes, von denen er noch gar nichts wußte, diese Fehler als wirklich vorhanden anzunehmen, sondern er dachte vielmehr von Jedem, der sich freiwillig dem Militär widmete, oder von jedem Offiziere, der einige Jahre gedient hatte, immer das Beste, und setzte ohne irgend etwas von ihnen zu wissen, bei den Einzelnen die Tugenden voraus, zu deren Ausbildung der Militärstand eher als mancher andere geeignet erscheint: Ehrliebe, Muth und Tapferkeit.

Den auffälligsten Beleg für diese Ansicht eines Mannes, welcher dem Könige mit lebhafter Anhänglichkeit zugethan war, bietet das Benehmen Friedrichs II. in dem Prozesse des Müllers Arnold. Es ist bekannt, wie das ganze Unheil dieser Sache daher rührte, daß sich der König durch einen irrigen Bericht eines Obersten hatte misleiten lassen. Man weiß ferner, wie der Minister Zedlitz in dieser Angelegenheit sich ehrenhaft benahm.[1]) Nachdem längst der König eigenmächtig und gewaltthätig gegen die Richter vorgegangen war, deren Vorfahren später Friedrich Wilhelm II. auf eine für ihn selbst so ehrenvolle Weise rechtfertigen ließ, weigerte sich der Minister Zedlitz: ein Urtheil im Sinne des Königs zu verfassen.[2]) Friedrich dagegen erklärte ihm: „Das Federzeug versteht nichts. Wenn Soldaten etwas untersuchen und dazu Befehl kriegen: so gehen sie gerade durch und auf den Grund der Sache, und da wissen sie denn immer einen Haufen daran auszusetzen. Allein Ihr könnt dessen nur gewis sein, daß ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als allen euren Advokaten und Rechten. Wenn Ihr nicht nach meiner Ordre wollt, so nehme ich einen Anderen."

Der Offizierstand war der erste, oder um es richtiger zu sagen,

---

1) Preuß: Urkundenbuch III. 490. — 2) a. a. O. 519.

der alleinige, dem Friedrich II. vertraute und den er darum auch äußerlich mit Ehren überhäufte. Einst beklagte sich der Legationsrath Graf Schwerin, daß bei einem Leichenbegängnisse ein Fähnrich den Vorrang vor ihm verlangt hatte. Die Sache ward an den König gebracht. Dieser entgegnete: dies könne gar nicht streitig sein; denn es verstehe sich von selbst, daß ein Fähnrich im Range allen Legationsräthen vorgehe. Der Graf Schwerin trat sofort als Fähnrich ein. [1])

Diese Offiziere rekrutirten sich aus dem Adel und nur aus dem Adel. Es sind Fälle vorgekommen, daß Bürgerliche Offiziere wurden. Sie sind jedoch vereinzelt, und haben als Abweichungen vom Prinzipe fast nur im Kriege stattgefunden, wo man im Drange der Umstände nicht anders konnte. Das höchste Ziel des Bürgerlichen, der wohl oder übel in den Militärstand trat, war Unteroffizier zu werden. Die Stellung desselben entband nicht von der Fuchtel. Wir sehen, wie in den Ländern dieses Königs eine schroffe, eine unübersteigliche Scheidewand sich zwischen den verschiedenen Ständen erheben mußte. Eine Scheidung hat allerdings immer und aller Orten bestanden, namentlich da, wo der Adel als eine wirkliche Aristokratie seine Basis der Unabhängigkeit in reichem Grundbesitze hatte. Ob in den Ländern des Königs von Preußen, die im Osten stark mit slavischen Elementen durchsetzt waren, ein solches Verhältnis statt fand, dürfte die Frage sein. Namentlich in Pommern war der Adel sehr reich an Abkömmlingen und zum Theile sehr arm an Besitz. Brenkenhoff fand in einem Dorfe, zu welchem nur 150 Morgen Sandland ohne allen Wiesenwachs gehörten, zwölf adelige Familien mit 59 Köpfen. [2]) Der Kuhhirt und der Nachtwächter waren die einzigen unadeligen Menschen im Dorfe; aber ihre Weiber waren geborene Fräulein von So und So. Der König selbst hat den Unterschied seines Adels von dem

---

1) Mirabeau u. Mauvillon IV. 249. — 2) Brenkenhoffs Leben S. 57.

englischen und östreichischen sehr wohl empfunden.[1]) Auch in seinen Ländern gab es sehr reiche Herren und Edelleute; aber gerade die Söhne der ersten Familien traten nicht in das Heer.[2])

Friedrich wies dem Adel eine andere Domaine an, das Privilegium des Ehrgefühls. Als den Grund, weshalb er nur adlige Offiziere wolle, gibt er an, daß im Allgemeinen nur der Adel Ehrgefühl habe. Man kann nicht leugnen, sagt er,[3]) daß zuweilen, aber selten, man auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talente antrifft; jedoch ist das selten. Wenn es sich also findet, so thut man wohl daran sie zu nutzen. Im Allgemeinen jedoch bleibt dem Adel kein Hülfsmittel als sich durch den Degen auszuzeichnen. Wenn ein Adliger seine Ehre verliert: so bleibt ihm selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, während ein Bürgerlicher, nachdem er schändliche Niederträchtigkeiten begangen, ohne Erröthen das Geschäft seines Vaters aufnimmt und sich dann nicht mehr für entehrt hält.

Wir haben bei dieser Ansicht des Königs billig den allgemeinen Knechtssinn jener Zeit in Anschlag zu bringen. Nur muß man diesem Knechtssinne nicht mehr Gewicht und Bedeutung beilegen, als derselbe wirklich hat. Und vor allen Dingen ist wichtig und wesentlich, daß die Ansichten des Königs und die daraus entspringenden Maßregeln nicht dazu dienten, den Sinn der Menschen zu erheben, und in Wahrheit dazu auch wohl nicht dienen sollten.

Indem Friedrich das Heer die feste Stütze des preußischen Staates nennt, konnte er der Natur der Sache nach damit nur die Offiziere d. h. den niederen Adel meinen, aus welchem er jene rekrutirte. Er that, was er vermochte, um nach seiner Ansicht diesen Adel zu heben und zu kräftigen. Derselbe war ein für allemal frei von aller direkten Steuer, und fühlte sich dadurch

---

1) Oeuv. IX. 121. — 2) Oeuv. II. 120. — 3) Oeuv. VII. 95.

hoch erhaben über die misera contribuens plebs. Man hat oft Verwunderung geäußert, daß Friedrich nichts gethan, um die Lage des wichtigsten aller Berufsstände, des Landmannes, zu verbessern. Der Grund liegt doch wohl nicht fern. Die Erleichterung des Landmannes, die Entfesselung seiner Thätigkeit hätte in sehr vieler Beziehung einen Nachtheil in den Besitzverhältnissen des Adels nach sich geführt. Wenn also auch jemals, was durchaus unwahrscheinlich und ohne allen Beleg ist, ein solcher Gedanke des Aufhörens der Erbunterthänigkeit in Friedrichs Seele gekommen sein mag: so mußte derselbe an seiner Rücksicht für den Adel sofort scheitern.

Der Adel sollte conservirt werden in jeder Beziehung. Deshalb stellte sich der König dem Verkaufe der Rittergüter entgegen. Er verlangte in jedem einzelnen Falle Bericht an ihn selbst, und der Bescheid lautete dann verneinend. [1]) Wie über das Eigenthum, so entzog er den Offizieren auch die Verfügung über die eigene Person. Er verweigerte ihnen grundsätzlich die Heirath mit Töchtern bürgerlichen Standes, [2]) und fragte sie, ob sie denn bürgerliche Leute zu Offizieren haben wollten. Aber er ging darin weiter. Er gestattete den Lieutenants überhaupt nicht zu heirathen. [3]) Es war ihm das Liebste, wenn alle Offiziere unverheirathet blieben, und es hat in der That Regimenter der Cavallerie gegeben, mit nur unverheiratheten Offizieren.

Warum diese Abneigung? Sie könnte sich einigermaßen daraus erklären lassen, daß im Falle der Entlassung oder Unfähigkeit kein Anspruch auf Unterhalt rechtlich oder durch Herkommen begründet war, sondern allein die Gnade des Königs diesem oder jenem eine sehr dürftige Pension bewilligte. Aber dies traf ja den ehelosen Mann nicht minder, als den verheiratheten. Es lag

---

1) Preuß: Urkundenbuch I. 114. — 2) a. a. O. p. 21. 93. — 3) Preuß. I. 425. Urkundenbuch III. 21.

noch ein anderer Gedanke tiefer unter diesem Systeme verborgen. Zur Vertheidigung des Vaterlandes, des eigenen Herdes, der eigenen Familie sind nach dem natürlichen Gefühle des Menschen, wie nach der Erfahrung aller Zeiten Gatten und Familienväter mindestens eben so fähig, als Unverheirathete. Allein sie sind es nicht zum Angriffs-, zum Eroberungskriege, gegen welchen das natürliche Gefühl eines Mannes sich sträubt, der durch menschliche Bande mit der Menschheit sich verbunden fühlt. Familienväter taugen nicht zu Eroberern. Darin lag der Unterschied.

Um dies Heer, die feste Stütze des Staates im Sinne Friedrichs, zu erhalten, bedurfte er des Geldes und der Menschen. Die Finanzen und die Population nahmen nach dem Heere hauptsächlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier vor allen trat sein Satz hervor, daß die Ameisen im Sommer sammeln, wovon sie im Winter zehren. Allein es fehlt diesem Satze noch die rechte Anwendung. Es fehlt die Angabe des Ortes, wo gesammelt werden sollte. Dies waren nicht etwa die Cassen der Unterthanen, sondern der Kriegesschatz des Königs.

Neunter Abschnitt.

Die erste und wichtigste Quelle des menschlichen Erwerbes ist der Ackerbau. Um Friedrichs Wirksamkeit für denselben zu bezeichnen, denken sich ihn seine Verehrer gern auf dem Damme des Oderbruches stehend, wie er das entwässerte Land überschaut und mit Befriedigung spricht: „Ich habe eine Provinz erobert." Wir möchten diesen Ruhm nicht schmälern. Es war die einzige Eroberung, die nicht besudelt war mit Blut und Fluch und dem Verderben der Unschuldigen. Nur darf man nicht so weit gehen in diesen und anderen Erwerbungen, die Friedrich machte, eine besondere Fürsorge für den Ackerbau seiner Unterthanen erblicken zu wollen. Man hat wohl einmal gesagt, [1]) daß Friedrich erst in der letzten Zeit die Hoffnung zu einer blühenden Land-Cultur aufgegeben, nachdem viele Plane fehlgeschlagen seien. Erst in Folge dessen habe er eine Vorliebe für das Manufacturwesen bekommen und dieses auf Kosten des Ackerbaues begünstigt. Nicht also sei es seine frühere Tendenz gewesen.

Diese Ansicht ist lediglich eine Vermuthung. Das Manufacturwesen ist von Anfang an die Tendenz des Königs gewesen. Ueber-

1) Thaer: Möglinsche Annalen der L. I. 1. Stück.

haupt hat er sich in seinen Finanzplanen von Anfang bis zu Ende nicht wesentlich geändert, und es ist nur der Unterschied, daß nach dem siebenjährigen Kriege dieselben stärker hervortreten, als zuvor. Eine Beförderung des Ackerbaues, die für das Ganze hätte ins Gewicht fallen können, wäre nur möglich gewesen durch eine Hebung, eine Entfesselung des Bauernstandes. Wir haben gesehen, wie er schon um des Adels willen den Gedanken einer solchen Maßregel, den Gedanken gar einer Aufhebung der Erbunterthänigkeit weder fassen konnte, noch wollte. Auch auf seinen Domänen hat er für den Landmann nichts gethan.[1]) Die Lage desselben blieb wesentlich dieselbe, wie früher, oder, um es in diesem Falle mit dem richtigeren Ausdruck zu benennen: sie ward durch die hinzugefügten Lasten drückender als je. Denn zu der Erbunterthänigkeit trat noch der Druck des Militärsystems, das wegen der immer steigenden Vermehrung desselben viel schwerer war, als unter seinem Vater. Es kam dazu die unentgeltliche Grasung der Cavalleriepferde auf vier Monate, die Magazinlieferungen nach vorgeschriebenen Preisen, der Vorspanndienst und Anderes dergleichen.[2]) Die Lage des deutschen Landmannes in dem Theile von Deutschland, welcher dem Hause Hohenzollern unterthan war, ist nach aller Wahrscheinlichkeit im Frieden niemals vorher oder nachher so elend und so kläglich gewesen, wie unter Friedrich II.

Die Folgen traten sehr bald hervor. Schon 1747 berichtet der König,[3]) daß in Vorpommern auf dem platten Lande durchgehends an Hausleuten und Einliegern ein großer Mangel sei. Dies rühre daher, weil in seinem Lande die Lasten weit höher seien als in Schwedisch-Pommern. Er legt die hauptsächliche Schuld auf einen sogenannten Nebenmodus, der bei der Contribution eingeführt sei, und befiehlt den Ständen mit der Domänen-

---

1) Dohm IV. 405. — 2) Preuß. I. 304. — 3) Preuß: Urkundenbuch I. 114. n. 305.

kammer auf das schleunigste diese Sache zu erwägen und einen Schluß zu fassen. Denn der König wolle auf alle ersinnliche Weise die Population seiner Länder befördern.

Sind in Folge dessen die Lasten der Pommern erleichtert? Wir sehen aus dem Befehle des Königs selbst, daß er die Befugnisse der Stände und der Kammer sehr eng absteckt, sie beschränkt auf die Erörterung der einzigen Last, die er Nebenmodus nennt. Es wäre seltsam, wenn die Pommerschen Landleute wegen einer einzigen Nebenlast ausgewandert wären. Indessen ist dies möglich. Es ist ferner möglich, daß damals nur in Pommern dies Verhältnis statt fand, daß nur dort die Unterthanen des Königs schwerer gedrückt waren, als diejenigen der Nachbarfürsten.

Friedrich II. verlangte von dem Landmanne zweierlei: richtige Bezahlung der Steuern an ihn, damit beim Ausbruche eines Krieges der Schatz gefüllt sei, und Erzeugung möglichst vieler Söhne als zweites nicht minder nothwendiges Material für den Krieg. Darum war es das Stichwort seiner Regierung, daß man Sorge tragen müsse für die Population.

Es ist merkwürdig, daß der König Friedrich II. ein Verhältnis nicht benutzte, aus welchem er für die Rekrutirung seines Heeres den größten Nutzen hätte ziehen können. Er gab namentlich in späterer Zeit den Soldaten, mit Ausschluß, wie sich von selbst versteht, der Offiziere, sehr bereitwillig die Erlaubnis zum Heirathen. Der Sold war sehr schmal bemessen. Kein Unteroffizier vermochte es von demselben eine Frau, geschweige denn eine Familie mit zu ernähren. Wo deshalb ein solches Paar es nicht möglich fand, sich andere Erwerbsquellen zu eröffnen, oder wo diese versiegten, wo Krankheit und Unglücksfälle über solche Menschen einbrachen, da war trostlose Armuth und Hunger das unausbleibliche Loos. 1) Es bestand in Potsdam ein Waisenhaus

1) Dohm IV. 395.

für Soldatenkinder, aber auch nur dies eine. Es gab unter den Offizieren einige, die sich der armen Geschöpfe annahmen. Mit solchem wahren Ruhme wird z. B. der Generalmajor von Scholten zu Treuenbrietzen genannt. Auch der König Friedrich bezeugte hierüber sein Wohlgefallen; allein selten, vielleicht niemals hat er das Werk, welches die Menschenliebe eines Privatmannes begonnen, aus öffentlichen Mitteln bedeutend unterstützt. In den Städten, wo geordnete Armeneinrichtungen bestanden, fielen die Militärwaisen diesen zur Last. Die Garnisonarmen in der Stadt Emden, wo nur ein schwaches, niemals vollzähliges Bataillon lag, verschlangen Jahr aus, Jahr ein ein Drittheil der Armenmittel. [1]) Was aus den Unglücklichen geworden ist, die nicht eine Zuflucht irgend einer solchen Art fanden, darüber schweigt die Geschichte, wie freilich über so vieles. Die Städte sahen die Verlegung einer Garnison dahin als ein Unglück an, und baten sie damit zu verschonen. So Bielefeld 1766, Graudenz 1774. [2])

Population war der Gedanke, der das ganze Walten des Königs durchdringt. Je mehr Menschen, desto mehr Material für den Krieg. Der große Kurfürst hatte sich hohen Ruhm erworben durch die Aufnahme der französischen Refugiés nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. Friedrich Wilhelm I. hatte dem Großvater nachgeeifert durch die Aufnahme der Salzburger Emigranten. Friedrich II. erstrebte gleichen Ruhm. Unbebaute Strecken Landes sollten urbar gemacht werden durch Ansetzung von Colonisten. Auch in kirchlicher Beziehung wollte Friedrich II. seine Vorfahren überbieten. Diese hatten die Flüchtlinge des eigenen Glaubens aufgenommen. Friedrich II. verkündete das viel gelobte und wenig überlegte Wort: „Hier muß ein Jeglicher nach seiner Façon selig werden.“ Unter dieser Fahne dessen, was man Gewissensfreiheit

---

1) Wiarda: ostfries. Geschichte X. 277. — 2) Preuß: Urkundenbuch IV. 101. I. 27. n. 59.

nannte, wurden Colonisten eingeladen sich in den Ländern des Königs von Preußen niederzulassen. Die Ausländer hatten den Vorzug vor den Eingeborenen; denn es war ja eben der Zweck der Maßregel die Population durch neuen Zuzug zu vermehren. Die Colonisten erhielten vieles geschenkt: Baumaterialien, selbst fertige Häuser, Vieh und Getreide, Werkzeuge zum Ackerbau, Geldzuschüsse, Befreiung von Abgaben und Militärdienst für eine Reihe von Jahren. Das war lockend und es kamen ihrer viele heran.[1])

Es ist nicht zu leugnen, daß unter den Fremdlingen, die also heranzogen, auch brave und fleißige Leute gewesen sind. Doch nicht das war die Regel. Man fand unter den Heranziehenden einfältige Menschen, die beim Anblicke dessen was ihnen geschenkt wurde, erstaunt fragten, wo denn nun aber die Leute seien, die das geschenkte Land für sie bearbeiten würden. Es war ihnen eine harte Enttäuschung, daß sie selber arbeiten sollten. Auch diese konnten der Natur der Sache nach nur die geringere Zahl sein. Die Mehrheit war Gesindel aller Art, einer bleibenden Stätte und der Arbeit ungewohnt. Dennoch mochten sie vielleicht sich erhalten, so lange die geschenkten Vortheile vorhielten und die Zeit der Freijahre dauerte. Dann war es aus und vorbei. Sie wurden durch Bettelei und Diebstahl der Schrecken der Nachbarschaft. Der Satz der Gewissensfreiheit wurde für sie praktisch die Freiheit von aller Theilnahme an den Wohlthaten der Kirche und Schule. Sie wurden selig nach eigener Façon. So wuchsen die Kinder empor zu demselben Jammerleben, welches die Eltern führten. Sie wurden geboren als Vagabunden, sie lebten als Vagabunden, sie starben als Vagabunden. Manche Colonisten auch machten dies Verfahren mehr als einmal durch. Sie verließen ihre Hütten und wanderten in eine andere Provinz des Königs, um dort abermals

1) Dohm IV. 391. Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland unter preuß. Regierung S. 130.

als Colonisten sich ansetzen zu lassen. Dohm erinnert sich Colonistendörfer gesehen zu haben, 20 Jahre nach der Einrichtung, wo er in manchen dieser Häuser schon das vierte den vorangegangenen Generationen ganz fremde Geschlecht fand.[1]) Noch bis auf den heutigen Tag sind die Spuren dieser einstigen Colonisirungen wohl erkennbar.

Wußte der König nicht, was da geschah? Wenn er zur Zeit der Musterung seines Heeres diese neuen Pflanzungen besichtigte: so wurde die Veranstaltung getroffen, daß diese Colonisten in entlehnter, sauberer Kleidung sich häufig an der Landstraße zeigten, und zwar in voller Arbeit bei der Bestellung des Feldes.[2]) Man reichte dem Könige Listen und Tabellen ein.[3]) Die einmal angesetzten Colonisten wurden in denselben immer als bestehend aufgeführt, wenn gleich die ersten Bewohner längst sich verlaufen hatten. Es ist die einstimmige Ansicht aller Lobredner des Königs, daß er niemals hinter die Wahrheit gekommen sei. Der König wollte einmal Colonisten. Er sah sie als ein vorzügliches Mittel zur Beförderung der Population an. Sein Wille höchst persönlich allein bestimmte den Staat. Wo er ein solches Mittel als heilsam ansah, da galt kein Widerspruch, sondern nur Gehorsam, und als der Klügste erschien derjenige, welcher vollaus zu segeln wußte mit Wind und Strom.

Friedrich glaubte in der That alles selbst zu regieren. Weil er sich an geistiger Befähigung den Menschen um ihn her überlegen fühlte, weil er an Arbeitskraft und Arbeitslust unter den Zeitgenossen kaum seines Gleichen hatte: so meinte er von seinem erhabenen Standorte aus durch alle Nebel der natürlichen Vorurtheile, der schlauen Unwahrheit dennoch klaren Auges hinabblicken zu können bis auf den tiefsten Grund, in das tägliche Getreibe

---

1) a. a. O. 392. — 2) Fischer: Geschichte Friedr. II. Bd. II. S. 280. — 3) Dohm a. a. O.

des kleinsten seiner Unterthanen. Zu diesem Zwecke ließ er sich genaue Tabellen und Rechnungen einreichen, und Jedermann durfte in gewisser Erwartung stehen, daß der König dieselben genau prüfen würde. Das wollte er, ohne allen Zweifel. Aber es ist die Frage, ob das möglich war. Man kannte einmal genau seine Meinungen, seine Ansichten, die ihm feststanden wie Axiome. So kam es, daß die Tabellen ihm häufig das wieder spiegelten, was er zu sehen wünschte.

Indem wir diesen Satz aussprechen, fühlen wir das volle Gewicht der Forderung des Beweises, welchen wir dafür schuldig sind. Wir haben denselben anzutreten.

Der Minister Herzberg war wie kein anderer willfährig, in die Ansichten des Königs einzugehen. Friedrich bediente sich seiner sowohl für die Kriegsmanifeste im Jahre 1756, als für die innere Verwaltung des Staates. Herzberg lieferte Tabellen des Gewinnes und des Verlustes, den der Staat bei der Thätigkeit der Unterthanen erlitt. [1]) Wir haben nicht die Möglichkeit zu erörtern, ob solche Tabellen über das was man Handelsbilanz eines Staates nannte, jemals auch nur annähernd richtig sein können, namentlich in einem Staate, wo in Folge der Maßregeln der Regierung es zweifelhaft war, ob der Umsatz des ehrlichen Handels demjenigen des Schleichhandels gleich kam: genug, damals glaubte man, wenigstens der König Friedrich und seine Behörden, an die Möglichkeit und Richtigkeit solcher Tabellen. Herzberg berechnet das ganze Capital der natürlichen und Kunsterzeugnisse oder den Werth der ganzen Arbeit im preußischen Staate für das Jahr 1785 auf vierzig Millionen Thaler. Er setzt die einzelnen Posten an. Er beschäftigt sich zunächst mit den Fabriken. Er gibt für die verschiedenen Webereien in Leinen, Wolle, Seide, Baumwolle die Zahl

1) Vergl. Mirabeau u. Mauvillon II. 78 ff. über Herzbergs histor. Nachricht von den letzten Lebensjahren Friedrichs II.

der Stühle, der Fabrikanten an, für alle anderen Erwerbszweige dieser Art ebenfalls die Zahl der Fabrikanten. Man sieht, das Gepräge der Genauigkeit ist da. Herzberg berechnet den Ertrag des Fabrikwesens in den Ländern des Königs auf etwa dreißig Millionen Thaler. Der Anschlag umfaßt jedoch nur die vorzüglichsten Fabriken, sagt der Minister. Er will einer ganzen Menge anderer, die einen Betrag von mehren Millionen ausmachen, gar nicht gedenken. Auch die Produkte des Mineralreiches, welche ebenfalls mehre Millionen betragen, sind nicht in Anschlag gebracht. Und ferner sind in dieser Rechnung von dreißig Millionen für Kunsterzeugnisse nicht berücksichtigt: das Getreide, das Holz, das Salz, der Hanf, noch alle diejenigen Arbeiten, die zumal in Pommern und Preußen für die Schifffahrt, den Schiffbau und andere beträchtliche Artikel verfertigt werden.

Also 40 Millionen sind der Werth der gesammten Arbeit in den Ländern des Königs. Davon kommen 30 Millionen auf den Ertrag der vorzüglichsten Fabriken, mehre Millionen, also etwa zwei, auf die anderen, mehre Millionen, also abermals etwa zwei, auf den Bergbau. Was darüber noch vorhanden ist, also sechs Millionen, das kommt auf die Erzeugnisse des Bodens an Getreide, Holz, Hanf, und dazu auf das Salz und die Schiffsarbeiten.

Wir wollen freigebig sein. Wir wollen die Erzeugnisse des Bodens an Holz und Hanf, ferner das Salz und die Schiffsarbeiten dem Minister Herzberg ohne weitere Nachfrage erlassen. Wir wollen zu Gunsten der Berechnung Herzbergs den Ertrag dieser Art für Null ansehen. Wir wollen die sechs Millionen, die nach der Rechnung des Ministers noch übrig bleiben, lediglich für das Getreide in Anspruch nehmen, damit nämlich dafür doch etwas übrig bleibe. Herzberg sagt ferner, daß wenigstens für eine Million an Getreide, für eine Million an Holz als Ueberschuß jährlich nach auswärts verkauft würde. Wenn wir uns auch um das Holz nicht weiter bekümmern: so müssen wir bei so bestimmter

Versicherung des Ministers doch die Million für das Getreide mit in Anschlag bringen. Es bleiben also für fünf Millionen Werth an Getreide für die Einwohner des preußischen Staates zur Verzehrung während eines Jahres. Also die Tabelle des Ministers Herzberg für seinen König.

Nach den Tabellen der Bevölkerung, die derselbe Minister seinem Könige einreichte, hatten die Länder desselben in den letzten Jahren fünf und eine halbe Million Einwohner. Streichen wir die halbe Million zu Gunsten des Ministers ab: so hatten die fünf Millionen Einwohner für fünf Millionen Thaler an Getreide zu verzehren, das heißt der einzelne Mensch hatte im Jahre für einen Thaler Brot zu verzehren, an jedem einzelnen Tage für vier Fünftel eines Pfennigs. Der Durchschnittspreis des Rockens im achtzehnten Jahrhunderte war etwa 64 Thlr. für die Last von 4000 Pfund,[1]) mithin etwa 63 Pfund Rocken für einen Thaler. Das heißt also: jeder Mensch im preußischen Staate hatte wöchentlich etwa ein Pfund Brot zu verzehren.

Das ist das Ergebnis der Tabellen des Ministers Herzberg. Man sieht, daß sie auf Glaubwürdigkeit auch nicht den leisesten Anspruch haben.

Solche Tabellen nun bis ins Kleinste ausgeführt, legte man dem Könige Friedrich II. vor. Er studierte sie und genehmigte sie, weil sie seinem Sinne entsprachen. Die Fabriken waren nach solchen Tabellen ja so productiv, so ungleich productiver, als der Ackerbau. 34 Millionen der Ertrag des Fabrikwesens, und 6 Millionen derjenige der Bodencultur: wer konnte da in seiner Entscheidung noch zaudern? Die Fabriken lockten Menschen herbei. Sie hielten das Geld im Lande. Sie zogen sogar fremdes Geld herein; denn, wenn sie gut waren, so kaufte das Ausland die Erzeugnisse derselben. Und das war ja reiner Gewinn, von welchem

1) Diese Berechnung in der Geschichte Ostfrieslands von dem Verfasser. S. 444.

immer ein Theil in den Schatz fließen mußte für den zukünftigen Krieg.

Diese Täuschung, in welcher der König sein Lebenlang durch solche Tabellen befangen blieb, erklärt seine Vorliebe für das Fabrikwesen. Immerhin hätte diese Vorliebe sein können, ohne Jemandem zu schaden. Aber sie wurde praktisch, indem der König die Fülle seiner Macht benutzte Fabriken ins Leben zu rufen, und sie auch dann noch zu erhalten, wenn sie mit dem Keime der Schwindsucht von Anfang geboren, ohne seine Hülfe nicht hätten bestehen können.

Wie seltsam handelt dieser König! Bevor er den Thron bestieg, hatte er im Antimachiavelli folgende Worte nieder gelegt. „Nichts in der Welt vermag einen Staat blühend und mächtig zu machen, als wenn alle seine Glieder sich bei ihrem Eigenthume vollkommen sicher und gegen jeden Druck geschützt wissen, und in allen ihren Handlungen, die dem gemeinen Wohle nicht widersprechen, der unbeschränktesten Freiheit genießen, wenn jeder Einzelne seine Rechte nach denselben allgemeinen Vorschriften geltend machen kann. Nur bei Unterthanen, welche diese Folge einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genießen, ist wahre Anhänglichkeit an den Regenten, ist Vaterlandsliebe und die Bereitwilligkeit demselben alles, auch das Leben zu opfern, mit Recht zu erwarten. Strenge Redlichkeit und treues Worthalten ist in allen Fällen die einzige wahre Politik."

Man könnte sagen: es waren die Herzensergüsse eines Jünglings. Aber der reife Mann und der Greis ließ dieselben Worte oft und oft wieder drucken. Sollten sie vielleicht auch da noch ein Programm seiner Regierung sein, als man längst dieselbe aus Erfahrung kannte?

Immerhin, erwiedert man; aber was hat das mit dem Fabriksysteme des Königs zu thun? Zeigen wir dies an einem Beispiele.[1])

1) Mirabeau u. Mauvillon II. 30.

Deutschland hatte in Folge seiner politischen Geschicke seit anderthalb Jahrhunderten nur mittelbaren Antheil am Welthandel. Die Hamburger kauften den Rohzucker von den Staaten, welche Colonien besaßen, und raffinirten ihn. Der Zucker war in Deutschland damals wohlfeil, und dennoch brachte er den Hamburgern Gewinn. In Folge dessen bemühte sich der Banquier Splittgerber in Berlin um eine ähnliche Fabrik. Aber er wollte nicht mit gleichen Kräften concurriren: es war sicherer auf einem anderen Wege zum Ziele zu kommen. Sein erster Schritt war den König um ein ausschließendes Privilegium zu bitten. Voran trat in allen solchen Fällen der Grund, daß das Geld im Lande bleiben müsse. Wenn das Inland das Arbeitslohn verdienen könne: warum solle man es ins Ausland schicken? Dieser Satz schlug bei dem Könige immer durch, aber nicht so, daß er der Thätigkeit des Fabrikanten freien Lauf ließ, sondern ihm das Monopol gab für die preußischen Länder. Die Folge war, daß fortan der Zucker in den preußischen Ländern um zehn Prozent theurer war, als im übrigen Deutschland, und daß jedem anderen Capitalisten die Gründung einer ähnlichen Anstalt untersagt ward. Nur wer zuerst kam, erhielt das Recht, die Unterthanen des Königs für ihren Verbrauch in einer ihm mühelosen Weise zu besteuern. Dazu trat der Nutzen für den Kriegsschatz des Königs. Aber hier verfuhr man geschickt. Die Lasten, unter welchen solche Privilegien gegeben wurden, blieben in der Regel geheim. Die wenigen Fälle, in denen sie offenkundig wurden, beweisen eine erstaunliche Höhe.

Die Geschichte des einen Falles ist charakteristisch für alle anderen. Wer nur immer in der rechten Weise dem Könige die Möglichkeit einleuchtend zu machen wußte, daß er mit diesem, mit jenem Artikel das Geld im Lande erhalten könne, der erlangte ein Privilegium, oder auch ein Monopol. Was nur immer im Lande erzeugt werden konnte, dessen Einfuhr ward verboten. Wo immer ein Rohstoff innerhalb des Landes schien verarbeitet werden zu

können: da ward die Ausfuhr desselben untersagt. Daß durch solche Monopole oft manche bereits bestehende Erwerbsquellen abgegraben wurden, scheint niemals Gegenstand des Nachdenkens für den König gewesen zu sein. Sein Wille entschied. Nur in besonderen Fällen gewährte der König Nachlaß. Dem Großkanzler und Minister Cocceji gestattete er jährlich vier Fässer Bier von Zerbst nach Berlin kommen zu lassen, weil Cocceji derselben für seine Gesundheit zu bedürfen glaubte.[1]) Aber Cocceji war ein verdienter Staatsmann. Anderen wurde nicht ein solches Glück zu Theil. Denn das Geld sollte im Lande bleiben.

Derselbe Grundsatz dehnte sich weiter aus auf die Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Die deutschen Universitäten waren von jeher wie ein gemeinsames Gut des Vaterlandes betrachtet, und der Besuch derselben war frei. Nicht also dachte Friedrich. Die Studenten sollten das Geld nicht außer Landes bringen. Wer auch nur auf ein Vierteljahr eine fremde, dem Könige nicht unterworfene Universität besuchte, hatte keine Aussicht auf Anstellung in seinem Dienste. Der König verbot ferner nicht geradezu das Reisen von Privatpersonen über seine Grenze hinaus; aber er knüpfte es an seine persönliche Einwilligung. Zu Hebungen von Erbschaften blieb dieselbe nicht aus,[2]) aber zu Bade- und Vergnügungsreisen.[3]) Er schrieb vor, wie viel Geld man auf Reisen mitnehmen dürfe: der Kaufmann 250 Thlr., der Edelmann oder Offizier 400 Thlr. Im Uebrigen war die Ausfuhr von Gold und Silber untersagt.[4])

Es führt uns das auf den Handel im eigentlichen Sinne.

Friedrich hat in der ersten Zeit seiner Regierung mit beredten Worten die segensreiche Wirkung des Handels gepriesen. Er sagte damals mit Stolz von sich, daß der preußische Handel zur Zeit

---

1) Preuß: Urkundenbuch I. 226. — 2) a. a. O. p. 93. — 3) a. a. O. p. 305. 4) Mirabeau u. Mauvillon II. 199 ff.

seines Vaters noch nicht geboren war.[1]) „Die Regierung erstickte ihn," meint er, „indem sie Grundsätzen folgte, welche seinem Fortschritte sich gerade entgegen stellten." Mithin wollte Friedrich eine neue Zeit heraufführen. Wir haben zu sehen, wie ihm das gelang.

Richten wir unsere Blicke auf den Seehandel. Da Friedrich nach dieser seiner Ansicht in den Ländern seines Vaters richtige Grundsätze über den Handel nicht lernen konnte: so hätte es ihm, wie es scheint, nahe gelegen, sie zu erstreben durch einen Hinblick auf diejenigen Städte in Deutschland, wo allein ein blühender Seehandel statt fand. Die Hansestädte waren in ihren politischen Verhältnissen nach auswärts in einer kümmerlichen Lage. Sie wurden von allen seemächtigen Nationen Europas mishandelt im Frieden wie im Kriege. Sie hatten keine Macht hinter sich, um im Falle angethaner Gewalt auch für die gerechtesten Ansprüche Anerkennung zu erringen. Dennoch erhielten sie sich. Dennoch hoben sie sich in den Zeiten des Friedens wieder empor, um zum Ersatze des Verlorenen neue Reichthümer zu gewinnen. Sie konnten es; denn die Grundlage ihrer Thätigkeit war die völlige Freiheit des Großhandels von aller Bevormundung.

Nicht das war der Gedanke, der in Friedrichs Seele Wurzel schlagen konnte. Er ja war die Seele des Staates. Er ja dachte allein. Seine Minister waren nur die ausführenden Werkzeuge seines Willens. Er befahl und es geschah. Er wollte den Handel commandiren, wie er seine Regimenter commandirte.

Der wichtigste Zweig alles Handels ist derjenige mit den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen für das Leben der Menschen. Die Erfahrung hat zu allen Zeiten dargethan, daß die völlige Freiheit des Getreidehandels allein das Mittel ist, welches nach Maßgabe der Umstände gegen Theuerung und Hungersnoth zu schützen vermag. Aus diesem Grunde hatte der deutsche Kaiser

1) Oeuv. I. 236.

Ferdinand II. mitten im dreißigjährigen Kriege der Stadt Hamburg die Zollfreiheit auf der Elbe gesichert und bestätigt. Friedrich II. verstand es anders, wie allerdings zu seiner Zeit viele Fürsten, hauptsächlich in Folge seines Beispieles. Seine Regierung begann mit einem Verbote der Ausfuhr des Getreides. Daß ein solches Verfahren damals noch sehr auffiel, sehen wir aus der Beschwerde, die sein Schwager, der Herzog Carl von Braunschweig darüber an ihn richtet.[1]) Friedrich erwiedert: es sei zuerst seine Pflicht für seine Truppen und sein Volk zu sorgen.

Erfahrungsmäßig stockt nach dem Erlasse eines Ausfuhrverbotes zugleich die Einfuhr, und die Preise steigen. Diese Nachtheile, durch welche jeder mögliche Vortheil des Verbotes sofort aufgehoben wird, sind unabwendbar. Ein solcher Rückschlag war jedoch nicht die schlimmste Folge von Friedrichs Verfahren. Das Verbieten der Ausfuhr erfolgte unter ihm nicht bloß im Falle der größten Noth, in welcher es viele wohlmeinende Fürsten und Regierungen als eine Art Rettungsmittel ergriffen haben: es war bei ihm eine habituelle Krankheit. Daher hat selbst die Meinung entstehen können, daß die Ausfuhr überhaupt verboten gewesen sei. So schlimm war es nicht. Wenn der Preis des Getreides in Berlin eine gewisse Summe überstieg: so erfolgte wie ein Donnerschlag von oben herab in das friedliche Getriebe der Menschen das Verbot der Ausfuhr.[2]) Es traf ohne Unterschied die sandige Kurmark, wie das marschreiche Ostfriesland. Ob auch die Vertreter dieser Provinz dem Könige darlegten, daß das Land Ueberschuß habe an schweren Früchten, dagegen selbst auch in günstigen Jahren nicht den eigenen Bedarf an Brotkorn erzeuge und darum auf den ausgleichenden Handel nothwendig angewiesen sei: das Alles konnte nicht helfen. Nach dem Systeme des Königs wurden derartige Vorstellungen nur von Eigennutz dictirt.

1) Oeuv. XXVII. p. 41. — 2) Dohm IV. 400.

Dieser Hang des Königs zum Verbieten nach seinem Sinne und nach seiner mangelhaften Kenntnis, war das eigentlich Verderbliche. Indem die Kaufleute niemals sicher waren, daß nicht der König oder eine seiner Behörden in seinem Sinne durch eine ungeahnte Maßregel des Verbietens urplötzlich in den Handel eingriffen wie eine eiserne Faust in die Maschen eines zarten Gewebes, konnte ein Vertrauen auf die Sicherheit des Bestehenden sich nicht begründen. Weder ein Kaufmann in den Ländern des Königs durfte eine Unternehmung wagen, deren Chancen zerstört werden konnten durch unberechenbare Mächte, noch weniger durfte ein auswärtiger dem blinden Spiele eines solchen Zufalles Hab und Gut anvertrauen. Der Credit ward im Keime geknickt, und einen eigentlichen Großhandel konnte es unter Friedrich II. nicht geben. [1])

Wir reden hier nur von der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege. Wir werden später zu erörtern haben, wie die Dinge nach demselben sich gestalteten.

Friedrich hat zur Beförderung des Handels innerhalb seiner Länder Canäle gegraben: den Plauenschen Canal zwischen Elbe und Havel, den Finowschen zwischen Havel und Oder, den Brombergischen zwischen Brahe und Netze. Wir sagen zur Beförderung des Handels; denn wir glauben, daß es also seine Absicht und sein Zweck war. Ob wirklich der Erfolg dieser Absicht enspradh, ist eine andere Frage. Der König hat nicht bloß die alten Zölle beibehalten: er hat neue dazu auferlegt, so z. B. 1746 den Zoll zu Schwedt, 1747 denjenigen auf dem Finow-Canal, 1748 den zu Oderberg. [2]) Sie sollten Geld in seinen Schatz bringen und zwar möglichst viel; denn die Ameisen sammeln im Sommer, was sie im Winter verzehren. Allein in der Kurmark [3]) gab es achtund-

1) Mirab. u. Mauv. II. 397. — 2) a. a. O. III. 270. — 3) a. a. O. p. 240.

sechszig verpachtete Zölle und acht verpachtete Schleusen, dazu neunundzwanzig nicht verpachtete Zölle und sechs nicht verpachtete Schleusen. Der jährliche Ertrag von allen zusammen war doch nur reichlich 132,000 Thaler. Wie konnte es anders sein? Friedrich hat die Abgaben für den Transit so geschraubt, und wegen seines völligen Mangels an Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Menschen die Untersuchung so lästig gemacht, daß er den Zwischenhandel, der bis zu seiner Regierung beträchtlich war, völlig zerstörte. [1])

Ein ehrenwerther Anhänger Friedrichs, der den König selber persönlich kannte, zieht aus dieser Thatsache merkwürdige Ergebnisse. [2]) „Die preußischen Lande," sagt Dohm, „waren fähig der Sitz eines blühenden und die Unterthanen bereichernden Handels zu werden. Aber Friedrich wies diesen Handel geflissentlich zurück. Die hohen Abgaben, welche fremde Waaren beim Eintritte in das Land oder bei der Durchfuhr bezahlen mußten, noch mehr die mannigfachen Plackereien und der Aufenthalt, denen man bei der Untersuchung durch die Zollbedienten ausgesetzt war, hielten die Fuhrleute und Schiffer von den preußischen Grenzen zurück. Man schlug alle Wege ein, um nur den preußischen Boden nicht zu berühren. Man zog einen weiteren kostspieligeren Weg vor, wenn man nur nicht an die preußische Grenze kam."

Der Erklärungsgrund ist seltsam. Warum denn hätte ein König geflissentlich den Handel abweisen sollen? Es ist die Erklärung eines räthselhaften Verfahrens durch ein anderes Räthsel, das in sich höchst unwahrscheinlich durch nichts bewiesen wird. Dohm hat kein Wort, keine Aeußerung des Königs beigebracht, welche eine principielle Abneigung gegen den Handel anzeigte. Dagegen gibt es Aeußerungen in großer Zahl, welche beweisen, wie gern Friedrich den Handel blühend gesehen hätte, wenn nämlich sein

---

1) Mirab. u. Mauv. I. 149. — 2) Dohm IV. 422.

Finanzsystem, sein Prinzip des Sammelns für den Krieg dem Handel eine Möglichkeit des Gedeihens offen ließ.

„Das Commercium ist die eigentliche und wesentliche Quelle,“ sagt der König Friedrich II., [1]) „durch welche einem Lande und dessen Bewohnern Segen, Reichthum und Ueberfluß zugeführt wird. Dieses wollen wir immer mehr und mehr verbessern, in rechten Flor bringen und erhalten, mithin alles, was dem entgegen oder hinderlich sein kann, aus dem Wege räumen.“

Friedrich II. sprach diese Worte 1751 zu der Stadt Emden. Diese Stadt hatte den König freudig begrüßt. Sie hatte gehofft in ihm die Pläne seines Ahnherrn, des großen Kurfürsten wieder aufleben zu sehen. Um dieser Hoffnung willen war sie bereitwillig auf seinen Vorschlag eingegangen nach dem Tode des Fürsten ihm zu huldigen, und dadurch ihm die Bahn zur Besitzergreifung der ganzen Provinz zu eröffnen. Wir haben schon erwähnt, wie das gelang. Die Stadt verlangte als Gegenleistung die Gewähr der Freiheit des Handels und Schutz zur See. Also entsprach es den Traditionen vom großen Kurfürsten her.

Im Sommer 1751 besuchte Friedrich diese Stadt. Er behandelte sie damals bereits auf dem Fuße, wie alle andere Städte seiner Länder. Er hatte in Emden einen drückenden Zoll angelegt, dessen Tarif von den natürlichen Concurrenten der Stadt Emden, von Bremen und Holland nicht anders hätte dictirt werden können. Irgend welchen Schutz zur See hatte er bis dahin nicht verliehen. Aber eben diesen und mehr noch, die Theilnahme am eigentlichen Welthandel nach beiden Indien und nach China hofften die Kaufleute von seiner Anwesenheit.

Friedrich kam. Unter dem Jubel der Seeleute bestieg der König eine festlich geschmückte Jacht, welche ihn hinaus tragen

---

1) Patent des Porto Franco für Emden 1751.

sollte auf die Rhede bis an die südwärts in den breiten, tiefen Emsstrom vorspringende Landspitze der Knock.

Es ist die Stelle, welche wie keine andere auf dem deutschen Küstenlande der Nordsee von der Natur bestimmt ist der Seekriegshafen eines mächtigen Reiches zu sein. Also hatten es einst die Grafen dieses Landes gewollt und gewünscht. Aber ihre Vorschläge und Plane hatten bei dem Kaiser Rudolf II. nur den Beifall und Dank der Worte für die patriotischen Absichten gefunden. Nur einmal hatte seitdem sich die Möglichkeit einer Aussicht geboten die rechte Bestimmung der Knock zu verwirklichen. Aber der große Kurfürst bildete den Plan einer Geltung zur See erst in den letzten Jahren seines Lebens aus. Er hat die Knock nicht gesehen, und noch dazu war sie nicht in seiner Gewalt. Seine Nachfolger ließen das Lieblingswerk der letzten Jahre des großen Mannes, seine Kriegsflotte, im Hafen vermodern. Der Eine bedurfte des Geldes für Ceremoniell und Feste, der Andere für die blauen Kinder von Potsdam. Erst Friedrich II. betrat die Stätte, deren Gleichen er in seinem Lande nicht besaß. Zum ersten Male trug dieselbe einen mächtigen König, vor dessen Füßen die Wellen des hier seegleichen Stromes anrollend sich brachen. Er selbst konnte hier mit eigenen Augen schauen, mit eigenen Ohren aus dem Munde der Seeleute erfahren, daß die Tiefe des Stromes vermöge die schwersten Linienschiffe leicht und sicher bis an den Ort zu tragen, wo er stand. Ihm selbst lag die Wahrnehmung offen, daß die vorspringende Landspitze aus sich selber auch ohne Nachhülfe der Menschenhand vollen Schutz gewähre gegen den Sturm, den der Seemann dieser Küsten am meisten fürchtet, gegen den Nordwest. Wenn nicht hier der Gedanke in dem Könige aufstieg einestheils für sich zur See Geltung zu erringen, und dann vor allen Dingen dem Seehandel seiner Unterthanen einen thatkräftigeren, einen wirksameren Schutz zu verleihen, als denjenigen seiner Fürbitte und Verwendung: so war auf diesen Gedanken nimmer zu hoffen.

Es geschah nicht. Der Geist des Ahnherrn ruhte nicht auf Friedrich II. Ein Anderes ja hatte dieser sich vorgesetzt, ein Anderes jener. Friedrich Wilhelm hatte gestrebt zu wachsen im treuen Anschlusse an das Reich und den Kaiser. Er hatte gestrebt seinen Unterthanen, deren Fleiß und Tüchtigkeit er nicht geringer achtete, als denjenigen ihrer Nachbaren im Westen und Norden, eine neue Bahn des Erwerbes zu eröffnen. Er hatte gestrebt durch dies Bemühen, indem er Schutz verheißen und gewähren konnte gegen fremde Gewalt und fremden Uebermuth, den ganzen Norden von Deutschland und mittelbar den Süden, dessen Theilnahme am Welthandel der Norden vermittelt, sich zur Dankbarkeit zu verpflichten. Also der Ahnherr. Nicht also der Nachkomme. Sein erster Schritt im politischen Leben hatte über seine Richtung unwiderruflich entschieden. Er kannte nur noch ein einziges Ziel. Nennen wir es, um nicht mehr zu sagen, als nöthig ist, die Behauptung Schlesiens, und stäte Kriegsbereitschaft zu diesem Zwecke. Friedrich II. wollte in Wahrheit Handel und Schifffahrt. Das hatte indessen eine Grenze und zwar eine sehr kennbare. Er wollte Handel und Schifffahrt, weil und so lange sie Geld lieferten in seinen Kriegesschatz. Jede Forderung einer Auslage seinerseits wies er zurück.

In diesem Sinne verfuhr er. Er gab dem Hafen von Emden das Portofrankorecht. Dieses war leicht; denn es kostete ihm nichts, als das Papier, Unterschrift und Siegel. Aber man wies ihn hin auf die Verschlammung des Hafens. Das war eine andere Sache, die er den Bürgern selbst überließ. Sie baten ihn um Errichtung von Compagnien nach Ost- und Westindien. Auch das gewährte der König für die Abgabe von drei Prozent der Bruttoeinnahme. Er gab den Kaufleuten seine Octroi und seine Flagge. Was konnte eine Octroi und eine Flagge fruchten, wenn sie nicht ruhte auf der Grundlage seiner Kanonen? Es war mit Sicherheit vorauszusagen, daß solche Compagnien beim ersten Windes-

hauche eines nahenden Kriegsgewitters auffliegen mußten. Also ist es geschehen.

Einige Jahre später sprach der König seine Ansicht über eine Kriegsflotte in folgenden Worten aus. „Es gibt Staaten, die vermöge ihrer Lage und Verfassung Seemächte sein müssen. Dergleichen sind England, Holland, Frankreich, Spanien, Dänemark. Diese sind von der See umgeben, und die entfernten Colonien, welche sie besitzen, nöthigen sie Schiffe zu haben, um die Verbindung und den Handel zwischen dem Mutterlande und jenen abgesonderten Gliedern zu unterhalten. Es gibt andere Staaten, wie Oestreich, Polen, Preußen und selbst Rußland, von denen einige eine Flotte entbehren können, und die anderen einen unverzeihlichen Staatsfehler begehen würden, wenn sie ihre Macht theilten und Truppen in See gehen ließen, welche sie höchst nöthig auf dem Lande gebrauchen."

Der König vertritt in diesen Worten die Ansicht, als ob eine Kriegsflotte Kräfte verzehre, ohne Ersatz dafür zu bringen. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Das bedeutungsvolle Wort des Kanzlers Baco: Wer das Meer beherrscht, beherrscht die Erde, ward seit Elisabeth der Grundzug der englischen Regierungen und der Nation. Nicht der Handel hat die Kriegsflotten seit Elisabeth und Wilhelm von Oranien geboren. Die Kriegsflotten von Holland und England gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts sind eher groß und mächtig gewesen, als die Handelsflotten zahlreich waren. Erst unter dem Schutze, unter dem beschirmenden Schatten der Kriegsschiffe wuchsen die holländischen und englischen Handelsflotten empor, erdrückten die deutsche Hansa, und machten fortan jede Concurrenz, die nicht ihr letztes Wort aus dem Munde der Kanonen sprach, unmöglich. Die Colonien, um derer willen nach der Meinung des Königs für andere Staaten eine Kriegsflotte nöthig erschien, waren diesen nicht zugefallen wie ein Geschenk des Himmels, sondern auch die Anlage und Erwerbung derselben war

nur möglich gewesen durch eine Kriegsflotte. Unter dem Schutze ihrer Kriegsflotten wurden die holländischen und englischen Kaufleute reich, und ihr Wohlstand ergoß sich in tausend Kanälen über das Land. Die deutschen Kaufleute wurden die Krämer der Engländer und Holländer und darum vergleichungsweise arm. Wir meinen die Kaufleute der Hansestädte. Zu diesen wiederum traten die Kaufleute in den Ländern des Königs von Preußen in dasselbe Verhältnis, in welchem jene zu den Engländern und Holländern standen.

Immerhin, sagt man, aber wenn auch die Engländer und Holländer im Einzelnen reich waren und die Preußen arm: so hatten der englische Staat und die holländische Republik ja eine schwere Schuldenlast. Friedrich dagegen hatte keine Schulden, sondern einen wohlgefüllten Schatz, bereit zu sofortiger Verwendung, wo er es für Noth hielt. Auch das ist nicht zu leugnen, und wir werden ersehen, daß und wie die Verwendung nach seinem Willen nicht ausblieb.

Zehnter Abschnitt.

Der König wohnt auf der Höhe, die bei Potsdam terrassenförmig aufsteigt, in einem einstöckigen, mäßigen Schlosse, das man Sans-Souci genannt. Es ist noch die Zeit, wo er sich einen Philosophen nennt. Später spielt der Name des Einsiedlers durch denjenigen des Philosophen herdurch, bis er in Wort und That die Oberhand gewinnt. Gelöst freilich hatte sich der König längst von den gewöhnlichen Banden des Blutes und der Verwandtschaft.

Nach dem Tode seines Vaters wies er seiner Frau Schönhausen als Wohnsitz an. Einmal in seinem Leben hat er dasselbe betreten, seine Frau hat seine Wohnung nie gesehen. Doch wechselten sie Briefe, kalt und herb von seiner Seite, mild und würdig von der ihrigen. Einer der schrecklichsten Briefe, die er ihr geschrieben, ist 1745 aus dem Lager bei Soor. Dort war der zwanzigjährige Bruder der Königin im Dienste Friedrichs gefallen. Der Brief [1]) lautet: Madame, vous saurez apparemment ce qui s'est passé avant-hier. Je plains les morts et les regrette. Mes frères et Ferdinand se portent bien. On dit le prince Louis blessé. Je suis avec bien de l'estime etc. „Ich bin an seine Weise gewöhnt," schreibt die Königin an ihren Bruder Ferdinand; „aber das schützt mich nicht sie zu fühlen, besonders bei einer Ge-

1) Oeuv. XXVI. 23.

legenheit, wo einer meiner Brüder das Leben in seinem Dienste geendet. Es ist zu hart ein solches Benehmen zu zeigen."

Was denn hatte die arme Frau gethan, die in jugendlicher Unbefangenheit ihrem Vater gehorchend die Worte, die der damalige Prinz auf Befehl und aus Furcht vor seinem Vater zu ihr sprach und schrieb, für Wahrheit genommen, und in dieser Täuschung, die nicht ihre Schuld war, ihm Treue geschworen hatte? Friedrich hat niemals ihr einen Vorwurf gemacht, noch vielleicht auch machen können. Er wollte es so. Doch blieben sie in schriftlichem Verkehr. Der Briefwechsel schleicht hin, frostig, eintönig, befehlend von seiner Seite. Aber man vergleiche nur den einen Brief, welchen die so oft schmerzlich beleidigte und gekränkte Frau ihm schreibt, als sie im August 1756 das Vorhaben seines neuen Kriegszuges vernimmt: man vergleiche diesen einen Brief mit der Antwort des Philosophen.[1]) Die Königin sagt:

„Sire, mit dem Wunsche, daß Sie einer beständigen Gesundheit genießen mögen, schreibe ich diese Zeilen. Denn obwohl ich erfreut bin Sie in gutem Wohlsein gesehen zu haben, ist doch mein Herz voll Mitgefühl und Sorge, wenn ich daran denke, daß vielleicht wir den Schmerz erleben Sie weit fortziehen zu sehen. Ich wage nicht daran zu denken. Möge Gott Sie erhalten, und möge er in kurzem Ruhe und Frieden wieder schenken! Möge er mit Ruhm und Glück alle Ihre lobwürdigen Unternehmungen krönen, und möge Alles sich wenden zu Ihrer Zufriedenheit! Das sind die aufrichtigen Wünsche, die von meinem Herzen ausgehen, das Ihnen treu anhängt und ergeben ist, das erfüllt ist von einer zarten und aufrichtigen Freundschaft, aber zugleich durchdrungen von Schmerz und Betrübnis, wenn ich mir vergegenwärtige, daß vielleicht wir Sie bald aufs neue den Gefahren trotzen sehen. Ich wage nicht ohne tödtlichen Schmerz daran zu denken. Verzeihen Sie, daß

---

1) a. a. O. 24.

ich Sie belästige mit meinem Schmerze und meinen Klagen; aber meine Seele ist so voll davon, mein Herz so davon durchdrungen, daß dies den Sieg davon getragen hat über das Schweigen, dem ich mich geweiht hatte. Darum wage ich es vor dem Einzigen, der die Ursache meiner Sorgen ist, mein Herz zu entladen. Sie sind zu gnädig, um nicht es mir zu verzeihen und sich hinein zu denken in meinen gerechten Schmerz. Ich empfehle mich der Ehre Ihrer Freundlichkeit und Ihres Wohlwollens, und verbleibe mit vollkommener Anhänglichkeit, völliger Ergebenheit und aller erdenklichen Zärtlichkeit u. s. w. —

Der König erwiedert ihr: „Madame, die Menge der Geschäfte hat mich bislang gehindert Ihnen zu schreiben. Deshalb richte ich, um Abschied von Ihnen zu nehmen, an Sie diesen Brief, indem ich Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit wünsche während der Unruhen, die sich zu erheben beginnen. Ich bin" u. s. w.

Man sieht, die Schuld seiner Vereinsamung lag nicht an derjenigen, welche das Recht und die Pflicht hatte im Leben ihm zunächst zu stehen. Man wolle dagegen nicht sagen, daß dieses rein persönliche Verhältnis beschränkt blieb auf die Personen, und nicht die Schicksale einer Nation betraf. Wir haben schon bemerkt und werden es ferner sehen, daß die Persönlichkeit dieses Königs die Schicksale der Millionen bedingt, nicht bloß derer, die unmittelbar ihm unterthan waren, sondern noch vieler anderen dazu.

Dasselbe Verhältnis im Wesentlichen kehrt wieder bei denen, welche durch die Bande des Blutes dem Könige nahe standen. Schon in den ersten Jahren sprießt der in seinem Hause traditionelle Argwohn gegen den Thronfolger in ihm empor.[1]) Er vergleicht 1747 seinen Bruder Wilhelm dem Könige Heinrich IV., und schließt mit den Worten Voltaires:

Le héros vertueux se cachait à lui-même
Que la mort de son roi lui donne un diadême.

---

1) Oeuv. XXVI. 94.

Wilhelm erwiedert: „Ich mache mir eine größere Ehre daraus unter Ihren Gesetzen zu leben, als es der Ruhm ist Ihr Nachfolger sein zu können.“ Das mochte ihm selbst zu stark vorkommen. „Sein Sie überzeugt, mein Bruder,“ fuhr er fort, „daß dies ein aufrichtiges Geständnis ist.“ Ob der König, der eben vorher solche Worte Voltaires seinem Bruder hatte schreiben mögen, diese Versicherung glaubte? Die Brüder blieben einander möglichst fern, und vermieden jede Gelegenheit einander nahe zu kommen. So dauerte die Spannung hin, bis sie in Folge eines wahren oder vermeinten Fehlers des Prinzen im Beginne des siebenjährigen Krieges zum Ausbruche kam.

Indessen war es nicht bloß der Argwohn des Königs gegen den Thronfolger, welcher so ihn handeln ließ. Dasselbe Verhältnis im Wesentlichen findet statt gegen den jüngeren Bruder Heinrich. Friedrich schreibt demselben 1746:[1]) „Mein lieber Bruder, Wir haben einander keine Vorwürfe zu machen. Wir beweisen dieselbe Kälte gegen einander, und weil Sie es also wollen: so bin ich es zufrieden.“ Sie leben dann sechs Monate in einem und demselben Hause, ohne einander zu sehen und zu sprechen. Während dieser Zeit bittet Heinrich schriftlich um die Erlaubnis zu einer militärischen Reise. Der König schlägt sie ab.

Das Verhältnis zu den anderen Geschwistern ist im Wesentlichen dasselbe. Man hat dasjenige zu der Markgräfin von Baireuth als ein anderes bezeichnen wollen. Allein die Feder der Markgräfin hat in ihren Denkwürdigkeiten sich anders ausgesprochen. Man hat gesagt, daß diese Denkwürdigkeiten wahrscheinlich zur Zeit der Spannung zwischen beiden Geschwistern niedergeschrieben seien. Immerhin mag das sein. Aber warum denn hat die Markgräfin, die noch lange Jahre nach dieser Spannung lebte, das einmal entworfene Bild des Bruders weder gelöscht, noch

1) a. a. O. p. 153.

auch nur gemildert? Oder hätte sie vielleicht das Letztere doch gethan? Wir wissen es nicht. Für uns enthalten jene Denkwürdigkeiten nicht die reine Wahrheit, sondern die Wahrheit, wie dieselbe in der Seele der Markgräfin sich spiegelt. Und darum überlassen wir ihr Urtheil über ihren Bruder ihr selbst, und begnügen uns mit dem, was thatsächlich gewis und unzweifelhaft ist.

Der König lebt zu Sanssouci. Niemand steht dort ihm nahe, als seine selbstgewählte Gesellschaft, die von ihm abhängig keinen anderen Willen haben kann, als den seinigen. Es sind vor allen Dingen Franzosen, die er Philosophen nennt. Ein hauptsächlicher unter ihnen in der ersten Zeit ist la Mettrie, der Anspruch zu haben schien auf die Schule der Cyniker und Hedoniker zugleich. „Er ist an einem Scherze gestorben," sagt Friedrich, [1]) „weil er eine ganze Fasanenpastete aß." „La Mettrie wird bedauert," meint er dann, „von allen denen, welche ihn gekannt haben. Er war fröhlich, ein guter Teufel, guter Arzt und schlechter Schriftsteller." In Wahrheit scheint Friedrich der Einzige gewesen zu sein, der ihn bedauert hat. Er verfaßte eine Lobrede auf diesen Mann, und ließ sie in der Akademie vorlesen.

Ein anderer hauptsächlicher dieser Philosophen war Voltaire. Es war dem Könige gelungen diesen Mann, dem so lange schon er den Weihrauch des sogar von seinem Standpunkte aus überschwenglichen Lobes gestreut, endlich zu sich zu ziehen, ihn täglich bei sich unter seinem Dache zu haben. Die beiden Philosophen vertrugen sich sehr schlecht. Wozu dient es Dinge zu erörtern, die schon so oft beschrieben sind? Diese gingen sehr weit. Der König benennt Voltaire ins Gesicht mit Namen, wie sie im Verkehr der Menschen nur eben denkbar sind. Er erklärt ihn reif für Ketten und Karre, in Briefen an seine Schwester auch für Galgen und Rad. [2]) Der eine Philosoph blieb indessen dem anderen nichts

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 203. — 2) a. a. O. p. 226. April 1753.

schuldig. Sobald Voltaire sich wieder vor dem Arme des Königs in Sicherheit wußte, schildert er diesen reif für Sodom und Gomorrha.[1]) Einige Jahre später, als die gegenseitigen Beleidigungen zurücktraten, fingen beide wieder an sich gegenseitig zu bewundern und zu beräuchern, und Voltaire erklärte das Vorgefallene für une querelle d'amans.

Der einstige Kreis, der den damaligen Kronprinzen in Rheinsberg umgeben, hatte längst sich aufgelöst. Einige waren gestorben, wie Jordan. Andere hatten sich zurückgezogen, um sicher vor der wechselnden Stimmung des Königs in seiner Gegenwart allenfalls aus der Ferne in brieflichem Verkehr mit ihm zu bleiben. Noch machte das Theater einen Gegenstand seiner Erholung aus. Es war, wie sich von selbst versteht, nur mit Franzosen besetzt. Aber sie fanden am wenigsten bei diesem kargen Könige ihre Rechnung. Sie machten ihm viele Noth, zumal da er auch hier wieder alles selbst thun, sein eigener Intendant sein wollte.[2]) „Das Histrionenvolk ist wie das Meer," ruft er verdrießlich aus. „Es nimmt so viele Flüsse auf und wird doch niemals voller, noch gesättigt." Damals entstand wahrscheinlich unter dieser Art von Leuten, das Sprichwort des travailler pour le roi de Prusse. Ihrer Darstellung erwies der König dagegen die Ehre voller Anerkennung. Man sah ihn oft im Schauspiele bitterlich weinen.

Denn er war nicht ohne Gefühl, nur daß dasselbe eine seltsame Richtung genommen hatte. Er liebte seine Hunde und der Tod derselben betrübte ihn tief. „Ich habe einen häuslichen Kummer," meldet er im Dezbr. 1751 seiner Schwester von Baireuth,[3]) „der meine Philosophie gänzlich zerstört hat. Ich vertraue Ihnen alle meine Schwächen an: ich habe Biche verloren, und ihr Tod

1) Vie privée. Dohm V. 227 möchte dieselbe gern unächt machen; doch hat Preuß. I. 255 mit seinen Gegenbemerkungen die Wahrscheinlichkeit für sich. — 2) Oeuv. XXVII. 3. p. 143. — 3) Oeuv. XXVII. 1. p. 204.

hat in mir den Verlust aller meiner Freunde erneuert, besonders desjenigen, der sie mir geschenkt hatte. Ich schäme mich, daß ein Hund meine Seele so in Aufregung bringt; aber die Sitz-Lebensart, welche ich führe, und die Treue dieses Thieres hatten mich so an dasselbe gefesselt, seine Leiden mich so gerührt, daß, ich gestehe es, ich darüber traurig und betrübt bin. Muß man hart, muß man gefühllos sein? Ich glaube, daß ein Mensch, der gleichgültig ist gegen ein treues Thier, auch nicht gegen seines Gleichen erkenntlich sein werde, und daß, wo man die Wahl hat, es besser ist gefühlvoll als hart zu sein. Sie sehen, liebe Schwester, wie ich der Sophist meiner Leidenschaft bin, und wie ich mir selbst meine Schwächen verhehle. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um unsere Vernunft in Unordnung zu bringen, und das Gefühl in uns ist immer stärker, als der beste Syllogismus. Kurz man kann sich nicht in eine andere Form gießen, und selbst, wenn man dahin gelangte eine Leidenschaft zu löschen: so würde sofort eine andere die Stelle einnehmen. Ich lese jetzt die Gedanken des Kaisers Marcus Antonius."

Zur selben Zeit entwickelt dieser König persönlich eine rastlose, eine ungeheuere Thätigkeit. So seltsam sein Wort ist, die Seele seines Staates, eine Art Vizegott auf Erden sein zu wollen: es ist unverkennbar sein Bestreben es zur Wahrheit zu machen. Sein Tag ist eingetheilt vom Morgen bis zum Abend. Er ist Herr seiner Stunden, und seine Umgebung weiß mit voller Bestimmtheit im Voraus, was der König thun wird in dieser oder jener Minute des Tages. Es ist ein Beispiel, wie es wenige Könige gegeben haben, wie es selbst wenigen anderen Menschen, die kein Maß ihrer Arbeit in sich tragen als ihren eigenen Willen, erreichbar sein kann.

Anders vielleicht wird man urtheilen über die Tendenz dieser Autokratie. Es waren nicht bloß die großen Angelegenheiten des Staates, die der Arbeit des Königs unterlagen, nicht bloß seine

Beziehungen nach außen, die er selbständig und allein leitete. Er selbst war nicht bloß sein ganzes Ministerium für alle Geschäftszweige des Staates nach innen. Er selbst zog die für das Ganze geringfügigsten Einzelheiten an sich, oder duldete, daß er damit behelligt wurde. Vorzüglich geschah dies von Offizieren, für die er ja als den wesentlichen Pfeiler seines Militärstaates eine ganz besondere Sorgfalt auf sich genommen. Sie theilten ihm die Leiden ihres Ehekreuzes mit, ihre Zänkereien mit Juden um Juwelen, ihre Schulden, erzählten ihm die Thorheiten ihrer ungerathenen Söhne, und erwarteten von dem Könige Rath und Hülfe für solche häuslichen Angelegenheiten. [1]) Der geringste Unterthan durfte sich mit seiner Beschwerde an den König wenden, und einer Antwort von demselben sich getrösten. Das war in der That oft mehr Schein als Wirklichkeit; denn in der Regel begnügte sich der König die Bitten und Beschwerden an die ordnungsmäßige Behörde zu geben. Allein es ward doch in dem Volke die Meinung genährt, daß das Ohr des Königs jeder Klage offen stehe. Wo indessen solche Klagen gegen Lieblings-Grundsätze des Königs verstießen: da war auf einen günstigen Bescheid nimmer zu hoffen. Die Rücksicht auf die Verdienste des Ministers Cocceji hatte für ihn es ermöglicht, daß er sich Bier von Zerbst kommen lassen durfte: ein Anderer durfte nicht gleiche Gunst erwarten.

Des Königs Eifer ermüdete nicht im Streben nach dem, was er für vortheilhaft hielt. Er wollte Beschleunigung der Prozesse, schnelles Recht. Er trieb unaufhörlich, bis er dieses nach seiner Meinung erreichte. Die Eile selbst, das Drängen und Treiben darauf mochte der Gründlichkeit der Sache nicht vortheilhaft sein: immerhin war der gute Wille anzuerkennen. Wenn nämlich der gute Wille nur das Wohl der Unterthanen im Auge hatte, und nicht auch einen Nebenzweck.

---

1) Preuß: Urkundenbuch I. 89. 93. 97. 217. 222.

Denn auch in dieser Beziehung ist wie überall Friedrichs Regierung von einem wesentlichen Streben durchdrungen, demjenigen der Lösung von den Banden des Reiches. Noch war der Kaiser kraft der Verfassung des Reiches die Quelle aller Gerichtsbarkeit. Friedrich Wilhelm I. hatte es mit tiefem Verdrusse empfunden, wenn er, der souveräne König in Preußen, vor den Reichsgerichten auf die Klagen seiner deutschen Unterthanen Rede und Antwort stehen sollte. Er erlebte weiter den Verdruß, daß er dort Unrecht haben sollte, ja daß man gar Execution gegen ihn erkannte. Unter Friedrich II. käm das nicht vor. Seine Länder hatten zum Theile das, was man das Privilegium de non apellando nannte, das heißt das Recht gegen den Kurfürsten und Markgrafen, bei den Reichsgerichten nicht klagen zu dürfen. Friedrich II. dehnte dies Privilegium in der Form eines Verbotes auf alle seine deutschen Länder aus. Er untersagte seinen Unterthanen, sich an die Reichsgerichte zu wenden. Sie sollten Recht nehmen und geben nur vor seinen Behörden. Wir sehen, wie einer der wichtigsten Grundpfeiler des alten deutschen Reiches umgestürzt wurde ohne Lärm und Krachen. Friedrichs Unterthanen gehorchten. Wie auch konnten sie anders? Einestheils war es der eigene Knechtssinn, die Furcht vor dem Könige, welche sie lähmte, andererseits lebten die einstigen mächtigen Corporationen der Stände nur noch als Schattenbilder fort. Unter der langen Regierung Friedrichs gewöhnten sich die Menschen daran und dachten zuletzt: es sei nie anders gewesen.

Dazu kam noch ein Anderes. Allsonntäglich erneuerte sich die Erinnerung an das Band des Reiches und das Oberhaupt desselben in dem deutschen Volke durch das Gebet, welches der Geistliche nach dem Worte der Bibel für die höchste Obrigkeit sprach. Dies sollte geändert werden, der Name des Kaisers aus der Erinnerung der Menschen verschwinden, aber vorsichtig, damit nicht man dagegen

sich sträube.[1]) Am 24. Mai 1750 erließ der König die betreffende Cabinetsordre an den Minister von Dankelman. In der That geschah es behutsam. Zuerst unterließen die Geistlichen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten ostwärts von der Weser das sonntägliche Kirchengebet für den Kaiser. Als erst diese Bauern und Bürger sich daran gewöhnt hatten, ging man leise weiter zu den größeren Städten, zu den Ländern westwärts von der Weser. Ein eigentlicher Befehl von oben erfolgte nicht. Es sollte still und unbemerkt geschehen, und wiederum wollte man auf der anderen Seite sich gegen etwaigen Einspruch den Ausweg des Nichtwissens offen halten. Also gewöhnte man diesen Theil der Nation an die Idee, daß es keinen Kaiser mehr habe, und das nachwachsende Geschlecht sah nur noch in dem Könige seinen höchsten Herrn auf Erden. Es war ein politischer Meisterstreich in seiner Art, der keinen Mann und keinen Thaler kostete, und doch von unberechenbarer Wirkung war. Die Unterthanen des Königs von Preußen hatten fortan mit Kaiser und Reich nichts mehr zu schaffen. Friedrich wollte etwas Anderes aus ihnen machen: eine nation Prussienne sollten sie werden.

Wie war ihm in diesem Bestreben schon so viel gelungen! Wir haben gesehen, wie vor ihm an einen Gegensatz zwischen seinen Unterthanen und denjenigen des Kaiserhauses nicht zu denken war, wie seine Unterthanen sich sträubten gegen den Krieg, den der König für sein Interesse unternahm. Er hatte die sich Sträubenden hinein gerissen, nicht ein, sondern zweimal. Der zweite Krieg war als Eroberungskrieg mislungen: er nahm dafür den Namen eines gelungenen Vertheidigungskrieges an. Es war viel Blut geflossen, viel Ruhm erworben. Blut ist ein ganz besonderer Saft zum Kitten und zum Trennen. Das Blut verband die Brandenburger, die Pommern, die Preußen gegen die Unterthanen des

1) Preuß. I. 487.

Kaiserhauses: es schied sie von denselben. Von Natur hatten sie keine Ursache sich zu hassen; sie haßten einander wegen dessen, was sie gethan. Dazu kam das hohle Trugbild des Ruhmes, welches der König vorspiegelte, nebst den Vortheilen, welche den Ruhm begleiteten. Friedrich hatte dem Adel Lust und Neigung zum Kriege eingehaucht. Wie war eine so große Wandlung unter diesen Menschen vorgegangen! Hundert Jahre zuvor waren sie nicht im Stande gewesen, sich zu wehren gegen irgend einen Feind, woher derselbe auch kam, mochten es die Räuberbanden des Mansfeld sein, oder Gustav Adolfs besser disziplinirtes Heer. Langsam hatte sich das umgestaltet, bis Friedrich II. das entscheidende Wort sprach: Der Mann von Geburt, der nicht die Waffen trägt, n'est qu'un misérable. [1]) Also ließ er den Thronerben unterrichten, daß er dies Wort täglich höre und selber sage. Die Richtung dieser Waffen konnte nach der Geschichte, die Friedrich II. gemacht, nicht zweifelhaft sein. Sie war nicht nach Osten gemeint, und nicht nach Westen, sondern nach Süden. Friedrich durfte darauf rechnen, daß ein dritter Eroberungskrieg nicht abermals so viele mürrische Gesichter finden werde.

Aber Friedrich arbeitete noch in anderer Weise. Er war General, Regent mit einer ganz außerordentlichen Thätigkeit. Er verfaßte ein besonderes Werk über die Taktik, welches nur Generale einsehen durften, und zwar bei Ehrenwort unter dem Siegel des größten Geheimnisses. Friedrich untersagte ihnen, es in Gegenwart ihrer Dienstboten zu lesen. Ferner machte er Verse. Man hat ihn neuerdings darüber viel verspottet. Wir glauben, sehr mit Unrecht. Es fällt uns nicht ein, zu bestreiten, daß die Verse herzlich matt und langweilig sind; aber Friedrich behauptet oft und oft, daß er sie für sich mache, und nicht für die kritisirende Welt. Wenn man einen Tadel aussprechen will: so gebührt derselbe nicht

---

1) Instruction für Borke zur Erziehung des Prinzen von Preußen 1751.

dem Könige, sondern denen, welche aus jedem Fetzen Papiers, den er beschrieb, ewigen Nachruhm für ihn gesogen haben. Das Alles erschöpfte die Thätigkeit des Königs nicht. Er fand dabei noch Zeit und Kraft als Schriftsteller in einem Fache aufzutreten, welches die vollste Anspannung der geistigen Thätigkeit eines Menschen umfaßt, nämlich als Historiker.

Man unterschätzt sehr leicht die Wirksamkeit Friedrichs II. auf diesem Gebiete. Wir reden nicht von der inneren Bedeutsamkeit seiner Arbeiten, von dem Werthe, den sie in sich selber trugen, sondern von demjenigen, welchen sie durch seine Stellung erhielten. Die Energie, mit welcher dieser Mann volle sechsundvierzig Jahre seine persönlichen Ansichten und Meinungen in seiner Regierung ausprägte, mit welcher er der Denkungsweise seiner Unterthanen, deren Widerspruch an seiner Beharrlichkeit zerschellte, die preußische Uniform anzog, ward in hohem Grade unterstützt durch seine Leistungen als historischer Schriftsteller.

Man erwäge die Thatsachen. In Folge der Verachtung des Königs Friedrich Wilhelm I. gegen alle Wissenschaft war die Rohheit so groß geworden, daß der Großkanzler 1748 dem Könige meldete, es sei ihm sehr schwer einen Mann aufzufinden, der sich zum Präsidenten einer Regierung (d. h. eines Obergerichts) eigne.[1] „Die von Adel haben sich seit 30 Jahren nicht mehr auf Studien gelegt, sondern sich dem Kriegsdienste gewidmet. Die Bürgerlichen haben sich durch Zahlungen an die Rekrutenkasse in ihre Stellen eingekauft, und sich folglich nicht auf solide Wissenschaften gelegt."

Der neue König nun war wissenschaftlichen Dingen eifrig zugethan. Unter Friedrich Wilhelm war für den praktischen Offizier, dessen Compagnie, dessen Bataillon regelrecht schwenkte und beim Feuern nicht plackerte, die Verachtung alles gelehrten Treibens ein neues Mittel zur Empfehlung. Unter Friedrich II. konnte die

---

1) Preuß. I. 321.

Kenntnis der Literatur von Nutzen sein. Es war freilich nicht die Kenntnis der deutschen, mühevoll pedantischen Forschungen mit formlos wulstigem Stile, sondern der französischen glatten Schreibart, die leichtfüßig über alle tiefere Untersuchung des Dunkeln und Verworrenen hinwegspringend, sich die Dinge zurecht legte, bis sie dem philosophischen Witze Voltaires und der Anderen entsprachen. Der König selbst ging darin voran. Mithin war es das leichteste Mittel, die geschichtliche Wissenschaft zu studieren nach dem Maße, welches der König eigenhändig zuschnitt. Er that es in den beiden Angelegenheiten, welche nach denen der Person und der Familie am mächtigsten das menschliche Herz ergreifen und erregen: in denen der Religion und des Vaterlandes. Wir haben seine Ansicht zunächst von der ersten in kurzen Zügen zusammen zu fassen.

„Die Gründung der christlichen Religion," sagt der König, [1]) „hat wie diejenige aller Herrschaften, einen schwachen Anfang gehabt. Ein Jude aus der Hefe des Volkes, von zweifelhaftem Ursprunge, der unter die Abgeschmacktheiten alter hebräischen Prophetien die Vorschriften einer guten Moral mischte, dem man Wunder beilegte, und welcher schließlich zu einem schimpflichen Tode verurtheilt wurde, ist der Held dieser Sekte. Zwölf Fanatiker verbreiteten sie vom Oriente bis nach Italien, und wenn man einige Wunder ausnimmt, die geeignet sind, eine glühende Einbildungskraft aufzuregen, so lehrten sie nur den Deismus. Diese Religion begann sich zu verbreiten in der Zeit, wo das römische Reich unter der Tyrannei einiger Ungeheuer seufzte, die nach einander es beherrschten. Während dieser Blutherrschaft fanden die Bürger in steter Vorbereitung auf alles Unglück, welches die Menschheit treffen kann, nur im Stoizismus Trost und Stütze gegen solche Leiden. Die Moral des Christenthumes ähnelte dieser Lehre, und dies ist

---

1) Oeuv. VII. 133. Avantpropos de l'abrégé de l'histoire eccl. de Fleury.

die einzige Ursache des raschen Fortschrittes derselben. Seit der Zeit des Claudius bildeten die Christen zahlreiche Versammlungen, wo sie ihre Agapen, das ist ihre gemeinschaftlichen Liebesmahle einnahmen. Die Beherrscher wurden argwöhnisch. Aus Furcht vor Complotten verboten sie die Versammlungen. Der Eifer der Frommen trotzte den Verboten des Senates. Einige Fanatiker störten die Opfer des Volkes, und trieben ihre fromme Unverschämtheit so weit die Götzenbilder umzustürzen. Andere zerrissen die Edikte der Kaiser. Unter den Legionen gab es Christen, welche wagten den Befehlen ihrer Oberen nicht zu gehorchen. Daher entsprangen die Verfolgungen, deren die Kirche sich rühmt. Daher das gerechte Todesurtheil über einige Christen, welche man bestrafte als Ungehorsame gegen die Gesetze des Staates und als Störer des öffentlichen Cultus. Die Christen vergötterten die Eiferer. Die heidnischen Henker bevölkerten das Paradies. Nach solchen Executionen sammelten die Priester die Gebeine der Hingerichteten und gaben ihnen ein ehrenhaftes Begräbnis. Es war ferner die Folge, daß an diesen Gräbern Wunder geschahen. Das Volk stumpf in seinem Aberglauben ehrte die Asche der Märtyrer. Bald stellte man ihre Bilder in die Kirchen. Heilige Betrüger, die einander überboten, führten unmerklich den Gebrauch der Anrufung der Heiligen ein. Da indessen dieser Gebrauch dem Christenthume entgegen war, besonders dem Gesetze des Moses, glaubten sie den Schein zu retten, indem sie Anbeten und Anrufen unterschieden. Das Volk unterscheidet nicht, und betet dummehrlich die Heiligen an."

„Damals hatte die Kirche noch keine Macht. Der Eifer der Priester beschränkte sich auf leeren Zank. Sie hatten noch keine Mittel in Händen, um die Gegner zu verfolgen und sie zu der eigenen Ansicht zu zwingen. Mit dem Beginne des vierten Jahrhunderts, als Constantin sich aus Gründen der Politik zum Beschützer der Kirche erklärte, wandelte sich alles. Von einem Concile

zum anderen sah man neue Dogmen aufsprießen. Man machte Jesus Christus zum Gotte. Für den heiligen Geist war man in Verlegenheit, bis ein Priester schlauer und schlechter als die Bischöfe des Concils das Mittel fand dem Beginne des Evangeliums Johannis den Vers [1]) hinzuzufügen: Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. So grob in unseren Zeiten ein solcher Betrug sein würde, damals war er es nicht. Die Bischöfe erkannten durch das Gelingen der Gründung neuer Dogmen ihre Macht und das Vertrauen zu ihnen. Sie verfuhren mit einem gewissen Geschicke. Sie wagten ein geringes Subject daran, das eine neue Lehre verkündigen mußte. Die Kirche berief dann ein Concil, und das Concil machte die neue Lehre zum Dogma. So zog man aus dem Buche der Maccabäer die Lehre vom Fegefeuer. Diese Erfindung war für die Kirche so vieler Schätze werth, wie die Entdeckung Amerikas für Spanien."

„Inzwischen erlitt die Kirche eine Reihe von Veränderungen. Die repulikanische Verfassung wandelte sich in eine monarchische. In dem Ringen des Ehrgeizes tragen die ärgsten Betrüger zuletzt den Sieg davon. Diese Betrüger waren die Päpste. Sie benutzten die Schlaffheit der Kaiser von Ostrom, um die Autorität der Kaiserkrone auf die Tiare zu übertragen. Also begann es Gregor III. Stephan setzte es mit Glück im Westen fort, und krönte den Usurpator Pippin. Die Finsternis der Unwissenheit ward dichter von Jahrhundert zu Jahrhundert: wessen bedurfte man mehr, um den Betrug auszubreiten und festzusetzen?"

„Hildebrand legte die wahren Grundlagen der päpstlichen Macht.

---

1) Der Herausgeber der Oeuvres macht dazu die Bemerkung: „Das ist ein Irrthum. Der König will sagen, daß die Stelle über die Trinität 1. Joh. 5, 7 interpolirt ist." Wozu diese Berichtigung? Der König hat offenbar sagen wollen, was er sagt. Der einzelne Irrthum ist allerdings augenfällig, aber er ist nicht schlimmer, als der ganze Aufsatz.

Von seinem Pontifikate datirte der Despotismus der Kirche. Seine Nachfolger verliehen den Geistlichen die Privilegien, deren die alten Tribunen von Rom sich erfreut hatten: ihre Personen wurden unverletzlich, damit sie völlig der Macht ihrer rechtmäßigen Fürsten entzogen würden. Durch dieses Mittel sicherte sich der Bischof von Rom eine Miliz, die bereit war, in allen Reichen der Erde nach seinen Befehlen zu kämpfen."

In diesem Sinne erörtert der König weiter die kirchliche Macht des Mittelalters. Er spricht von den Kreuzzügen, von dem Uebel, das sie über die Menschen brachten. Eine Lichtseite irgend welcher Art der Kirche des Mittelalters ist seinen Augen nicht erreichbar. Er kommt endlich auf den Verkauf des Ablasses.

„Der menschliche Geist," sagt er weiter, „ist nur eines gewissen Grades von Geduld fähig. Der Ehrgeiz dagegen kennt keine Grenzen. Die Päpste, die seit so vielen Jahrhunderten die Menschen betrogen hatten, konnten nicht vorhersehen, daß sie dabei die geringste Gefahr liefen."

„Ein Mönch in Sachsen, muthig bis zur Verwegenheit, mit starker Einbildung begabt, fähig zum Ausbeuten der Gährung, in welcher die Gemüther sich befanden, wurde das Haupt der Partei, die sich gegen Rom erklärte. Dieser Bellerophon zertrat die Chimäre, und der Zauber ward zerstört. Wenn man bei den groben Gemeinheiten des Stiles stehen bleibt: so erscheint Luther nur als ein wild aufgeregter Mönch, als der barbarische Schriftsteller eines ungebildeten Volkes. Wenn man ihm mit Recht Invectiven vorwirft und selbst zahllose Injurien: so muß man erwägen, daß diejenigen, für welche er schrieb, durch Zornesausbrüche in Bewegung kamen und Gründe nicht begriffen. Betrachten wir indessen das Werk der Reformation in der Hauptsache: so muß man anerkennen, daß der menschliche Geist ihm einen Theil seiner Fortschritte verdankt. Wenn Luther nichts Anderes gethan als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei zu befreien, in welcher Rom

sie hielt: so hätte er verdient, daß man ihm Altäre errichtete als dem Befreier der Völker. In Folge der Reformation wurden die Theologen gezwungen, sich zu unterrichten."

„Das war das Gute, welches die Reformation bewirkte. Wenn wir es mit den Uebeln vergleichen, welche sie verursachte: so muß man eingestehen, daß die Wohlthaten, die uns davon zu Gute gekommen, theuer erkauft sind. Nichts ist so erbittert und so unerbittlich, wie theologischer Haß. Indem dieser Haß sich in die Politik der Souveräne mischte, verursachte er die Kriege, welche so viele Reiche verwüsteten, welche Deutschland, Frankreich, die Niederlande mit Strömen von Blut überschwemmten. Nur nach unendlichen Schrecken der Bosheit der Menschen, unter den rauchenden Trümmern ihres Vaterlandes erlangten Deutschland und Holland das unschätzbare Gut der Freiheit des Gedankens."

„Wer sieht nicht aus dieser Geschichte der Kirche, daß sie das Werk der Menschen ist? Welche erbärmliche Rolle lassen sie ihren Gott spielen! Er schickt seinen einzigen Sohn in die Welt. Dieser Sohn ist Gott. Er opfert sich selbst, um sich mit seiner Kreatur zu versöhnen. Er macht sich zum Menschen, um das verdorbene menschliche Geschlecht zu erlösen. Was geht hervor aus einem so großen Opfer? Die Welt bleibt eben so verdorben, wie sie gewesen ist. Dieser Gott, welcher spricht: es werde Licht: sollte er sich unzulänglicher Mittel bedienen, um zu ehrwürdigen Zwecken zu gelangen? Ein einfacher Akt seines Willens genügt, um das moralische und physische Uebel aus der Welt zu bannen, um den Nationen einen Glauben einzuflößen, der ihm gefällt, und um sie durch die Wege seiner Allmacht glücklich zu machen. Nur enge und bornirte Geister mögen Gott ein Verfahren beilegen, welches seiner Vorsehung so unwürdig ist, indem sie nämlich ihn auf dem Wege der größten Wunder ein Werk unternehmen lassen, das ihm nicht gelingt."

Also die Worte des Königs. Es wird nicht schwer sein in den geschichtlichen Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts in höherem

oder geringerem Grade die Spuren und Nachwirkungen der trostlosen und armseligen Halbwisserei der Geschichtsauffassung zu erkennen, welche in diesem Könige gipfelte, welche durch die Macht und das Gewicht seines Beispieles Gemeingut derer werden mußte, die mittelbar oder unmittelbar von ihm abhängig waren. Friedrich drückte dies Gepräge seiner persönlichen Anschauungen auf sein Jahrhundert, und die Nachkommen haben dasselbe noch nicht verwinden können: sie kranken daran bis auf den heutigen Tag.

Es ist indessen nur die eine Seite seiner Anschauungen, die nicht so unmittelbar in sein praktisches Leben überfloß. Wichtiger ist die andere Seite, die Geschichtsbetrachtung des deutschen Vaterlandes. In dieser steht Friedrich für seine Absichten und Ziele eben so neu schaffend da, wie für sein politisches Wirken.

Eilfter Abschnitt.

Unmittelbar nach den beiden ersten schlesischen Kriegen unternahm es der König, die Geschichte derselben für die Nachwelt zu beschreiben. Er hat sich dabei, wie es scheint, die Commentarien des Julius Cäsar zum Vorbilde genommen, und redet wie dieser von sich in der dritten Person. Er nennt sich darin kurzweg den König. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß Jemand, der von sich selber schreibt, vertheidigend auftritt, und es dürfte dem Könige daraus kein Vorwurf zu machen sein. Denn selbst auch der Tadel, den er dann und wann auf sich selber bringt, verbirgt im Grunde nur die Forderung der Anerkennung von Anderen. Er erzählt hier und da von sich strategische Fehler und weist nach, warum es Fehler seien. Er erzählt nicht seine Flucht aus der Schlacht bei Molwitz. Dagegen berichtet er von sich Wagnisse, aus denen fast der Vorwurf einer gewissen persönlichen Tollkühnheit zu entspringen scheint. Indessen dürften in den meisten Denkwürdigkeiten solcher Art sich dazu Seitenstücke finden lassen. Nach Vollendung dieses Werkes lenkte der König seinen Blick auf die frühere Vergangenheit.

Er fragt,[1]) wie es doch komme, daß man die Geschichte aller polizirten Länder Europas geschrieben, daß nur die Preußen

1) Discours préliminaire. p. LI. in den Oeuv. Tom. I.

kein Buch solcher Art haben. Er kennt Hartknoch und Pufendorf; aber er betrachtet sie nur als Sammler von Thatsachen. Auch Lockel rechnet er nicht, weil man dort nach hundert Seiten der Langeweile kaum einmal ein interessantes Ereignis finde. Es sind Handlanger, sagt er, die Material zusammen häufen, bis der Architect kommt und dasselbe fügend gestaltet. Schon unter Friedrich I. hat man das Bedürfnis eines solchen gefühlt, aber nicht vermocht es zu befriedigen. Da der König diese Bahn leer findet: so will er selbst sie betreten. „Ich schöpfe aus den besten Quellen," sagt er: „zuerst aus Cäsar und Tacitus, dann aus der Chronik von Lockel, aus Pufendorf und Hartknoch, insbesondere aber beruhen meine Denkwürdigkeiten auf den Nachrichten und Zeugnissen im königlichen Archiv. Ungewisse Dinge habe ich als ungewis berichtet, wo Lücken waren, habe ich Lücken gelassen. Mein Grundsatz war alles unparteilich und mit philosophischem Auge zu betrachten."

Man sieht, obwohl diese Geschichte nur den Namen der Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg trägt, tritt sie doch nicht ohne Ansprüche auf. Uns Späteren springt eine große Gefahr für die Absicht der Unparteilichkeit des Königs leicht in die Augen. Es scheint uns, daß doch zuweilen einmal in dem Könige sich die Frage erheben mußte, ob er, der so entschieden mit der Tradition seiner Vorfahren gebrochen, wegen dieses Verhältnisses nicht leicht in Versuchung kommen konnte seine Anschauungen zurück zu tragen auf seine Vorgänger, ihnen Ansichten beizumessen, welche allerdings er in ihrer Lage gehabt haben würde, sie dagegen, die in einer anderen Zeit wurzelten, mit anderen Gesinnungen erwachsen, ohne alle Voltairianische Philosophie nicht haben konnten. Wenn der König dies Bedenken hatte: so hat er es wenigstens nicht ausgesprochen. „Ich habe mich erhoben über alle Vorurtheile," ruft er in der Widmung dem Prinzen von Preußen zu.[1]) Das Wort ist

1) Oeuv. I. XLIV.

kühn für einen Menschen. Doch vertheidigt er sich in einer anderen Beziehung, die uns merkwürdig erscheint, nämlich warum er die Geschichte seiner Vorfahren französisch schreibe. Er meint, das sei nicht sonderbarer, als wenn ein Römer zu Ciceros Zeiten griechisch geschrieben hätte. Es mag sein; aber diese Römer schrieben die Geschichte ihres Staates nicht griechisch, sondern römisch, nicht bloß in Worten, sondern auch in Geist und Sinn. Und in dieser Beziehung mochte auch das äußere Gewand der Geschichte Friedrichs zu dem Inhalte passen.

Die früheren Häupter des Hauses Brandenburg sind leicht skizzirt. Erst von der Reformation an geht der König etwas näher ein. „Wenn man diese Bewegung," meint er, [1]) „auf ihre einfachen Prinzipien zurück führen will: so war sie in Deutschland das Werk des Interesses, in England der Liebe, in Frankreich der Neuheit oder vielmehr eines Liedes. Denn Calvin hat ein Lied oder ein Vaudeville verfaßt, dessen Refrain war: O moines, o moines, il vous faut marier." „Man muß nicht annehmen," fährt er in derselben Auffassung der Dinge fort, „daß Huß, Luther, Calvin überlegene Geister waren. Es geht mit Sektenhäuptern wie mit Gesandten. Oft gelangen mittelmäßige Köpfe zum Ziele, wenn nur die Umstände günstig sind. Die Zeit der Unwissenheit war geeignet für die Herrschaft der Fanatiker und Reformatoren. In unserer Zeit haben metaphysische Spitzfindigkeiten ihren Reiz verloren, und seitdem in den protestantischen Ländern die Geistlichen nichts mehr verlieren können, haben auch neue Sektenhäupter nichts mehr zu gewinnen. Kurfürst Joachim II. erlangte durch die Communion unter beiderlei Gestalt die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus."

Einen seltsamen Streit der Meinungen finden wir in dem Könige bei der Besprechung des dreißigjährigen Krieges. Es sagte

---

1) Oeuv. I. p. 18.

dem Philosophen Voltaire und seinen Zeitgenossen ganz besonders zu, alle Kriege in und nach der Reformationszeit, bei welchen nur jemals die Religion den Mächtigen als Vorwand zur Bethörung des armen Volkes gedient hatte, laut und oft als Religionskriege zu proklamiren. Das hatte seinen guten Grund. Denn je schwärzer und dunkler die positiven Religionen dargestellt wurden: desto lichter und strahlender hob sich die Art von Philosophie empor, welche jene alle auf gleiche Weise verachtete und verspottete. Friedrich II. war darum ganz unbedenklich der Ansicht, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg gewesen sei. Nur einen Mann nahm er davon aus, und zwar denjenigen, der am lautesten, eifrigsten, nachdrücklichsten den Religionskrieg proclamirt hatte: den König Gustav Adolf von Schweden.[1]) Die Gründe und Vorwände Gustav Adolfs zum Kriege bezeichnete Friedrich II. als frivol. Er stellte sie auf gleiche Linie mit denjenigen Karls II. von England im Jahr 1672 gegen Holland. Der König Karl erklärte den Holländern den Krieg, weil ein Beamter des Staates, der Pensionaris de Witt, in seinem Hause ein Gemälde besitze, das für den König von England zur Unehre gereiche. Ist es Recht, ruft Friedrich aus, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?

Wir dürfen annehmen, daß Friedrich II., als er diese Worte niederschrieb, augenblicklich an seinen ersten schlesischen Krieg nicht gedacht habe. Auch war dabei der Unterschied, daß die ersten Angriffe Gustav Adolfs in Wahrheit dem Kurfürsten von Brandenburg gegolten hatten. Gustav Adolf entriß demselben zunächst das rechtmäßige Erbe, das Herzogthum Pommern. Er zwang ihn dann zur Bundesgenossenschaft wider das eigene Interesse. Denn der etwaige Sieg des Schweden, zu welchem Georg Wilhelm mithelfen

---

1) a. a. O. 35.

sollte, verbürgte dem Schweden als erste und nächste Beute das Herzogthum Pommern auf Kosten des Hauses Brandenburg.

Der wesentliche Zug indessen, der durch Friedrichs II. Auffassung und Darstellung hindurchgeht, ist die Anklage des Kaisers Ferdinand II. auf Despotismus. Diese Anklage hält er aufrecht um jeden Preis. Er erörtert das Verhältnis zwischen Ferdinand und Friedrich von der Pfalz. Er behauptet, daß der Kaiser einen Kurfürsten nur mit Zustimmung des ganzen Reichstages in die Acht habe erklären können. Also stehe es in der goldenen Bulle.[1]) Voltaire, der die Arbeiten des Königs zur Durchsicht erhielt, machte dabei die bescheidene Anmerkung. „Es scheint mir, daß das in der goldenen Bulle nicht stehe, und daß dies sehr wichtig ist." Mithin war es ein Irrthum. Allein wenn man den Irrthum aufgab: so verlor man die Gelegenheit dem Kaiser diesen Vorwurf zu machen. Der Historiker Friedrich II. strich den Irrthum nicht hinweg.

Das Gewicht der vollen Ungunst des königlichen Geschichtschreibers fiel auf den Grafen Schwarzenberg, den Minister Georg Wilhelms. Er meint,[2]) man dürfe Georg Wilhelm nicht zu hart anklagen. Allerdings beging er ungeheure Fehler; aber diese bestanden wesentlich darin, daß er sein ganzes Vertrauen in den Grafen Schwarzenberg setzte, der ihn verrieth und sich selber zum Kurfürsten machen wollte. Schwarzenberg war katholisch. Er hielt immer die Partei des Kaisers. Er hatte die Festungen des Kurfürsten dem Kaiser überliefert.

Es ist kaum irgend ein Verhältnis der königlichen Geschichtsanschauung so wichtig, wie dieses, um die Tendenz derselben darzulegen. Friedrich hat für seine Anklagen des Verrathes gegen Schwarzenberg einen Beweis irgend welcher Art nicht gebracht. Als Gustav Adolf kam, forderte er Einlaß in die Festungen

1) a. a. O. p. 31. — 2) a. a. O. p. 48.

Brandenburgs nur von dem Kurfürsten, weil sie nur in dessen Händen waren. Mit Ausschluß der Jahre von 1631—1635, wo die Kanonen Gustav Adolfs den Kurfürsten Georg Wilhelm das zu thun zwangen, was er nicht wollte, waren beide Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen immer auf des Kaisers Seite, nicht bloß der schwache, lenksame Georg Wilhelm, sondern auch der jugendlich kräftige, entschlossene Friedrich Wilhelm. Schwarzenberg allerdings war katholisch. Dies Bekenntnis entzog ihm weder das Vertrauen der beiden Kurfürsten, noch der Stände.

Aber ferner ist die Anschauung über Schwarzenberg ein merkwürdiges Beispiel, wie die Art und Weise der Geschichtsforschung des Königs zündete. Jedes Buch, das in der Folge von brandenburgischer Geschichte redete, brandmarkte Schwarzenberg als Verräther. Niemand wagte ein Wort dagegen zu sagen. Die Tradition stand fest. Der Vertheidiger des verläumdeten Mannes gibt als Zeitraum des Beginnes der Verschwärzung die Mitte des Jahrhunderts an. [1]) Richtiger und genauer wäre es die Anschauung des Königs Friedrich II. als den Ausgangspunkt anzunehmen. Es handelt sich dabei nicht um den einzelnen Mann, nicht um die Person Schwarzenbergs allein. Die Person ist nur deshalb zu nennen, weil an derselben so augenfällig das Sympton der neuen Richtung hervortritt. Das Bild Schwarzenbergs verböserte sich seitdem von Jahr zu Jahr. Er hatte bald nicht bloß mehr zu verrathen gesucht: er hatte den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu ermorden gesonnen. Friedrich II. hatte ihn von dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aller Ehren und Würden entkleiden, nach Wien fliehen und dort sterben lassen. Das war zu wenig. Es mußte drastischer sein. Man ließ den Verräther zu Spandau enthauptet werden.

Die Wahrheit ist, daß Schwarzenberg im Genusse aller seiner

---

1) Cosmar: Schwarzenberg 420.

Aemter und Würden, im Besitze des Vertrauens von Friedrich Wilhelm am 14. November 1641 zu Spandau eines natürlichen Todes starb.

Bereits vor einer langen Reihe von Jahren hat der protestantische Geistliche Cosmar urkundlich dargethan, daß von allen üblichen Anklagen gegen Schwarzenberg auch nicht eine einzige gegründet ist. Dennoch schleichen dieselben fort. Es ist schwer einmal gesäetes Unkraut wieder auszurotten.

Nach dieser einen Probe bemißt sich die ganze geschichtliche Anschauung Friedrichs und demgemäß auch derer, welche sie von ihm lernten. Der Haß gegen das Kaiserhaus war der Compaß seines Strebens. In diesem Sinne beurtheilte er alle Feinde desselben. Mochte er sonst viel an diesen auszusetzen haben, in dem einen Streben erschienen sie ihm löblich. Er tadelt den Cardinal Richelieu. „Er war," sagt der König, „stolz und rachsüchtig. Er handelte, wie Tiger und Wölfe thun. Ich versage ihm den Titel der Größe in allen seinen Bosheiten." Nur eins nimmt der König aus. „Ich erkenne ihm den Titel eines erleuchteten Ministers nur an, als er sich mit Schweden verband, um in Deutschland den östreichischen Despotismus niederzuschlagen."[1])

Was auch immer Friedrich II. aus den Schicksalen der deutschen Nation und seines Hauses heranziehen mag: es ist gefärbt und durchdrungen von diesem einen Grundsatze: das Kaiserhaus strebt nach dem Despotismus über die deutschen Fürsten, nach der Unterdrückung der deutschen Freiheit. Es war doch eine Freiheit gar seltsamer Art, welcher die armen Deutschen mit Ausschluß der Fürsten nach dem westfälischen Frieden genossen. Vielleicht hätte es damals ein Glück sein können für die deutsche Nation, wenn wirklich einer der Kaiser dies Bestreben gehabt hätte, welches Friedrich II. ihnen allen insgesammt beimißt, wenn nämlich einer

1) Oeuv. XXVI. 484.

derselben mit starker Hand die Selbständigkeit dieser unendlich vielen kleinen Herren hinabgedrückt hätte auf ein geringeres Maß. Nicht das war von jeher das Streben des Kaiserhauses. Vielmehr ist dasselbe von jeher darauf gerichtet die Dinge zu erhalten, wie sie sind. Darum forderte es von den Reichsfürsten die Pflichten, welche der westfälische Friede noch übrig ließ. Friedrich II. schrieb und sprach, als hätte eine Pflicht von solcher Art nie existirt. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm schickt 1686 dem Kaiser Hülfe. Aber weshalb nach der Ansicht Friedrichs II.? Friedrich Wilhelm hat die Refugiés aufgenommen, und deshalb grollt ihm Ludwig XIV. In Folge dessen schließt Friedrich Wilhelm neue Bündnisse mit dem Kaiser und schickt ihm 8000 Mann. Es scheint nach der Auffassung Friedrichs, als wenn diese Truppen die ersten wären, die Friedrich II. Wilhelm für Kaiser und Reich stellte. Seitdem bezahlte Ludwig XIV. dem Kurfürsten nicht mehr den jährlichen Sold, den er im Frieden von St. Germain bewilligt. Offenbar soll nach der Darstellung des Königs der Kurfürst erscheinen wie ein Mann, der völlig selbständig ist, der gar keine anderen Rücksichten zu nehmen hat, durch keine Bande sich gebunden sieht, als die seine eigene Politik für zweckmäßig hält.

Wir sehen dies ferner bei der Vergleichung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Könige Ludwig XIV. Sie ist, rhetorisch betrachtet, eine der besten schriftstellerischen Leistungen des Königs. Er möchte auch Cromwell dazu nehmen; aber dieser fällt sofort weg, weil er Verbrechen begangen hat. Dieser Grund stimmt allerdings zu dem Gedankengange des Antimachiavelli; aber ist der eiserne Puritaner darum schlechter, als der französische Despot ohne Treu und Glauben? Auch dies freilich erörtert Friedrich II. in dem Vergleiche des Königs, den er mit Nachdruck den Monarchen nennt, und des Kurfürsten, den er eben so emphatisch als den Helden bezeichnet. „Beide," sagt er, „schlossen Verträge und brachen sie, der Eine aus Ehrgeiz, der Andere aus Noth. Mächtige

Fürsten verspotten die Sklaverei des gegebenen Wortes durch einen freien und unabhängigen Willen. Die Fürsten von geringerer Macht kommen ihren Verpflichtungen nicht nach, weil sie genöthigt sind den Umständen zu weichen."

Wir dürfen hiernach schon erwarten, daß Friedrich II. für die Kriege Ludwigs XIV. kein Wort des Tadels oder des Unwillens hat. Wie sollte er auch? „Ludwig XIV.," sagt er, „liebte den Ruhm mehr als den Krieg selbst. Er unternahm seine Feldzüge aus Hoheit der Seele."

Der König Friedrich führt weiter den Vergleich zwischen dem französischen Monarchen und dem Kurfürsten in blendenden Farben durch. Der Reflex derselben zeigt, wie er selbst sich betrachtet wissen wollte. Mehr und mehr tritt dann sein Bestreben hervor, in dem Wettstreite der Häuser Habsburg und Bourbon jenes anzuklagen, dieses zu rechtfertigen. Der französische Monarch ist ihm lobwürdig, weil er auf dem Wege fortwandelt, den der Cardinal Richelieu ihm gebahnt. Aber jeder Schritt auf diesem Wege war feindselig nicht bloß gegen das Haus Habsburg, sondern gegen das deutsche Reich. Friedrich wußte das sehr wohl, und wollte es so. Er hatte ja den Franzosen angekündigt, daß er an die Stelle der Schweden des dreißigjährigen Krieges treten wolle, kräftiger, energischer als diese. Er lebte der festen Ueberzeugung, daß er in allen Fragen gegen Oestreich seinen Rückhalt an Frankreich haben werde. Denn wir stehen, was zu erinnern nicht überflüssig ist, noch vor den Enttäuschungen, die der siebenjährige Krieg darin dem Könige bereitet hat, vor den Enttäuschungen, die ihn bewogen fortan seine Blicke dennoch nicht nach Süden zu richten zur Einigkeit und zum gemeinsamen Handeln, sondern nach dem Nordosten.

Damals als Friedrich II. die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg schrieb, war es noch Frankreich und nur Frankreich, das er verehrte. Und aus diesem Grunde fällt denn in seinen

Augen ein tiefer Schatten auf das Bild des Großvaters, des ersten Königs in Preußen.

„Der Kurfürst Friedrich III.," sagt der Enkel, „klagte Frankreich an für allen Verdruß, den seine Stiefmutter ihm gemacht, weil sie aus Gründen des Interesses Friedrich Wilhelm in die Partei Ludwigs XIV. verwickelt habe. Er war erfüllt von blindem Hasse gegen alles, was französisch hieß. Die Parteigänger des Kaisers nährten diesen Haß, weil sie Vortheil davon hatten. Sie steigerten diesen Haß durch das Trugbild einer Universalmonarchie Ludwigs XIV., mit welchem sie halb Europa in Schrecken setzten. Deutschland wurde durch diese kindische Maschine oft in Bewegung gebracht und in einen Krieg gestürzt, welcher ihm fremd war. Allein wie endlich die Schneide auch der besten Waffen sich abstumpft: so verloren auch diese Argumente an Kraft, und die deutschen Fürsten begriffen, daß wenn ein Despotismus zu fürchten war, es nicht derjenige Ludwigs XIV. sei."

Also derjenige des deutschen Kaisers? Das Oberhaupt des Reiches selbst, der Schlußstein des Rechtszustandes, welcher nicht bloß den Fürsten, sondern jedem einzelnen Deutschen damals den Besitz seiner Habe und seines Rechtes verbürgte? Die Beschuldigung ist seltsam. Aber der König fährt fort:

„In jener Zeit war der Zauber noch in seiner ersten Kraft. Er wirkte mit Macht auf einen Geist, der durch seine Vorurtheile vorbereitet war zur günstigen Aufnahme. Der Kurfürst Friedrich III. glaubte sich also verpflichtet dem Kaiser zu helfen."

Es ist hier die Rede von dem Jahre 1689, von dem Mordbrennen Melacs in der Pfalz. Und daß hier der Kurfürst Friedrich seine Truppen mit stellte zur Abwehr des grausigen Feindes, nennt der Enkel das Vorurtheil eines schwachen Geistes!

Friedrich geht weiter auf dieser Bahn. Er schildert die Anstrengungen des Oraniers Wilhelm III., um Europa gegen Ludwig XIV. in die Waffen zu bringen, als Intriguen, die den Zweck hatten den

Despotismus Wilhelms aufrecht zu erhalten. Darum ließ Wilhelm, also sagt Friedrich II., die Hydra des Mythus von einer französischen Universal-Monarchie immer wieder neu sich erzeugen.

Friedrich II. schildert weiter den Großvater, wie er aus Eitelkeit nach dem Königstitel gestrebt. Aber diese Eitelkeit, meint er dann, erwies sich nachher als ein Meisterstück der Politik. „Der Königstitel zog das Haus Brandenburg aus dem Joche der Knechtschaft, in welcher das Haus Oestreich damals die deutschen Fürsten hielt.“ Aber der Kaiser selbst hatte ja diesen Titel verliehen. Um Hülfe von Friedrich zu erlangen, versprach er demselben den ersehnten Titel. Ferner solle Friedrich in allen Reichssachen mit dem Kaiser stimmen. Wie war hier auf einmal der Plan wieder aufgelebt, den Georg Wilhelm einst schon dem Kaiser Ferdinand II. vorgelegt: wenn der Kaiser ihm die Anwartschaft auf alle Länder seiner Nachbaren gebe: so wolle er immer nach Wunsch und Befehl des Kaisers stimmen!

Und nun tritt bei dem königlichen Schriftsteller wieder eine der seltsamen Verwirrungen ein, an denen er so reich ist. Sein Großvater hat die Königswürde erlangt, und der Enkel preist dies Erlangen als ein politisches Meisterstück. Der Großvater hat dafür im spanischen Erbfolgekriege eines theils seiner Pflicht als Reichsfürst, andererseits seinem besonderen Versprechen gemäß treu zum Kaiser gehalten. Dies Zusammenhalten mit dem Kaiser tadelt der Enkel sehr. Der neue König, sagt er, that viel für seine Leidenschaft, und nichts für seine Interessen. Inwiefern der neue König bei Gelegenheit des Reichskrieges etwas für seine Interessen habe thun können, hat jedoch Friedrich II. nicht näher angegeben. Das nächste Interesse hätte etwa sein können den Lohn der Königskrone hinzunehmen und dann den versprochenen Preis nicht zu zahlen. Ob dieses Interesse in solcher Lage der Dinge ausgereicht hätte, ist freilich eine andere Frage. Wir wissen es nicht.

Im selben Sinne wird auch fernerhin der Großvater von dem Enkel mit den möglichst ungünstigen Farben geschildert. Es

ist nicht unsere Absicht, Friedrich I. gegen die Anklagen Friedrichs II. zu vertheidigen. Wir wollen nur bemerken, wie von Seiten des Enkels dem Großvater das als das Schlimmste angerechnet wird, daß er ausharrt in einem Kriege, mit welchem seine Interessen nichts zu thun haben: in dem Kriege nämlich des deutschen Reiches und der Nation gegen die Franzosen.

Friedrich II. schildert ferner die Geschichte seines Vaters. Die bedeutenden Momente seines eigenen Lebens unter demselben erwähnt er nicht. Friedrich Wilhelm hat dieselbe oder eine noch stärkere Abneigung gegen Frankreich gezeigt, als der erste Friedrich. Diese Abneigung ist einer der Keile, welche die Spaltung zwischen Vater und Sohn früh erweitert haben. Friedrich berührt das nicht. Dies kann nicht so sehr auffallen, als ein anderes Verhältnis. Eben so wenig wie irgend ein Anderer, der über jene Zeiten berichtet, erwähnt Friedrich hier oder früher, daß jemals seine Vorfahren eine Forderung wegen Schlesiens an das Kaiserhaus erhoben haben. Es ist ein neuer Beweis, wie seine That lediglich und allein diejenige der Eroberung war. Dagegen ist ein anderer Vorwurf im Wachsen. Er sieht überall und in jeder Handlung den Hochmuth des Hauses Oestreich, die Tendenz desselben zum Despotismus. Selbst die Absicht des Kaisers Karl VI. zu Ostende eine Handels-Compagnie zu gründen nach Indien, ist hervorgegangen aus hauteur.

Dies führt uns noch einmal zurück auf den Gedankengang der Denkwürdigkeiten. Indem es das Bestreben Friedrichs ist, seine Macht hinzustellen neben diejenige des Kaisers und unabhängig von derselben, sucht er verwandte Züge dieses Bestrebens aus der Vergangenheit zu finden, und diejenigen, die nicht dahin passen, so darzustellen, als sei es der Fehler der Vorfahren gewesen.

Man weiß, wie dies Bestreben durch ihn und nach ihm festgewurzelt ist in den Schriftstellern des preußischen Staates. Jedes preußische Buch liefert den Beweis, wie die Anschauungen des

politischen Dualismus in Deutschland, den erst Friedrich II. geschaffen, zurückgetragen werden auf frühere Zeiten, die von einem solchen Dualismus, von einer Nebenstellung des Hauses Hohenzollern mit Habsburg nichts wissen und nichts wissen können, weil die Häupter des Hauses Hohenzollern selbst durch ihr eigenes Verhalten die geschichtlich und rechtlich begründete Unterordnung darthun.

Nur eine andere Seite der Anschauungen Friedrichs vor dem siebenjährigen Kriege wird nicht völlig mehr getheilt, diejenige nämlich daß Frankreich immer und unter allen Umständen die sichere Stütze für den Ehrgeiz des Hauses Hohenzollern sein werde. Wir werden ersehen, wie Friedrich II. selbst zuerst darüber enttäuscht wurde. Damals aber ging sein Vertrauen auf diese Macht so weit, daß er sogar den König Ludwig XV. in Ausdrücken feierte, die vielleicht selbst eines Franzosen damaliger Zeit unwürdig sein dürften. Die Herzogin von Chateauroux empfand ihre Verweisung vom Hofe so übel, daß sie davon krank ward. Ludwig XV. wollte sie wieder haben: er knüpfte Unterhandlungen an. Unterdessen starb diese Person. „Kein Sakrament," sagt der preußische König, „hat wohl jemals mehr Gewissensbisse erzeugt, als dasjenige, welches Ludwig XV. zu Metz von dem Bischofe von Soissons empfangen. Er warf sich selbst den Tod einer von ihm so innig geliebten Person vor. Unerfüllbare Sehnsucht und vergeblicher Kummer erschütterten sein Gemüth so sehr, daß er sich für einige Zeit von der Welt zurückzog. Diese Krankheit des Königs erwarb ihm die süßeste Genugthuung, welche nur ein Fürst erlangen kann: er erhielt damals den Namen Ludwig der Vielgeliebte, eine Benennung, welche mehr werth ist, als die Beinamen des Heiligen und des Großen, welche nur die Schmeichelei und selten die Wahrheit den Königen beilegt." [1])

Also der König Friedrich II. Er hat offenbar nicht völlig Unrecht.

---

1) Oeuv. III. chap. 2.

Zwölfter Abschnitt.

Eben so wie der König Friedrich II. sich darauf verließ, daß er in Zeiten des Krieges gegen das Haus Oestreich wegen des gemeinsamen Interesses seinen natürlichen Bundesgenossen an Frankreich haben werde: so legte auch der Hof von Versailles Gewicht darauf, daß diese rasch aufgewachsene Macht dennoch zu schwach zu einer eigenen Selbständigkeit sei und deshalb französischer Hülfe bedürfe. Es war mithin die Aufgabe der Politik des Kaiserhauses, dem Könige Friedrich diese Hülfe für vorkommende Fälle zu entziehen. Diese Aufgabe stellte sich der Graf Kaunitz. Kaunitz hatte neben dem Interesse der Kaiserin Marie Theresia noch ein persönliches. Er persönlich war von dem Könige Friedrich eben so schwer gekränkt, wie die Kaiserin. Für die Eroberung Schlesiens hatte Friedrich II. wenigstens Vorwände gehabt, für die Wegnahme des Erbtheiles, welches Kaunitz in Ostfriesland in Anspruch nahm, hatte Friedrich II. weder Grund noch Vorwand. Denn, wie schon bemerkt ist, die Anwartschaft, welche der Kaiser Leopold dem Hause Hohenzollern dort ertheilt hatte, schloß ausdrücklich die Aemter aus, welche Kaunitz später beanspruchte. Friedrich weigerte sich wie gegen Georg von England-Hannover, so auch gegen Kaunitz jeder rechtlichen Entscheidung

durch die Reichsgerichte. Der Unwille von Kaunitz gegen Friedrich II. ist mithin sehr erklärlich.

Kaunitz bemühte sich am Hofe von Versailles den Gedanken zu verbreiten, daß die kleinen Mächte, wie namentlich Preußen und Sardinien sich bemühten unter den großen den Samen der Zwietracht auszustreuen, um bei Gelegenheit eines Krieges für sich zu gewinnen. Das ist die Staatskunst dieser kleinen Ehrgeizigen. „Im Grunde," meinte Kaunitz, „führen wir Krieg nur zum Nutzen dieser Kleinen. Wenn nur Oestreich und Frankreich sich verstehen, wenn nur diese beiden Mächte einander die Hand bieten: so wäre alle Ursache des Zwistes unter den beiden ersten Mächten Europas gehoben und der Grund zu einem festen und dauerhaften Frieden gelegt." [1])

Nach einer feindseligen Stellung von mehr als zweihundert Jahren des Hauses Habsburg und — was zu erwähnen nicht unwichtig — des deutschen Reiches zu Frankreich klang eine solche Rede auffallend und neu. Aber Kaunitz wiederholte sie oft und oft, und sie gewann Boden. Hatte man doch auch in den beiden schlesischen Kriegen die Erfahrung gemacht, daß Friedrich die Franzosen brauche, so lange es sein Interesse sei, und die Bündnisse mit ihnen breche, sobald er glaube auf andere Weise besser zu fahren. Daß die Möglichkeit eines Umschwunges in Versailles sich vorbereite, durfte Friedrich aus den Worten des französischen Gesandten in Berlin entnehmen: „Sollte der König von Preußen nur im Geringsten Winkelzüge gegen uns machen: so lassen wir ihn fallen, und alsdann ist er verloren."

Ungeachtet solcher Ausdrücke, die der König von Preußen selber für die Nachwelt aufbewahrt, blieb sein Vertrauen auf Frankreich selbst noch bis spät in das Jahr 1756 unerschüttert. Wir werden dies von ihm selbst später zu vernehmen haben. Die

---

1) Oeuv. IV. histoire de la guerre de 7 ans. Chap. 2.

bis nahe an den Ausbruch des siebenjährigen Krieges bestehenden Bündnisse waren zwischen England und Oestreich, zwischen Frankreich und Preußen. Die persönliche Gesinnung Georgs II. war feindselig gegen Friedrich II.; denn als Kurfürst von Hannover beklagte er sich schwer über die Wegnahme Ostfrieslands. Zu Oestreich stand Kursachsen. Es war dort doch wohl nicht bloß die Leidenschaft des Ministers Brühl gegen den König, sondern nicht minder war das sächsische Volk erbittert wegen der Mishandlungen, die es im letzten Kriege von den Soldaten des Preußenkönigs erfahren. Mit Rußland war Friedrich II. schon in heftiger Spannung. Der wesentlichste Grund war, wie so oft unter Friedrich Wilhelm geschehen, die Anwerbung russischer Unterthanen für den preußischen Dienst. Die Russen verhafteten preußische Werber auf ihrem Grund und Boden. Dafür ließ Friedrich II. russische Unterthanen aufheben. [1])

Friedrich II. hatte nicht die besondere Vorliebe seines Vaters für langgewachsene Menschen. Aber seine Uebergriffe in Werbungen für sein Heer waren den Nachbarländern nicht minder fühlbar. Hören wir ihn, wie er nach seiner eigenen Auffassung solche Dinge erzählt. „Alles," sagt er, [2]) „sogar bis auf den Herzog von Mecklenburg, der sich auf den Schutz des kaiserlichen Hofes verließ, nahm sich heraus dem Könige Friedrich II. Kränkungen zuzufügen. Die Sache betraf das Recht der Soldatenaushebung, welches seit undenklichen Zeiten die Vorfahren des Königs in Mecklenburg ausübten. Allein auf Anregen des Hofes von Wien setzte sich der Herzog von Mecklenburg dagegen. Der König verschaffte sich selbst Recht, einige Soldaten von Mecklenburg wurden aufgehoben, und einige Beamte, die sich der Werbung widersetzt hatten, wurden in Verhaft genommen. Der Herzog

---

1) Schlosser: Geschichte des 18ten J. II. 275. n. 12 das Aktenstück. — 2) Oeuv. IV. Ch. 2.

erhob darüber 1756 ein großes Geschrei. Als er aber sah, daß es ihm nichts half, faßte er den Entschluß sich zu vergleichen. Die Kaiserin dagegen, um einen Vorwand gegen Preußen zu haben, beredete den Herzog von Mecklenburg seine Klage bei dem Reichstage einzubringen."

Der Bericht scheint uns so gehalten zu sein, daß er zum rechten Verständnisse nicht eines entgegen gesetzten von der Seite Mecklenburgs bedarf. Die Lage der Dinge wird klarer, sobald wir uns die Rollen der beiden Reichsfürsten getauscht denken: den König Friedrich als Herzog von Mecklenburg, diesen Herzog als König. Und noch klarer wird uns die Sache durch die eigenen Worte des Königs an seine Untergebenen. Er selbst nennt die Werbeexcesse in Mecklenburg gottlos und unverantwortlich. Er selbst schickt einen der betheiligten Offiziere ohne Weiteres auf drei Monate nach Spandau. [1])

In Folge eines solchen Verfahrens, das doch nicht bloß gegen Russen und Mecklenburger angewendet ward, herrschte gegen Friedrich II. eine allgemeine Misstimmung. Aber wäre daraus ein Krieg entstanden?

Man sagt, die Kaiserin Maria Theresia wollte Schlesien wieder haben. Sie äußerte sich 1751 zu dem französischen Gesandten Hautefort: [2]) „Ich sage nicht, daß ich Schlesien nicht bedauere. Auch verschweige ich nicht, daß wenn in der Folgezeit günstige Umstände eintreten, ich vielleicht darauf sinnen würde es wieder zu erlangen. Aber ich wiederhole Ihnen, für jetzt denke ich nicht daran." Solche Worte scheinen uns durchaus nichts zu enthalten, was nicht in der Lage der Kaiserin natürlich war, nichts was nicht jeder andere Mensch in ihrer Lage eben so gedacht und gesagt haben würde. Die Franzosen nahmen es hin, wie es gesprochen ward. Zu einem Bündnisse der beiden Mächte zu solchem

---

1) Preuß: Urkundenbuch V. 71. 85. — 2) Schlosser II. 289.

Zwecke war damals und noch lange nachher kaum ein entfernter Anschein.

Unterdessen verwickelten sich in fernen Welttheilen die Interessen der Engländer und der Franzosen. Sie haderten über unbebaute Gegenden und Urwälder in Canada. Hatte davon Deutschland irgend welches Unheil zu befürchten? Die französischen Minister wußten noch im Herbste 1755 nicht anders, als daß Oestreich und England immer zusammen halten würden. Das war der Eindruck, den der Gesandte aus den Unterredungen mit Kaunitz schöpfte, und welchen man daheim als richtig ansah. „Alles was ich aus dieser Unterredung urtheilen kann,“ meldet der französische Gesandte heim, „ist daß die Kaiserin neutral zu bleiben wünscht, indem sie dennoch als Verbündete den König von England unterstützt. Und in der That wäre dies für sie die glücklichste Stellung, indem sie dann uns so viel Uebles zufügen könnte, als sie für geeignet hält, ohne von unserer Seite irgend etwas für sich zu fürchten. Ich kann nicht unterlassen zu wiederholen, daß die Kaiserin niemals den König von England aufgeben wird. Er ist der einzige Verbündete, den sie hat, und sie würde lieber alles wagen, als ihn verlieren. Die beiden Höfe werden im nächsten Winter sich in Stand setzen und ihre Thätigkeit in Uebereinstimmung bringen. Wahrscheinlich werden Sie im nächsten Frühlinge sie in einer von der heutigen ganz verschiedenen Lage finden.“ Der französische Minister daheim erwiedert in gleichem Sinne: „Sie haben Recht. Diese beiden Höfe mögen wohl einmal mit einander hadern, sie werden sich niemals trennen.“ Man sieht, daß die französischen Minister an irgend welche Feindseligkeit der Kaiserin Maria Theresia gegen den Preußenkönig nicht denken. Wie sollten sie auch? Es war ja bekannt, daß das Ziel der Kaiserin nur der Friede und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen war.

Der Krieg zwischen England und Frankreich war schon im Jahre 1755 als unvermeidlich anzusehen. Es war dann zu erwarten, daß die

Franzosen die deutschen Besitzungen Georgs II. angreifen, sich auf Hannover stürzen würden. Von beiden Mächten kamen Vorschläge in dieser Beziehung an Friedrich II. Der französische Minister Bouillé sagte zu dem preußischen Gesandten Knyphausen: [1]) „Schreiben Sie Ihrem Könige, daß er uns gegen Hannover beistehen solle. Es gibt dabei etwas zu plündern. Der Schatz des englischen Königs dort ist gut gefüllt. Der preußische König braucht ihn nur weg zu nehmen, und thut daran einen guten Fang."

Georg II. dagegen wußte, daß das Bündnis Friedrichs mit Frankreich im Frühling 1756 zu Ende ging. Er brachte seine persönliche Abneigung gegen Friedrich zum Opfer, um denselben, der als nächster Nachbar für Hannover großen Schaden thun konnte, für sich zu gewinnen. Friedrich hatte also zwei Wege vor sich: mit Frankreich Angriff auf Hannover, mit England Vertheidigung desselben. Er erörtert die Gründe für und wider. Moralische irgend welcher Art, nationale Beweggründe gegen Frankreich treten nicht hervor, sondern der Vortheil. Wenn er Hannover angriff, dachte er, so würde er sich die Engländer, die Oestreicher, die Russen auf den Hals ziehen. Wenn er dagegen mit England ein Bündnis abschloß: so schien es ihm, daß die Franzosen nicht nach Deutschland kommen würden. Er erkundigte sich genau, wie Rußland zu England stehe. Da er von allen Seiten erfuhr, daß die Freundschaft vollkommen sei: so schien er auch von dieser Seite her gesichert. Also schloß er am 16. Januar 1756 mit England den Vertrag von Westminster.

Fassen wir also die Sachlage kurz so: indem Friedrich diesen Vertrag abschloß, glaubte er der Freundschaft nicht bloß Englands, sondern auch Rußlands sicher zu sein, glaubte er ferner, daß Frankreich in Folge dieses Vertrages von einem Angriffe auf Hannover abstehen werde. Mithin würde er in Deutschland freie Hand haben.

1) Oeuv. IV. 29.

Dieselbe Ansicht von Friedrich hegten die Franzosen.[1]) Er hat diesen Vertrag von Westminster abgeschlossen, sagten sie, eines-theils aus Furcht vor Rußland, welches nun als Freund Englands auch ihm Freund sein werde, andererseits weil er glaubt, daß was auch immer er thue, seine Existenz für Frankreich so unentbehrlich sei, daß Frankreich nichts gegen ihn thun werde.

Es scheint uns, daß dieser Vertrag von Westminster für die Beurtheilung der französischen Politik fortan eben so wichtig sei, wie die oft allzusehr betonten Intriguen der Pompadour. Vier Monate nach dem Vertrage von Westminster, am 1ten Mai 1756, gerade mit dem Ablaufe des bisherigen Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen schlossen Oestreich und Frankreich ein Bündnis.[2]) Wir haben uns über dasselbe nicht zu täuschen. Es war lediglich zur Vertheidigung. Von der Absicht eines Angriffes auf den Preußenkönig war darin keine Spur. Beide Mächte verpflichteten sich einander zur gegenseitigen Hülfe mit 24,000 Mann. England und Frankreich waren bereits im Kriege begriffen. Lag für Deutschland auch eine solche Gefahr nahe? Friedrich II. hatte sich zur Hülfe verpflichtet, wenn Hannover von Frankreich her angegriffen würde, und dies erwartete er nicht. Also hätte Deutschland immerhin von Krieg verschont bleiben können.

War eine solche Verschonung Friedrichs Plan? Er hatte Anderes im Sinne. Wenn er bei solcher Lage der Dinge die Kriegsfackel erhob: so hatte er nach seiner Berechnung nur mit Oestreich und etwa mit Kursachsen allein zu thun. Er hatte gerüstet, Oestreich nicht. Er war marschfertig, die Oestreicher nicht. Sachsen konnte im ersten Anlaufe genommen und zum Mindesten als die Vorrathskammer benutzt werden, welche die Kriegsmittel hergab: die Menschen, das Geld, die Nahrung.

---

1) Schlosser II. 294. n. 29. — 2) Der Vertrag bei Wenck: codex juris gentt. III. 141.

Es ist die Frage, ob die Dinge wirklich so lagen, wie wir hier sie ansehen. Friedrich hatte einen östreichischen Gesandtschafts-Sekretär, und einen sächsischen Kanzlisten in seinem Solde. Diese verschafften ihm Abschriften aller geheimen Papiere. Aus denselben geht hervor, daß die leitenden Personen in Wien und Dresden alle sehr erbittert gegen den Preußenkönig waren, daß sie gern ihm den Untergang gewünscht, gern seine Länder getheilt hätten. Indessen um das zu wissen, bedurfte Friedrich II. nicht einmal dieses, wir wollen sagen, nicht gerade ehrenhaften Mittels. Er konnte es bei sich selbst erfragen und erfahren, vermöge des alten Spruches: Wie du mir, so ich dir. Aber er ließ aus diesen Schriften mehr machen. Sobald er die Originale in Händen hatte, bewies die Feder seines Ministers Herzberg aus denselben, daß Oestreich und Sachsen den Preußenkönig hätten angreifen wollen, um seine Länder zu theilen. Obwohl Herzberg dies später widerrufen, obwohl er später offen bekannt, daß diese Theilungsvorschläge nur eventuell gemacht seien, nur unter der Voraussetzung, daß der König selbst Gelegenheit zum Kriege gebe: so wird das doch im Interesse Friedrichs II. von den Nachkommen so geglaubt, wie er selbst es haben wollte. Nicht also dachte die damalige Mitwelt. Es ist nicht schwer zu erkennen, wie auch damals wieder die Brüder des Königs, Wilhelm und Heinrich, ihm die Schuld des neuen Krieges beimaßen, in welchen er die Welt stürzte. [1]) Als hauptsächlichen Rathgeber haben Andere den General Winterfeld genannt.

Nicht diese seine Brüder zog der König zu Rathe. Er berief zu sich die Generale Schwerin, Retzow und Winterfeld, und legte ihnen seine Meinung dar, daß der Krieg beginnen müsse. [2]) Er machte dieselbe Erfahrung, wie beim ersten und beim zweiten schlesischen Kriege: Schwerin und Retzow riethen ab, Winterfeld stimmte zu. Der König beharrte. Da erklärte Schwerin, daß, wenn der

---

1) Oeuv. XXVI. 112. 203. — 2) Dohm IV. 216.

Angriff geschehen solle, derselbe ohne den mindesten Aufschub unternommen werden müsse. Das war es.

Jedenfalls aber bedurfte man vorher noch irgend eines Scheines. Der König ließ durch seinen Gesandten in Wien anfragen, weshalb man rüste. Eine nicht befriedigende Antwort werde er als Kriegsfall ansehen. Die Antwort war nicht befriedigend, und also erklärte er den Krieg. Aber wenn nun die Kaiserin also angefragt hätte? Als der König mit dem Einbruche in Sachsen den Krieg begann, stellte es sich heraus, daß Oestreich Mangel habe an Geschützen, an Wagen, an Pontons, kurz an allen Kriegsbedürfnissen. Ein Bewunderer Friedrichs im östreichischen Gewande erklärt dies daher, weil der Kaiserhof noch auf ein Jahr Zeit zu haben glaubte. [1]) Und dennoch soll dieser selbe Kaiserhof, der also sich überraschen ließ, den Krieg gewollt und beabsichtigt haben, mehr als Friedrich, der vollständig fertig war? Es ist seltsam, in der That höchst wunderbar und seltsam, wenn solche Leute selber glauben, was sie sagen.

Nicht gegen Oestreich galt der erste Schlag, sondern gegen das arme Sachsenland, welches nun schon zum zweiten Male diesem Preußenkönige zum Schemel seines Ruhmes dienen sollte. Man kennt die rasche Folge von Ereignissen. Das Archiv zu Dresden ward durchsucht, und die Welt las mit Erstaunen jene Schrift von Herzberg, las mit Erstaunen und Verwunderung, daß nicht der Preußenkönig der abermalige Feind des Friedens und der Ruhe sei, sondern der Kursachse. „Wenn Fürsten zum Bruche kommen wollen: so lassen sie sich durch den noch fehlenden Stoff zum Manifeste nicht abhalten. Sie fassen ihren Entschluß. Sie beginnen den Krieg, und überlassen dann einem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge sie zu rechtfertigen." Also der König Friedrich II. Wir werden den letzten gewichtigen Beweis, daß er und

1) (Cogniazo:) Geständnisse eines östreich. Veteranen II. 192.

nur er es war, der den Krieg wollte, nachher zu bringen haben bei der Untersuchung über seine Mittel.

Das sächsische Heer sah sich eingeschlossen in die engen Felsenthäler von Pirna. Die Oestreicher, die zur Hülfe herbeikamen, erlitten bei Lowositz Verlust. Das sächsische Heer mußte sich kriegsgefangen ergeben. Friedrich herrschte über Leben und Ehre der Unglücklichen, als seien sie schon seine Unterthanen. Er steckte sie unter seine Regimenter. Nicht also dachten die Sachsen: sie achteten des erzwungenen Eides nicht, sondern liefen davon, wo sie konnten.

Das deutsche Reich murrte über diese unerhörten Dinge. Der allgemeine Unwillen über den Friedensbruch, dessen Blöße durch Herzbergs schreibselige Feder nicht verdeckt wurde, arbeitete den Gegnern Friedrichs in die Hände. Immerhin mochte es Sonderlinge geben, wie Göthe seinen Vater beschreibt, die aus besonderen Ursachen der Anhänglichkeit dem Preußenkönige hold waren: eine ruhige, friedliche Nation heißt der Regel nach einen Friedensstörer nicht willkommen. Kaunitz fand auch den französischen Hof bereitwilliger als zuvor. Beide Mächte suchten an dem persönlichen Hasse der russischen Czarin einen Verbündeten. Doch das ging nicht so schnell, wie es einer summarischen Ueberſicht jener Zeit häufig erscheint. Die langsam sich entwickelnde Lage der Dinge spiegelt sich in den Berichten des Königs Friedrich an seinen Freund und Aufhetzer Winterfeld.[1]) Er meldet am 15. Novbr. 1756: „Die Franzosen wollen nicht nach Böhmen und mit den Russen geht es auch noch gut.“ Am 7. Dzbr.: „In Rußland scheint es von Tage zu Tage mehr, daß nichts zu besorgen ist. Die Franzosen wollen 30,000 Mann nach Böhmen und 50,000 an den Rhein schicken.“ Am 9. Dzbr.: „Rußland will nicht.“ Am 12. Dzbr.: „Die Holländer werden ihre Truppen beträchtlich vermehren.

---

1) Preuß: Urkundenbuch V. 21.

Wenn sie auch nicht am Kriege Theil nehmen: so macht das doch Eindruck auf die Franzosen." Am 23. Dzbr.: „Ich glaube dies Jahr an kein Glück. Auf die Türken darf man nicht sicher rechnen. Wenn dort etwas zu hoffen wäre, hätte ich schon gewisse Nachricht." Wir werden später von dem Könige vernehmen, daß er schon seit drei Jahren in Constantinopel zum Bündnisse hat werben lassen. Warum? Wozu? — Am 19. Januar 1757: „Wollen die Franzosen auch etwas thun: so wird es langsam und spät geschehen." Am 27. Januar 1757: „In Rußland sind die besten Aussichten. Wenn es so dauert: so können wir die pommerschen Regimenter weiter vorziehen, bis Sagan oder bis Neustadt." Am 18. Februar 1757 erst erfährt er, daß die Russen sich doch wirklich in Bewegung setzen.

Zugleich regte sich die schwedische Oligarchie. Sie glaubte auf der Seite des großen Bundes ihre Rechnung zu finden, zumal da die russische Czarin es so gebot. Dänemark und Holland verhielten sich still.

Dennoch lag die Sache des Preußenkönigs im Frühling 1757 nicht ungünstig. Er stand in Böhmen. Abermals band sich der Sieg an seine Fahnen. Weitaus blickende Plane schienen der Verwirklichung nahe. Schon dachte der König daran in Wien das Gesetz des Friedens vorzuschreiben. Welches Gesetz dies sein mochte, hat Friedrich II. nur zu errathen übrig gelassen. Ueber die Absicht selbst kann kein Zweifel sein; denn er selbst hat sie an Maria Theresia geschrieben. [1])

So standen die Sachen im Anfange Juni 1757. Da erfolgte rasch und unversehens der Umschlag. Die Schlacht bei Kollin hemmte den Lauf des Sieges und der Eroberung. Um die hochfahrenden Plane war es geschehen, und es blieb nur noch der Jammer des endlosen Krieges. Neue Schläge kamen hinzu. Der

1) Preuß. II. 130.

Prinz Wilhelm mit seiner Heeresabtheilung erlitt Verluste. Der König schleuderte ihm darauf die Vorwürfe zu, welche den Bruder und Thronfolger mit gebrochenem Herzen in ein frühes Grab stürzten. Es kommt uns nicht zu, eine Entscheidung abzugeben, ob die Vorwürfe völlig unbegründet sind oder nicht. Aber der Prinz selbst vertheidigt sich, daß er gehandelt habe in Uebereinstimmung mit seinem Generalstabe. Als der König im folgenden Jahre dem jüngeren Bruder Heinrich den Tod Wilhelms meldet und auch dann noch sich ausspricht über den Kummer, den Wilhelm ihm verursacht habe, erwiedert Heinrich:[1]) „Ich habe geseufzt über das Misverständnis zwischen Ihnen und meinem Bruder. Die Erwähnung, welche Sie mir gegenüber davon machen, vermehrt meinen Schmerz; aber der Respekt und der Kummer legen mir Schweigen auf, und darum antworte ich nichts über diese Sache.“ Entschiedener legte der Prinz Heinrich später seine Meinung an den Tag. Lange Jahre nachher und selbst lange nach dem Tode des Königs Friedrich errichtete der andere Bruder Heinrich zu Rheinsberg den Helden des siebenjährigen Krieges ein Denkmal. Unter den Helden, die dort der Prinz Heinrich feierte, fehlte Friedrich der König, ward als der erste verherrlicht Wilhelm.[2])

Nach der Schlacht bei Kollin handelte es sich nur noch um die Vertheidigung. Fortan erst trat der Zustand der Dinge ein, in welchem man diesen König so gern zu erblicken pflegt, wie er mit Löwenmuth sich wehrt gegen die Schaaren der Feinde ringsum. Es ist billig, daß wir in dieser Zeit ihn selber hören, von ihm selbst seine Plane, Hoffnungen und Berechnungen vernehmen aus dem, was er sagt, und aus dem, was er verschweigt. Vielleicht lassen sich dadurch einige Anschauungen berichtigen.

Im Juli 1757 schrieb Friedrich eine apologie de ma con-

1) Oeuvres XXVI. 178. — 2) Man vergleiche das Citat bei Preuß. II. 355.

duite politique.[1]) Er hält es für nöthig, wie er sagt, sich seinem Volke gegenüber zu vertheidigen. Warum trat wohl damals erst, nach der Schlacht von Kollin, die Erkenntnis dieser Nothwendigkeit an ihn? Einen Ausdruck irgend welcher öffentlicher Meinung, die dazu ihn bewegen konnte, gab es in seinem Lande nicht. Ob außer seinen Brüdern, die allerdings ihre Meinung nicht völlig verhehlten, irgend ein Minister, irgend ein General gewagt habe, in seinem Freimuthe bis zu der Andeutung einer eigenen Ansicht zu gehen, die etwa mit derjenigen des Königs nicht ganz übereinstimmte, ist sehr fraglich. Wie dem auch sei, der König entschloß sich zu einer Selbstvertheidigung. Könige sind allerdings nicht verantwortlich, sagt er; aber ein guter Fürst kann und muß, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, das Volk, dessen Haupt oder erster Minister er ist, über die Gründe unterrichten, welche ihn bewogen haben, diesen Entschluß eher als einen anderen zu ergreifen. Friedrich betheuert, daß seine Absichten rein sind, daß er nur gesucht hat die Ruhe und den Frieden seines Staates zu sichern. „Mein Gewissen ist so rein," sagt er, „daß ich mich nicht scheue ganz laut zu denken und die verborgensten Triebfedern meiner Seele offen darzulegen."

Wenn also ein Fürst auftritt: was läßt sich da erwiedern? Was hülfe da der Versuch einer Widerlegung, oder auch einer Beurtheilung? Sie kann gar nicht einmal unternommen werden, wenigstens nicht von einem seiner Unterthanen, auch dann nicht, wenn diese Unterthanen einige Freiheit hätten, ihre Gedanken zu sagen, wie diejenigen Friedrichs II. sie niemals hatten. Anders steht die Sache für die geschichtliche Betrachtung. Friedrich II. ist eine historische Person geworden. Darum fällt jegliche andere Rücksicht als diejenige der Wahrheit hinweg. Diese drängt zunächst zu einer besonderen Bemerkung. Es hat noch niemals ein

1) Oeuv. XXVII. 3. 280.

Fürst ein Manifest ausgehen lassen mit dem Zugeständnisse, daß man nach seiner Meinung daran zweifeln dürfe. Jeder Fürst verlangt Glaubwürdigkeit für sein Wort. Die Betheuerung dazu, daß er die Wahrheit sage, macht für den Augenblick, wo er spricht, das Gebot des Verstummens um so schärfer und eindringlicher, hat dagegen für die Nachwelt den Erfolg die geschichtliche Kritik um so lauter herauszufordern. Warum findet der König es nöthig das was er sagt, mit so vielen Worten zu betheuern? — Sehen wir also seine Darlegung.

„Jedermann weiß,“ sagt der König, „daß die Unruhen, welche Europa zerreißen, ihren Ursprung genommen haben in Amerika. Der Streit zwischen Engländern und Franzosen über den Fang des Stockfisches, ferner über einige unbewohnte Gegenden in Canada hat die Veranlassung zu diesem grausamen Kriege gegeben. Dieser Krieg war so entfernt von den Besitzungen der deutschen Fürsten, daß man schwer begreift, wie dieser Brand von einem Welttheile überspringen konnte zu einem anderen, der damit nichts zu thun hatte. Gegenwärtig gibt es vermöge der Politik unseres Jahrhunderts in der Welt keinen Streit, so gering er auch sei, der nicht in kurzer Zeit die ganze Christenheit ergreifen und in Wirrwarr zu bringen vermöchte.“

„Aber es handelt sich hier,“ fährt der König fort, „nicht darum, allgemeine Sätze aufzustellen, oder sich in leeren Declamationen zu ergehen: wir müssen zur Sache selbst kommen. Im Jahre 1755 befand sich Preußen verbündet mit Frankreich und Schweden.“

Wir haben zunächst zu bemerken, daß Friedrich II. hier, wie auch sonst des Reichsbandes, welches ihn mit den anderen deutschen Fürsten unter dem Kaiser hätte einigen sollen, welches, weil es ein Verhältnis der Abhängigkeit rechtlich begründete, jedenfalls enger war als irgend welches Bündnis mit auswärtigen Mächten, auch nur zu erwähnen nicht für nöthig erachtet. Darum auch redet er gar nicht von einem Kaiser, sondern nur von der Königin von Ungarn.

„Die Königin von Ungarn," fährt er fort, „welche unaufhörlich den Wiedergewinn Schlesiens im Auge hatte, eines Landes, welchem sie durch zwei feierliche Tractate entsagt hatte, die Königin von Ungarn, sage ich, hetzte ganz Europa gegen uns. Sie war im Bündnisse mit England und Rußland. Durch englische Guineen hatte sie den Moscowiten dahin gebracht alle Jahre auf den Grenzen von Liefland und Kurland Ostentation zu machen. Der König von Polen als Kurfürst von Sachsen hatte sich fest an das Schicksal des Hauses Oestreich gekettet."

That das bloß der Kurfürst von Sachsen? Fand Friedrich etwa die anderen deutschen Fürsten auf seiner Seite? Wenn wir einige derselben wirklich mit ihm halten sehen: so fragt es sich, ob das eine Billigung seiner Sache voraussetzt.

„Die Animosität des Kurfürsten von Sachsen gegen Preußen war so bekannt, daß man nur auf Verrath von seiner Seite gefaßt sein durfte, d. h. so daß er nicht zuerst sich gegen uns erklären, daß er aber das erste Unglück unsererseits benutzen würde, um uns zu Boden zu stoßen. Dazu bot ihm die Lage seines Landes alle Gelegenheit. Seit 1748 war ich während des Friedens bis zu dem gegenwärtigen Kriege so genau über alle Intriguen dieser feindlichen Höfe unterrichtet, daß ich ihre ganze Correspondenz in meinen Händen hatte. Dies ist klar und bewiesen durch die Papiere zur Rechtfertigung meines Verhaltens, welche gedruckt und in Jedermanns Händen sind."

Und dennoch diese weitere Rechtfertigung? Warum denn? Hatte etwa die erstere durch jene Papiere nicht genügt? Fühlte der König persönlich selbst die Unzulänglichkeit derselben?

„Sobald der Krieg zwischen Engländern und Franzosen in Amerika begann, sah ich voraus —"

Warum?

— „daß ich hinein verwickelt werden könne, und ich beschloß

alles zu thun, was von mir abhing, um nicht hineingezogen zu werden. Seit dem Herbste 1755 dachten die Franzosen, in der Furcht daß sie zur See das Uebergewicht über die Engländer doch nicht würden gewinnen können, darüber nach, den König von England in seinen deutschen Besitzungen anzugreifen. Sie hofften, im Lande Hannover den Streit zu enden, den sie in Amerika mit den Engländern hatten. Sie warfen anfangs die Augen auf mich, in der Meinung, daß mir jede Gelegenheit genüge, um mich zu schlagen."

Wie waren denn die Franzosen auf diese Meinung gekommen?

„Unser Tractat der Vertheidigung schloß alle Streitigkeiten aus, die in einer anderen Sphäre lagen, als derjenigen der gegenseitigen Garantie des Besitzes. Herr Bouillé ging über diese Schwierigkeiten leicht hinweg, und sagte mit ausdrücklichen Worten zu meinem Abgesandten Knyphausen, daß zu Hannover ein guter Schatz sei, den man mir überlasse. Das sei ein guter Fang. Ich ließ ihm einfach erwiedern: ein derartiger Vorschlag passe für Mandrin, [1]) und nicht für einen König von Preußen."

Immerhin. Aber der französische Hof hatte bei diesem Vorschlage sicherlich nicht die Absicht der Beleidigung gegen Friedrich II. Wenn dieser Vorschlag nun desungeachtet in solcher Form gemacht wurde: so scheint daraus hervorzugehen, daß der französische Hof eine außerordentlich geringe Meinung von der moralischen Qualifikation des Königs Friedrich II. hatte. Ob diese Meinung begründet oder unbegründet war, das zu untersuchen, dürfte denen überlassen bleiben, die Friedrich II. nicht bloß in militärischer Beziehung bewundern, wie wir, sondern auch in moralischer Hinsicht, wie wir es nicht thun. Wir constatiren lediglich die Thatsache der französischen Ansicht, und bemerken in Betreff der Antwort des

---

1) Oeuv. Tom. IV. 29. ein Spitzbube, den der König IX. 152 mit Cartouche zusammen nennt. Der Name hatte im Französischen etwa dieselbe Bedeutung, wie später derjenige des Schinderhannes in Deutschland.

Königs auf das französische Ansinnen, daß er seine Apologie schreibt für sein Volk.

„Ferner suchte der König von England meine Freundschaft, und ließ mir durch den Herzog von Braunschweig Vorschläge thun, welche dahin zielten, die Ruhe Deutschlands durch einen Neutralitätsvertrag zu sichern."

Das heißt mit anderen Worten in deutschem Sinne: der König von England als Kurfürst von Hannover bewies die zugleich für ihn nützliche und ehrenhafte Politik, Deutschland nicht hinein reißen zu wollen in einen Krieg, der Deutschland nichts anging. Es ist die Frage, ob Friedrich auch also verfuhr.

„Ich wollte mich auf nichts einlassen, bevor ich sicher wäre, ob Rußland den Aufreizungen des Hofes von Wien oder den Engländern folgen würde. Ich schrieb nach Wien an Klinggräf. Er erwiederte mir, daß die Engländer die Schnüre des Beutels hielten, und daß die Russen wie die Schweizer nur für denjenigen wären, der sie bezahle. Der Londoner Hof versicherte mir ausdrücklich, daß er für Rußland bürgen könne, und daß ich von dieser Seite nichts zu befürchten haben würde. Andere Privatnachrichten bestätigten die Geldnoth in Petersburg, so daß alle Gründe der Wahrscheinlichkeit mich zu der Annahme bewogen: die Russen würden blind der Partei der Engländer folgen, wenigstens sich nicht gegen die Verbündeten des Königs von Großbritannien erklären."

„Mein Bündnis mit Frankreich lief ab im Mai 1756. Ich mußte einen Entschluß fassen. Die Franzosen drängten mich zu handeln."

Also ungeachtet der moralischen Entrüstung über den Vorschlag der Franzosen dauerten noch die Unterhandlungen mit ihnen. Wenn sie drängten zu handeln, so konnte doch die Ablehnung des Vorschlages wohl kaum so unbedingt sein, wie es nach jenen Worten scheinen möchte.

„Wenn ich den Wünschen der Franzosen willfahrt hätte: so hätte ich mich verwickelt gesehen in einen Krieg gegen das Haus Oestreich, gegen Rußland, England und die Mehrzahl der deutschen Fürsten. Wenn ich eine Allianz mit England machte: so schien ich nur die Königin von Ungarn fürchten zu müssen."

Also nicht das Recht, nicht Nationalität, nicht irgend welcher anderer Grund, sondern lediglich die Zweckmäßigkeit entschied, damit man allein mit Oestreich zu thun habe.

„Der Entschluß der Neutralität, d. h. das Bündnis mit England erschien mir also als das sicherste, und ich zog es deshalb vor, weil ich nur dasselbe für geeignet hielt die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Im Winter des Jahres 1755/56 kam der Herzog von Nivernois nach Berlin mit den Vorschlägen eines neuen Vertrages. Um mich zu einer Diversion auf Hannover willfährig zu machen, bot er mir den Besitz der Insel Tabago an. Ich erwiederte ihm freimüthig, daß ich nicht dem Grafen von Sachsen ins Gehege kommen wollte, dem man einmal diese Insel gegeben, und daß ich nicht Krieg führen wolle wie ein Kaufmann. Ich zeigte ihm dann den Vertrag, welchen ich mit dem Könige von England gemacht hatte, und sagte ihm, daß ich keinen anderen Grund gehabt hätte diesen Vertrag zu schließen, als um Deutschland ruhig zu halten. Die Franzosen wurden über diesen Vertrag außerordentlich gereizt, obgleich sie keinen Grund hatten es zu sein. Sie hatten sich in den Kopf gesetzt, daß ich der Don Quixote aller ihrer Streitigkeiten sein würde, und daß ich Krieg und Frieden machen müsse, wie sie es für gelegen hielten."

Abermals tritt hier die Frage noch: wie waren denn wohl die Franzosen auf diese Gedanken gekommen? Friedrich schien vergessen zu haben, daß er sich selber gegen die Franzosen früher geäußert: er wolle für sie an die Stelle der Schweden treten. Waren die Franzosen der Meinung, daß er Krieg führen werde nach ihrem Gefallen: so lebte er seinerseits der Ueberzeugung, daß

die Franzosen ihn nicht fallen lassen würden: er thue auch, was er wolle.

„Was mich betrifft, so habe ich geglaubt und glaube es noch, daß ein souveräner Fürst" —

Friedrich war als Kurfürst des Reiches nicht souverän, sondern auf die Reichsverfassung verpflichtet.

„ein Recht hat Bündnisse zu schließen, mit wem es ihm gefällt, und daß nur Tributär- oder Söldnermächte den Befehlen ihrer Herren oder derjenigen, welche sie bezahlen, zu folgen haben. Meine Absicht war die Erhaltung der Ruhe in Deutschland. Bis zum Frühlinge 1756 hatte ich Hoffnung, daß es mir gelingen werde. Damals erfuhr ich, daß ein starkes Corps Russen sich in Kurland sammele. Dies erschien mir um so auffallender, da ich durch meine Verbindung mit den Engländern sicher war, daß dies nicht von ihnen kommen konnte. Ich fing darüber Erörterungen mit dem Ministerium in London an, und sobald ich bemerkte, daß die Bewegungen nicht mit dem Könige von England verabredet waren, erregte dies Verfahren mir großen Verdacht über die Absichten der Russen. Als ich im Monate Mai in Magdeburg war, erfuhr ich, daß diese Armee sich verstärkte. Alle Umstände in Verbindung mit den Correspondenzen, die gedruckt sind, brachten mich zu der Annahme, daß Preußen einen Angriff von dieser Seite zu fürchten habe."

Wir haben gesehen, wie derselbe König, der hier diese Worte über die Lage der Dinge im Monate Mai 1756 niederschreibt, am Ende desselben Jahres 1756 seinem Vertrauten Winterfeld gemeldet, daß von den Russen noch nichts zu fürchten sei.

„In Folge dessen ließ ich einige Regimenter nach Pommern marschieren, damit sie im Stande seien sich mit Truppen in Preußen zu vereinigen. Diese Bewegung, welche in der Königin von Ungarn keine Eifersucht erregen konnte, bewirkte, daß sie eine große Zahl von Truppen in Böhmen zusammen ziehen ließ. Man

weiß, wie diese Schritte Veranlassung wurden zu Erörterungen, welche den Krieg herbeiführten."

Waren in der That diese Schritte die Veranlassung? Waren in der That die Rüstungen der Kaiserin Ursache oder Wirkung der preußischen Rüstungen? Bei der Beantwortung dieser Frage fällt als wesentlichstes Moment in die Wagschale, daß beim Losbrechen Friedrichs die Rüstungen der Kaiserin höchst mangelhaft waren.

„Sobald ich erfuhr," fährt der König fort, „daß die östreichischen Truppen in allen Provinzen sich regten, schickte ich an Knyphausen Befehl darüber mit Bouillé zu sprechen und ihn zu benachrichtigen, daß sich in Deutschland ein Gewitter bilde, und daß, um es zu beschwören, es Zeit wäre Vorstellungen zu machen bei dem Hofe zu Wien, mit welchem Frankreich so eben eine Verbindung geschlossen. Herr Bouillé erwiederte trocken, daß Frankreich sich in diese Angelegenheit weder mischen könne noch wolle."

„Nach der ungewissen und arroganten Antwort" —

Wie war denn die Frage? —

„welche der Graf Kaunitz an Klinggräf gab, sah ich mich zum Kriege gezwungen. Die Königin von Ungarn hatte ihn beschlossen" —

Es fehlt für diese Behauptung in dieser Vertheidigungsschrift des Königs jeglicher Beweis.

„und wenn ich länger gewartet hätte: so würde ich meinen Feinden nur Zeit gelassen haben sich völlig zu arrangiren. Ich mußte zuvorkommen, damit man nicht mir zuvorkam. Wenn ich die Königin von Ungarn von Schlesien her angriff: so fühlte ich die Unmöglichkeit ihr großes Leid zuzufügen, und ich ließ in diesem Falle dem Könige von Polen als Kurfürsten von Sachsen, meinem gefährlichsten Feinde, die Zeit, durch Subsidien ein Heer von 40,000 Mann zu errichten. Wenn es übrigens ein Mittel gab in Böhmen Erfolge zu erringen: so war dies von Sachsen aus, wo

die Elbe und die Verbindung mit den Marken die Mittel gewährten sich zu erhalten."

„Das sind die Gründe, welche mich dahin gebracht haben den Entschluß, den ich ergriffen, anderen Entwürfen vorzuziehen."

Weitere Gründe zu seinem Einfalle in Sachsen gibt hier der König allerdings nicht an. Allein damit ist die Frage, ob er nun überhaupt weitere Gründe nicht gehabt, keineswegs erledigt. Indem wir dieselbe weiter untersuchen, verlangt es auch fernerhin die Pflicht geschichtlicher Gerechtigkeit dem Könige nicht Gedanken beizumessen, die ihm nie in den Sinn gekommen sind. Wir haben auch in Beziehung auf fernere Gedanken und Entwürfe, deren wir ihn für fähig halten, das hauptsächliche Gewicht nur auf seine eigenen Worte zu legen. Dazu eignen sich freilich nicht die Worte einer Apologie, welche für Viele bestimmt waren, sondern geheime Worte, die er in Form eines Testamentes seinem Nachfolger ans Herz legt.

„Wenn es sich darum handelt," schreibt derselbe König etwa 20 Jahre später für seine Nachfolger nieder,[1]) „passende Erwerbungen zu machen: so sind die sächsischen Staaten die geeignetsten, zumal da sie durch das Gebirge zwischen Sachsen und Böhmen eine Scheidewand gegen Oestreich haben. Es ist schwer zu sehen, wie diese Erwerbung zu machen sei. Das sicherste Mittel dazu scheint Böhmen und Mähren zu erobern und dann diese Länder auszutauschen gegen Sachsen. Es wäre auch möglich, daß man dies Land eintauschte gegen die Besitzungen am Rheine, indem man Jülich und Berg hinzufügt, oder wie auch sonst es geschehe."

„Diese Erwerbung ist unerlaßlich nothwendig, damit unser Staat die Consistenz erhalte, deren er bedarf. Denn sobald ein Krieg da ist, kann man ohne das geringste Hindernis bis nach Berlin gehen."

---

1) Oeuv. IX. 183. ff.

Friedrich setzt hierbei voraus, daß unter allen Umständen der Natur der Sache gemäß Sachsen zu Oestreich halte; denn ein Krieg mit einer anderen Macht als Oestreich kommt ihm selten oder geradezu niemals in den Sinn.

„Ich spreche übrigens nicht von unseren Rechten auf Anspach, Jülich, Berg, auf Mecklenburg, weil das bekannte Dinge sind, deren Verwirklichung man abwarten muß. Da der Staat nicht reich ist, so muß man durchaus sich hüten, sich in Kriege einzulassen, bei denen nichts zu gewinnen ist. Denn man erschöpft sich gar leicht mit offenbarem Verluste, und wenn dann eine gute Gelegenheit käme: so könnte man sie nicht benutzen. Alle entfernten Erwerbungen sind eine Last für den Staat. Ein Dorf auf der Grenze ist mehr werth als ein Fürstenthum, das 60 Meilen entfernt ist. Es liegt uns die Pflicht ob sorgfältig diese ehrgeizigen Plane zu verhehlen, dagegen, wo man kann, den Neid Europas gegen andere Mächte zu erwecken, um unter der Gunst dieses Neides solche Streiche auszuführen. Dies kann eintreten. Das Haus Oestreich, dessen Ehrgeiz mit offenem Angesichte einher schreitet, wird nicht verfehlen sich die Eifersucht und den Neid der großen Mächte Europas zu erwecken. Das Geheimnis ist eine wesentliche Tugend sowohl für die Politik, wie für die Kriegeskunst."

Wenn auch dieses politische Streben, welches Friedrich II. seinem Hause hinterlassen will, nicht gerade als ein rechtschaffenes bezeichnet werden dürfte: so wird man doch anerkennen müssen, daß die Offenheit, mit welcher er es seinen Nachfolgern empfiehlt, für uns Spätere ein helleres Licht, als bislang auf die schauerlichen Ereignisse wirft, welche man den siebenjährigen Krieg nennt.

Als der wahre Grund des Krieges erscheint mithin, daß der preußische König Friedrich II. das Sachsenland sich aneignen wollte. Daß er noch nach anderen Dingen trachtete, ist möglich und wahrscheinlich; doch dürfen wir nur auf seine eigenen Worte Gewicht legen. Er hat nun 1756 offenbar gedacht, daß er bei einem solchen

Unternehmen zu thun haben würde mit Sachsen und Oestreich, die beide nicht gerüstet waren. Mit England war er im Bündnisse. Frankreich mußte nach seiner Anschauung ihn schonen, um ihn zu seiner Zeit wieder gegen Oestreich zu gebrauchen. Wenn auch er sich nach allen Versprechungen Englands nicht auf Frieden und Sicherheit von Rußland her verlassen konnte: so glaubte er erwarten zu dürfen, daß Schweden und Dänemark ein Uebergreifen Rußlands nicht dulden, daß auch England zu diesem Zwecke eine Flotte in die Ostsee schicken werde. Das deutsche Reich hatte sich bei seinem ersten Friedensbruche von 1740 theilnahmlos verhalten. Er glaubte sich zu der Erwartung berechtigt, daß es auch dies Mal regungslos bleiben werde. Indem er Sachsen überrumpelte und sich dienstbar machte, dann rasch in Böhmen und Mähren einfiel, glaubte er dort in Böhmen und Mähren das Sachsenland zu erobern. Hören wir, um dieses darzulegen, weiter seine Vertheidigung seines politischen Verhaltens an sein Volk.

„Wie konnte ich ahnen," fährt er fort, „daß Frankreich 150,000 Mann ins deutsche Reich schicken würde? Wie konnte ich ahnen, daß dieses Reich sich erklären, daß Schweden sich in diesen Krieg mischen, daß Frankreich an Rußland Subsidien bezahlen würde? Wie konnte ich ahnen, daß die Engländer das Land Hannover nicht behaupten würden ungeachtet der Garantieen, die sie gegeben hatten? Ich durfte nicht erwarten, daß die Holländer sich durch Franzosen und Oestreicher ruhig einschließen lassen, daß Dänemark die Russen und Franzosen handeln lassen würde, ohne sich zur Wehr zu setzen, mit einem Worte, daß England mich im Stiche lassen könne."

Das heißt also: ich glaubte nur mit Sachsen und Oestreich zu thun zu haben. Und meine Maßregeln waren so getroffen, daß ich mit diesen beiden leicht zum Ziele zu kommen hoffte, indem ich sie unvorbereitet überfiel. Ich glaubte von den Anderen nichts zu fürchten zu haben. Ich glaubte, daß die natürliche Eifersucht Schwedens gegen Rußland die eine Macht durch die andere

in Schach halten würde. Ich glaubte, daß im Nothfalle, wenn die Dinge sich anders anließen, England durch seine Guineen nachhelfen könnte. In diesem Falle, wenn meine Berechnungen eintrafen, so erwarb ich Sachsen. — Also der Sinn der Worte des Königs. Aber ziehen wir auch das andere Ergebnis. Es drängt sich kurz zusammen in den Satz: Wenn ich alles hätte voraussehen können, was gekommen ist: so wäre ich in Sachsen nicht eingefallen, so hätte ich den Krieg nicht angefangen. Ich habe ihn angefangen, weil ich das Kommende nicht voraussah.

„Die Politiker," fährt der König fort, „können nicht in die Zukunft sehen. Was der große Haufe Zufall, die Philosophen zweite Ursache nennen, entgeht ihrer Berechnung."

Es ist also die wiederholte Versicherung, daß die Dinge anders gegangen sind, als sie nach seiner Berechnung gehen würden. Friedrich machte allein seine Politik. Niemand als er hatte die letzten Fäden seines Thuns in seiner Hand. Darum ist, auch wir müssen dies wiederholen, seine Politik und mithin die Schicksale der Millionen, die unmittelbar oder mittelbar durch seinen Willen bedingt wurden, nur aus seinen eigenen Worten zu erforschen, aus denen, die er spricht, und aus denen, die er verschweigt. Er erörtert, warum seine Berechnung nicht so weit gehen konnte.

„Wir haben Grundlagen," fährt der König fort, nach denen wir unser Urtheil bilden. Diese Grundlagen bestehen in den Interessen der Fürsten, und darin, was von ihnen die Allianzen fordern, in denen sie sich befinden. Noch dazu ist dieser letzte Punkt der Frage unterworfen."

D. h. wir muthmaßen die Entschlüsse, auch wo Bündnisse ein Anderes bedingen, nach den Interessen.

„Nun war," sagt weiter Friedrich II., „nach den Verträgen der König von Frankreich nur verpflichtet, der Königin von Ungarn mit 24,000 Mann beizustehen."

Diese Hülfe konnte allerdings für den König von Preußen nicht gefährlich werden, namentlich wenn er rasch seine Erfolge errang, wie er doch hoffte.

„Frankreich hatte keinen Vertrag mit dem Könige von Polen, keine Verbindung irgend welcher Art, welche den französischen König bewegen konnte, jenem zu helfen. Auch die Verwandtschaft ist nicht von Gewicht. Ludwig XIV. hatte einstmals Krieg mit dem Herzoge von Savoyen, dem Schwiegervater des Herzogs von Burgund. Niemals haben die Bande des Blutes Einfluß gehabt auf die Politik der Könige. Wie also konnte man vorhersehen, daß die Thränen der Dauphine, die Verläumdungen durch die Königin von Polen, die Lügen des Wiener Hofes Frankreich zu einem Kriege bewegen würden, der diametral den politischen Interessen jenes Reiches entgegen gesetzt war? Die Politik der Franzosen ist von alter Zeit her gewesen im Norden einen mächtigen Verbündeten zu haben, dessen Diversionen ihnen nützlich sein könnten. Schweden, welches früher Frankreich diente, hat seine Macht und seinen Einfluß in den Angelegenheiten des Continentes verloren. Es blieb also für Frankreich nur Preußen."

Wir finden hier dieselbe Anschauung wieder, welche der König schon früher den Franzosen ausgesprochen. Als er 1744 mit dem Franzosen Dumesnil den neuen Vertrag zum Angriffe auf die Erbstaaten Oestreichs abschloß, sagte er zu diesem: „Ich bin sehr froh, die Schweden zu ersetzen, welche ehemals die begünstigten Verbündeten von Frankreich waren. Jetzt ist das ein Körper ohne Seele. Ich aber habe eine solche, und man wird damit zufrieden sein." [1])

„Wer konnte denken," fährt der König fort, „daß eine unerklärliche Wendung der Dinge und die Ränke einiger Waschweiber Frankreich dahin bringen würden, seine Interessen und das einzige

1) Flassan: diplomatie française. Paris 1811. tom. V. p. 228.

System, welches denselben angemessen ist, preis zu geben? Warum bezahlte es Subsidien an Rußland? Warum brachte es Schweden in die Waffen? Warum hetzte es das Reich gegen Preußen, als nur, um diese Macht zu vernichten? War dies Benehmen die Folge des Verdrusses über den Neutralitätsvertrag in London? Diese Rache würde mir doch zu weit getrieben erscheinen. Oder geschah es zum Danke für einige Abtretungen, welche die Königin von Ungarn den Franzosen in Flandern machte? Diese Lockspeise würde mir allzu grob erscheinen, und ich weiß nicht, ob nicht für die Folge Frankreich erwarten muß, daß ungeachtet alles schönen Scheines das Wachsen des Hauses Oestreich, für welches jene Macht heute so eifrig arbeitet, sich zu Frankreichs größtem Nachtheile wendet."

Der König will sagen, daß ein starkes Oestreich das sicherste Bollwerk der deutschen Nation gegen Frankreich sein werde. Diese Ansicht des preußischen Königs Friedrich II. dürfte kaum bestritten werden können.

„Frankreich," fährt Friedrich II. fort, „nimmt zum Vorwande seines Einzuges in das deutsche Reich die Gewähr des westfälischen Friedens. Im Jahre 1745, als wir in Sachsen einzogen, beglückwünschte mich dieser Garant des westfälischen Friedens über meine glückliche That."

Es ist der seltsame Wahn dieses Königs, daß ihm alles erlaubt sei, den Anderen nichts. Er hat zweimal mit den Franzosen Bündnisse geschlossen und zweimal sie verlassen. Zum dritten Male hat er ein Bündnis mit England geschlossen, in dem Vertrauen, daß er den Franzosen zu unentbehrlich sei, als daß sie ihm ernstlich grollen würden. Da es dennoch geschieht, fühlt er sich tief beleidigt.

„Wie kann denn das," fährt er fort, „was im Jahre 1745 gut war, schlecht sein im Jahre 1756? Warum macht Schweden eine Schilderhebung, weil tausend Mann leichter Truppen durch einige Dörfer des Landes Würzburg gezogen sind? Unsere Feinde

haben nicht einmal ihre Handlungen überstreichen können: der Vorwand selbst hat ihnen gefehlt."

Wenn man eines Vorwandes bedurfte: so schien doch in der That der Bruch des Friedens durch den Einfall des Königs in Kursachsen zu einem solchen völlig hinreichend.

„War es ferner möglich, vorauszusehen," fragt weiter der König, „daß in einem sehr ernsthaften Kriege, welcher die englische Nation, das System und die Freiheit Europas betrifft, die Ränke und die innerliche Parteiwuth so sehr das Interesse der Nation überwiegen würden, daß die Minister für ihre heimischen Zänkereien die Interessen Europas vergessen könnten? Wie vermochte ich voraus zu sehen, daß, nachdem man mir ein Geschwader für die Ostsee versprochen, es man mir völlig wieder abschlagen würde zu einer Zeit, wo ich desselben am nöthigsten bedurfte?"

„Wenn ich nichts sage von dem Phantome des Reiches, welches für seine Tyrannen arbeitet: so geschieht das darum, weil die Schwäche desselben sich jederzeit gebeugt hat unter die vorherrschende Macht, deren Drohungen es fürchtete."

Es ist die stehende Redeweise des Königs Friedrich II., und von ihm in gleicher Weise wie so vieles Andere auf preußische Schriftsteller übergegangen, daß das Haus Oestreich selten ohne das schmückende Beiwort des tyrannischen und hochmüthigen erscheint. Dieser Vorstellung entsprach es, die Abneigung der Deutschen gegen den herrischen Uebermuth und die Gewalt des Preußenkönigs kurzweg als Schwäche und Furcht vor Oestreich zu bezeichnen. Für die rechtliche Anschauung lagen die Dinge anders. Das Reich erklärte sich gegen Friedrich, weil es seinen Einfall in Sachsen für einen Reichsfriedensbruch ansah.

„Aber Holland," fährt der König fort, „welches die Verträge bricht, die es mit England gehabt hat, welches sich von allen Seiten durch die Franzosen umgeben läßt: — aber die Dänen, welche sehen, daß Schweden seinen Verträgen entgegen handelt, und daß

es nach dem Wiedergewinn von Pommern auf gleiche Weise alle Abtretungen wieder fordern kann, welche es je gemacht hat; — dieses selbe Dänemark, das ruhig zusieht, welche Macht die Russen in der Ostsee usurpiren, und das keine Hülfsmittel vorbereitet, um sich Holstein zu bewahren für den Fall, daß etwa dem Großfürsten nach seiner Thronbesteigung es gefallen würde Holstein wieder nehmen zu wollen —: das sind Dinge und Ereignisse, welche die menschliche Klugheit nicht voraussehen konnte."

„Man klage mich," fährt der König fort, „wenn man will, vor dem Tribunale der Politik an":

d. h. man beschuldige mich eines politischen, von mir begangenen Fehlers,

„ich behaupte, daß Europa seit der Liga von Cambrai kein so unglückseliges Complot gesehen hat als heute, daß selbst die Liga von Cambrai sich nicht mit dem gefährlichen Triumvirate vergleichen läßt, welches gegenwärtig sich erhebt, welches sich das Recht beilegt, Könige zu richten, und doch seinen ganzen Ehrgeiz noch nicht enthüllt hat. Wird man auch einen Reisenden, gegen welchen drei Straßenräuber mit ihren Banden sich zusammenthun, der Unklugheit anklagen, wenn er etwa im Dickicht eines Waldes, den seine Geschäfte ihn zu durchschreiten nöthigten, von Mörderhand den Tod findet?"

Es waren seltsame Geschäfte eines friedlichen Reisenden, welche der König Friedrich II. in dem unglücklichen Sachsenlande zu betreiben gedachte.

„Wird nicht Jedermann," fährt er fort, „lieber den Räubern nachspüren, um sie zu fangen und sie in die Hände der Gerechtigkeit einliefern, damit sie dort ihren verdienten Lohn empfangen?"

Es dürfte nicht unangemessen sein, bei solchen Worten immer wieder aufs neue daran zu erinnern, daß der König Friedrich II., wo er sich von seinen Gegnern beleidigt glaubt, mit einem ge-

wissen Eifer an sie den Maßstab der bürgerlichen Moral zu legen pflegt. [1])

„Wir arme Sterbliche! Die Welt urtheilt über unser Verfahren nicht nach unseren Beweggründen, sondern nach dem Erfolge. Was denn bleibt uns zu thun übrig? — Wir müssen glücklich sein.“

Es ist, wie wir dargethan zu haben glauben, unser beständiges Bestreben gewesen, den König nicht nach den Erfolgen seiner hohen Feldherrngaben zu beurtheilen, sondern nach seinen Beweggründen, weil er selbst also es fordert. Darum ziehen wir auch hier diese noch einmal zusammen. Der König betheuert, daß er nach seiner politischen Berechnung diese Zahl der Feinde ringsum nicht erwarten durfte. An diese ausgesprochene Betheuerung knüpft sich mit innerer Nothwendigkeit die nicht ausgesprochene, daß er, wenn er eine so allgemeine Erhebung gegen sich vorausgesehen, anders gehandelt haben würde. Dieses anders Handeln konnte den Umständen gemäß nur darin bestehen, daß er nicht Sachsen überfiel, nicht durch diesen Ueberfall den Frieden brach, nicht durch diesen Friedensbruch die Zahl seiner Feinde vermehrte, und das drohende Unwetter gegen sich heraufbeschwor, das heißt mit anderen Worten: Friedrich II. und Niemand anders als er trägt nach seiner eigenen Darlegung für Deutschland die Schuld des siebenjährigen Krieges.

Es gebührt ihm die Anerkennung, daß er mit erstaunlichem Geschicke und fester Standhaftigkeit sich durch denselben hindurchgesteuert hat. Wir haben in kurzen Zügen die Mittel und das Verfahren anzudeuten, durch welche ihm das möglich wurde.

---

1) cf. Oeuv. XX: 271. vom 4. Octbr. 1758.

Dreizehnter Abschnitt.

Die einfachste und natürlichste Politik für einen deutsch gesinnten Mann hätte geboten, sich mit dem Kaiser und allen anderen deutschen Fürsten zu gemeinsamer Abwehr der Fremden zu verbinden. Nicht also war es Friedrichs Sinn. Er wollte gern sich mit allen Anderen verständigen, um nur den Krieg gegen Oestreich, den Krieg der Deutschen gegen Deutsche fortzusetzen. Er wußte auch diesem Kriege eine ideale Seite abzugewinnen. „Deutschland," meint er gegen seine Schwester von Baireuth, „ist gegenwärtig in einer furchtbaren Krisis. Ich bin gezwungen, allein die Freiheit, die Privilegien, die Religion desselben zu vertheidigen." Was doch hatte abermals mit seinem Kriege, den hauptsächlich die protestantischen Sachsen und Mecklenburger bezahlen mußten, die Religion zu thun? Was doch konnte die Religion damit zu thun haben für einen Mann, der die positiven Kirchenformen nur unterschied nach dem größeren oder geringeren Maße der Verachtung, die er ihnen zollte? Auch der Markgräfin mochte diese Ansicht seltsam vorkommen. Sie selbst freilich wandte damals sich an Geistliche, nicht jedoch in irgend einer religiösen oder kirchlichen Absicht. „Ich leide sehr an Schlaflosigkeit," meldet sie. „Ich habe

zu Predigten meine Zuflucht genommen; allein man hat mich gelangweilt und doch nicht eingeschläfert.“ [1])

Der König fand indessen ein brauchbares Werkzeug, um diese seine Eigenschaft eines Glaubenshelden der Welt zu verkünden. Es war der französische Marquis d'Argens. Unter den Schmeichlern des Königs steht dieser Franzose oben oder unten an, je nach der Auffassung. Er findet den König als Schriftsteller erhaben über Tacitus. [2]) Friedrich hat alle Vorzüge des Römers, ohne die Fehler desselben. Doch dergleichen Dinge konnte der König auch von Anderen hören. d'Argens fügt mehr hinzu. „Sein Sie überzeugt,“ spricht er zu dem Könige, „daß ich, ohne den Hofmann spielen zu wollen, weit lieber bei Ihnen in Sanssouci, als bei dem himmlischen Vater im Paradiese bin.“ [3]) Bei diesem d'Argens, dem die eigene Frau später vor dem Könige das Zeugnis [4]) ausstellte: „Er verachtete die eitelen Schrecken eines künftigen Lebens: kurz er starb als ein großer Philosoph —“ bei diesem d'Argens sproßte der Gedanke, den Krieg recht nachdrücklich zum Religionskriege zu stempeln. Die Gedanken des Philosophen jagen sich rasch. Noch im April trägt er sich mit dem Plane, unter dem Namen eines Quäkers eine Predigt zu verfassen gegen alle Religionen, die Priester haben. Vierzehn Tage nachher wälzt er in sich den Gedanken einer Broschüre, in welcher er darthun will, daß im Falle der Niederlage des Königs der gänzliche Umsturz des Protestantismus zu befürchten stehe. Aber eine solche Broschüre muß deutsch sein, damit sie auf das Volk wirke, und d'Argens kann nicht deutsch schreiben. Indessen der Gedanke läßt ihm keine Ruhe. Schon Mitte Juni hat er zwei Briefe verfaßt, und zwar unter dem Namen eines protestantischen Geistlichen. Im ersten Briefe hat er sich vorgesetzt, zu beweisen, daß es zu allen Zeiten die Ab-

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 286. — 2) Brief vom 17. Novbr. 1759. — 3) a. a. O. — 4) 19. März 1771.

sicht des Hauses Oestreich und der französischen Regierung gewesen sei, die Reformation zu unterdrücken. Im zweiten Briefe beweist er, daß die beiden Mächte glauben, der günstige Zeitpunkt sei jetzt gekommen. Er hat Glück damit. Das ganze Publikum glaubt, daß in Wahrheit ein protestantischer Geistlicher der Verfasser sei. D'Argens bittet nur den König ihn nicht zu nennen. „Denn," sagt der Philosoph, „aller Nutzen ginge verloren, wenn man erführe, daß diese Briefe von einem Schriftsteller herrühren, dessen Bücher in mehren Ländern wegen Irreligion verbrannt sind." Auch wir bekennen uns zu derselben Ansicht: aller Nutzen wäre verloren gegangen. Auch der König war derselben Meinung. Er verrieth mithin den Namen nicht, das Volk ward durch den Marquis d'Argens überzeugt von der neuen Glaubensretterschaft, und die beiden Philosophen fuhren fort über die Dummheit dieses Volkes zu lachen. Der König schreibt anonym einen Brief der Pompadour an die Königin. D'Argens beweist ihm schlagend, daß Friedrich der Verfasser ist. Er baut seine Schlüsse so auf.[1] „Dies Werk ist voll Witz und Phantasie, wie die Schriften Voltaires und des Philosophen von Sanssouci. Wir wissen, daß es nicht von Voltaire ist: daher haben wir alle Beweise in Händen, daß der Philosoph der Verfasser ist. Irreligion, Witz, Stil, Dreistigkeit in den Gedanken: alles dies erhebt unsere Muthmaßung zur Gewisheit." Derselbe Philosoph d'Argens schreibt dann ein Buch, „zu dem Zwecke für immer den Aberglauben zu vernichten, dem man den Namen Religion gegeben hat."[2])

Einstweilen jedoch hatte der eine Philosoph den anderen zum Religionshelden und Glaubensretter gestempelt.

Diese Glaubensretterschaft war mithin gekehrt gegen Oestreich und Frankreich. Friedrich hoffte indessen noch die Umkehr dieser letzteren Macht. Der Gedanke, daß Frankreich durch das Bündnis gegen

---

1) 27. Mai 1760. — 2) 14. Octbr. 1762.

ihn einen großen politischen Fehler begehe, stand so fest in Friedrichs Seele, daß er nicht ablassen konnte von der Hoffnung, es werde möglich sein, dieses Bündnis zu zersprengen. Wenn Frankreich sich lossagte: so folgten aller Wahrscheinlichkeit nach auch Schweden und Rußland. Allein wie war das möglich zu machen? Friedrich vertraute sich seiner Schwester von Baireuth an.[1]) Er forderte gleich nach der Schlacht von Kollin sie auf, nachzuforschen, ob sich die Franzosen über Bedingungen des Friedens erklären wollten, damit man wissen könne, was sie vorhaben und ob mit ihnen etwas zu machen sei. Er gibt seiner Schwester Vollmacht, für seine gute Stimmung gegen die Franzosen zu bürgen. Vielleicht wird man erfahren können, meint er, ob der Vertrag wirklich besteht, den sie mit Oestreich gemacht haben sollen, und wenigstens wird man nach ihren Vorschlägen urtheilen, was im Falle der Noth von ihnen zu erwarten ist.

Wir sehen, daß der König auch damals, mitten im Sommer 1757, noch nicht weiß, welche Absichten Frankreich und Oestreich gegen ihn haben.

Die Markgräfin war erbötig, die Friedensversuche am Hofe zu Versailles zu übernehmen. Friedrich wies sie an, zu diesem Zwecke den Herrn von Mirabeau nach Frankreich zu schicken. Er ermächtigte sie, der Pompadour bis zu einer halben Million Thaler bieten zu lassen, ja selbst darüber hinaus zu gehen, wenn man zugleich die Pompadour bewegen könne, ihm einige Vortheile zu verschaffeu. Nur müsse die größte Vorsicht obwalten; denn die geringste Ahnung, die man in England davon erhalte, werde alles verderben. Friedrich begnügt sich nicht mit den Schritten seiner Schwester. Er selbst schickt ein Bouquet und schreibt einen Brief dazu an eine Madame Therese[2]) in Paris. „Sie ist weder eine spanische Heilige, noch stolz wie die deutsche Therese, sondern

1) Oeuv. XXVII. 1. 293. — 2) Oeuv. XVI. 343.

begnügt sich, die liebenswürdigste der Französinnen zu sein." Näheres über diese Person ist nicht bekannt, zumal da die Schritte erfolglos bleiben.

Friedrich II. läßt dagegen der Heftigkeit seines Unwillens über den Angriff gegen ihn freien Lauf, und wiederholt unter verschiedenen Formen den Vergleich seiner Lage mit derjenigen eines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft. „Wenn dort drei Bürger über ihren Nachbar herfallen wollten, um ihn zu berauben: so würden sie ohne allen Zweifel im Namen der Gerechtigkeit gerädert werden. Aber Fürsten, welche diese selben Gesetze der Gerechtigkeit in ihren Staaten aufrecht halten, geben selbst ihren Unterthanen das hassenswerthe Beispiel des Verbrechens. O Zeiten, o Sitten! Besser wäre es bei Tigern und Panthern zu wohnen, als in einem Zeitalter, das sich für gebildet hält, unter den Räubern, Mördern und Treulosen zu weilen, welche diese arme Welt regieren. Glücklich ist der unbekannte Mensch, der von Jugend auf jeder Art des Ruhmes entsagt, der keine Neider hat, weil er in der Dunkelheit hinlebt, dessen Glück nicht die Habgier der Verbrecher stachelt." Der König selbst fühlt freilich, daß es mit dieser Art von Philosophie nun zu spät sei. Er hatte beim Beginne des ersten schlesischen Krieges gerade das Gegentheil empfunden, gedacht, gesagt, und was ferner kam, war ja nur eine mittelbare Folge von damals und doch auch wieder eine Folge nur durch ihn selbst.

Im Spätsommer 1757 wird seine Lage immer gedrückter. Er versucht, Verse zu machen [1]. „Das Unglück," ruft er, „hat in mir den Geschmack für die Posie wieder erweckt, und so schlecht auch immer meine Verse sein mögen: so leisten sie mir doch in meiner traurigen Lage den größten Dienst." Und doch helfen diese Verse nur einen Augenblick; die Wirklichkeit dringt auf ihn ein und malt ihm die Zukunft dunkel und schwer. „Was mich nieder-

1) Oeuv. XXVII. 1. 399 ff.

drückt," meint er, „ist, daß ich nichts thun kann. Wenn ich vorrücke, flieht der Feind. Wenn ich mich zurückziehe, folgt er mir, aber immer außer meinem Bereiche." [1])

War es bloß das? War es nicht zugleich auch der innere nagende Vorwurf, daß lediglich er selbst die Schuld trage an dem unendlichen Jammer, der über ihn und um seinetwegen über die Millionen der Unschuldigen kam? In einer solchen Zeit durfte ihm die Markgräfin den Vorschlag machen, durch die Rückgabe von Schlesien sich mit dem Kaiserhause auszusöhnen. Es war ein Vorschlag, der den inneren Frieden, die Ruhe und Sicherheit von Deutschland neu befestigt hätte. Aber kein Vorschlag konnte dem Könige Friedrich mehr zuwider sein als dieser. „Nein, meine liebe Schwester," ruft er ihr entgegen, „Sie werden nicht mir einen solchen Rath geben. Soll die Freiheit, dies kostbare Vorrecht, im achtzehnten Jahrhunderte einem Fürsten minder werth sein, als sie es einst römischen Patriziern war? Soll man sagen, daß Brutus und Cato den edelen Sinn weiter trieben als Fürsten und Könige? Die Festigkeit stemmt sich dem Unglücke entgegen, und nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und schmiegen sich unter den Druck. Niemals werde ich zu dieser Schande mich entschließen. Wenn ich nur meiner Neigung folgte: so hätte ich gleich anfangs nach der unglücklichen Schlacht, die ich verlor, mich davon gemacht (je me serais dépêché). Aber ich habe gefühlt, daß das eine Schwäche, daß es dagegen meine Pflicht war, das eingetretene Unglück wieder gut zu machen. Ich habe es versucht hier und da; aber das Unglück hat sich gemehrt. Es bleibt mir nichts Gutes zu thun mehr übrig: der Feinde sind zu viele. Selbst wenn es mir gelingt, zwei Armeen zu schlagen: so ist noch eine dritte da, die mich erdrückt. Ich mache noch einen Versuch: es ist der letzte." Er zählt seine Un-

---

1) Brf. v. 16. Octbr. 1757.

glücksfälle auf. „Es sind die Schlachten von Kollin und Jägerndorf, der unglückliche Rückzug des Prinzen von Preußen, der Verlust der Magazine von Zittau, der Verlust aller westfälischen Provinzen, das Unglück und der Tod von Winterfeld, der Einfall der Schweden in Pommern, der Franzosen in Magdeburg und Halberstadt, der Verlust aller der Verbündeten. Und dennoch härte ich mich noch gegen das Unglück, so daß ich mein Betragen für frei halte von jeglichem Tadel. Ich bin fest entschlossen gegen das Unglück zu kämpfen, aber zugleich auch nicht meine Schande und den Schimpf meines Hauses zu unterzeichnen. Das geht im Grunde meiner Seele vor, und das ist die Generalbeichte dessen, was mich bewegt."

Es ist von hohem Interesse sich den Mann zu vergegenwärtigen, wie er selber damals denkt, und nicht, wie Andere ihn haben denken lassen. In seiner gedrückten Lage bedurfte er eines anderen Menschen, gegen den er offen und rückhaltslos von seinem Standpunkte aus seinen Sorgen, seiner Furcht und seiner Hoffnung freien Lauf läßt, und seine Entschlüsse offen ausspricht.

„Was Sie betrifft, meine liebe Schwester," also fährt er fort, „so habe ich nicht das Herz Sie von Ihren Entschlüssen abzumahnen. Wir denken gleich, und ich kann nicht Ihnen die Gefühle verübeln, welche ich täglich selbst empfinde. Das Leben ist uns von der Natur wie eine Wohlthat gegeben. Sobald es aufhört das zu sein, endet der Vertrag, und jeder Mensch hat das Recht sein Unglück in dem Augenblicke zu enden, den er dafür geeignet hält. Man pfeift den Schauspieler aus, der nichts mehr zu sagen hat und dann doch auf der Scene bleibt. Den Unglücklichen beklagt man im ersten Augenblicke. Bald indessen wird das Publikum seines Mitleids müde. Die menschliche Bosheit kritisirt. Man findet, daß die Unglücklichen alles, was ihnen zustößt, sich selber zugezogen haben. Man verdammt sie. Man endet damit sie zu verachten."

Und lag denn nicht etwa diese Kritik sehr nahe?

„Wenn ich dem gewöhnlichen Laufe der Natur folge: so werden der Kummer und meine schlechte Gesundheit meine Tage in wenigen Jahren enden. Das hieße mich selber überleben und feige dulden, was zu vermeiden in meiner Macht steht. Sie allein, meine Schwester, bleiben mir übrig in dem Weltall als die Einzige, an die ich mich binde. Meine Freunde, meine theuersten Verwandten ruhen im Grabe: kurz ich habe alles verloren. Wenn Sie denselben Entschluß fassen, wie ich: so enden wir zusammen unser Unglück und unsere Leiden. Diejenigen, welche in der Welt bleiben, mögen dann die Sorgen zu Ende bringen, die auf ihnen lasten, um die Bürde zu tragen, welche so lange unsere Schultern gedrückt hat."

„Das sind traurige Reflexionen; aber sie kommen überein mit meinem gegenwärtigen Zustande. Wenigstens soll man nicht von mir sagen können, daß ich die Freiheit meines Vaterlandes und die Größe meines Hauses überlebt habe. Die Epoche meines Todes wird diejenige der Tyrannei des Hauses Oestreich sein."

Es ist der stroherne Schild, mit welchem der König sich zu decken sucht gegen den nagenden Vorwurf im Inneren. Zu dem Hause Oestreich stand das gesammte deutsche Reich bis auf Hannover, welches eine gerechte Sache der Vertheidigung gegen Frankreich hatte, welches im anderen Falle sicherlich nicht für Friedrich II. von Preußen gegen Oestreich gekämpft haben würde.

„Aber was liegt daran," fährt der König fort, „was geschieht, wenn ich nicht mehr bin? Mein Gedächtnis wird nicht beladen sein mit der Erinnerung des Unglückes, das hereinbricht nach meinem Tode. Man wird erkennen, aber zu spät, daß ich mich bis zu Ende der Unterdrückung und der Sklaverei des Hauses Oestreich entgegen gestellt habe, und daß ich nur unterliege durch die Feigheit derjenigen, welche, anstatt ihren eigenen Vertheidigern beizutreten, die Partei der Unterdrücker ergriffen haben."

In Wahrheit bestand ja das ganze Unglück darin, daß der Preußenkönig eine Provinz herausgeben sollte, zu deren Erwerbung er die Gunst der Umstände nicht in einer ehrenhaften Weise benutzt hatte. Und dennoch ist es begreiflich, wie Friedrich durch diese Standhaftigkeit bei seinen Anhängern auch da Bewunderung hat erregen können, wo wir moralisch und patriotisch ihn hart anklagen müssen. Man muß die Lage betrachten, in welcher er sich damals im October 1757 befand, und nicht die baldige Wendung derselben, welche er damals nicht vorhersehen konnte.

Denn das Unglück für ihn hatte einstweilen sich erschöpft, und das an Wechselfällen reiche Jahr ließ eine andere Sonne ihm emporsteigen. Friedrich schlug am 5. November bei Roßbach die Reichstruppen und die Franzosen.

Wie so seltsam verknüpfen sich die Neigungen und Abneigungen der Menschen! Auf den Feldern von Roßbach stritten Deutsche mit Franzosen gegen andere Deutsche. Es war das erste Mal, daß Friedrich II. gegen Andere als deutsche Truppen schlug. Es waren Franzosen. Er that es nicht gern. Er hätte wohl lieber ein Treffen mit den Franzosen vermieden; denn er lebte noch immer der Hoffnung, daß der französische Hof umlenken würde von der thörichten Politik gegen den preußischen König [1]). Er wollte die Reichstruppen schlagen, und konnte nicht umhin zugleich die Franzosen mit zu schlagen. Er selbst gibt das ganze ihm gegenüberstehende Heer auf 63,000 Mann an, die Franzosen davon auf 20 Bataillone und 14 Schwadronen. Er sträubt sich den Sieg allzusehr zu erhöhen. Nicht einmal beutet er ihn aus [2]). „Hätte der Feind," sagten die Franzosen, „nachdem er uns geworfen, uns lebhaft verfolgt: so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt, und es ist gewis, daß der König von Preußen Befehle gegeben unsere Leute zu schonen, dagegen die Deutschen zu zermalmen. Seine Husaren haben mehre von unseren Leuten zurückgeschickt."

1) Oeuv. XXVII. 1. p. 310. 2) Preuß. II. 97.

Und dennoch ist dem Preußenkönige von keinem Treffen her bei den Nachkommen ein größerer Ruhm erwachsen, als aus der Schlacht bei Roßbach. Die Deutschen vergaßen, daß Friedrich dort zunächst und hauptsächlich seine eigenen Landsleute hatte schlagen wollen. Sie sahen ihn, weil er die Franzosen geschlagen, die er lieber ungeschlagen gelassen hätte, an als einen Vorkämpfer der deutschen Nation gegen die Franzosen. Und bis auf den heutigen Tag feiern ihn manche Deutsche in diesem Sinne, den Friedrich für sich niemals beansprucht, noch gewollt hat.

Wie auf der einen Seite später mit dem Erlöschen der Erinnerung an den Jammer der Kriege, welche Friedrich II. über das deutsche Land gebracht, sich bei vielen Deutschen der Gedanke festsetzte, daß Friedrich bei Roßbach wesentlich und hauptsächlich die Franzosen geschlagen: so wuchs dafür in den Unterthanen des Preußenkönigs eine andere Meinung empor. Die Schlacht bei Roßbach war ein starker Keil in das Gefüge der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme. Man erwog nicht, daß die militärische Organisation des Reiches eine unendlich mangelhafte, und die Führung dieser Reichstruppen eben darum eine sehr schlechte sei: man dachte sich gar gern und leicht diejenigen Deutschen, welche der Zufall unter das Haus Brandenburg gestellt, an kriegerischen Eigenschaften höher begabt, als die andern Deutschen, die nicht dieses zweifelhaften Glückes sich erfreuten. Die Schlacht bei Roßbach hatte wegen des kläglichen Verhaltens der Reichstruppen eine Selbstüberhebung der Preußen gegen sie zur Folge, die sich in vielen preußischen Schriften jener Zeit wieder spiegelt und fortan für lange Jahre traditionell wurde.

Damals freilich war das nicht zu verwundern. Friedrich und seine Unterthanen standen in scharfer Spannung zu allen anderen Deutschen. Der König warnt seine Schwester zur selben Zeit [1])

1) Oeuv. XXVII. 1. 308. 15. Octbr. 1757.

den Nachrichten aus dem Reiche irgend welchen Glauben beizumessen, weil sie alle östreichisch gefärbt seien. Wie auch konnte es anders sein? Eben damals erlebte man, daß der preußische Gesandte zu Regensburg frevelhaft Hand anlegte gegen die persönliche Sicherheit eines öffentlichen Beamten des Kaisers und des Reiches. Nach den bestehenden Rechtsformen trug der Reichsfiskal einem Notare auf, die Anklage gegen den Kurfürsten von Brandenburg wegen des friedbrüchigen Einfalles in Sachsen dem Gesandten des Kurfürsten einzuhändigen. Also brachte es das Amt des Notars mit sich. Mit Mühe erlangt er Einlaß. Kaum aber hat er begonnen, als der Gesandte Plotho sich mit Schimpfreden auf den Unglücklichen stürzt, der vergebens sich auf seine Pflicht beruft. Plotho stößt ihn zum Zimmer hinaus und befiehlt den dort stehenden Bedienten, den Notar über den Gang hinunter zu werfen. Die Bedienten beweisen mehr Achtung vor Recht und Gesetz, als ihr Herr, und zaudern, bis der Notar mit seinen Zeugen unverletzt die Stufen niedersteigt. Dann erst folgen sie ihm bis an die Thür [1]).

Und auch daraus hat man Ruhm gesogen für diesen Gesandten und für seinen König!

Die alten Ordnungen des Reiches waren morsch. Also war es die Folge der Geschichte der deutschen Nation, die Folge der Geschicke, welche nicht sie selbst sich gemacht, sondern, welche die Hand der Fremden, vor Allen der Schweden und Franzosen über sie gebracht hatte. Friedrichs Wort, daß er an die Stelle jener getreten sei, war nicht ein leeres. Sein neues frisch aufgeschossenes Königthum war mit dem alten deutschen Reiche unverträglich. Damit jenes bestehe, zersprengte er dieses. Er that es mit dem vollen Hohne und Uebermuthe des Emporkömmlings.

Er stand damals auf der Höhe seines militärischen Ruhmes.

---

1) Preuß. II. Anhang p. 397.

Von Roßbach aus wandte er seine Fahnen ostwärts nach Schlesien. Es war gerade ein Monat verflossen nach jenem großen Siege, als er sich anschickte, einen anderen, größeren zu erringen, der alle bisherigen überstrahlte. Da wir uns nicht bekümmern um die Anzahl der Regimenter und Kanonen, sondern um die moralischen Kräfte, die in dem Kriege thätig waren: so erfordern diese hier unsere nähere Betrachtung.

In den Zeiten großer Erregung pflegt es zu geschehen, daß die aufwallende Begeisterung hervorbricht in poetischen Ergüssen aller Art. Eine solche Zeit ist diejenige der Jahre 1813 und ferner. Ein frisches warmes Leben durchzuckt die Menschen und findet sie bereit zu einer Opferwilligkeit und Freudigkeit, die in dem farblosen Einerlei des täglichen Jagens und Haschens nach Erwerb und Genuß der gewöhnlichen Zeiten wie eine jugendliche Thorheit erscheint. Nicht also war es im siebenjährigen Kriege. Die schauerliche Zeit war an echter, opferwilliger Begeisterung vielleicht eben so arm oder ärmer noch als der dreißigjährige Krieg. Der Krieg von 1813 und den beiden folgenden Jahren hat die deutsche Nation tief aufgerüttelt, hat in aller und jeder Beziehung ergiebige Saaten ausgestreut, weil er reich war an Ideen aller Art. Jene beiden Kriege sind so unsäglich verderblich gewesen, weil sie arm waren an den Ideen, welche das Leben der Menschen zu beseelen und zu erhöhen vermögen. Der dreißigjährige Krieg war verhältnismäßig an poetischen Ergüssen weniger der Begeisterung als der stillen Ergebung in das unabwendbare Geschick des Jammers vielleicht noch reicher, als der siebenjährige in seiner trostlosen geistigen Armuth. Ob Gleims frostig matte Kriegslieder die Grenadiere Friedrichs in Wahrheit so begeistert haben, wie man vielfach erzählt, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Wenn nicht die Menschen jener Zeit mit schwächerem Feuer zu erwärmen waren, als diejenigen unserer Tage: so möchten wir die Möglichkeit einer solchen Wirkung in anderen Kreisen als in denjenigen

des Dichters selbst etwas bezweifeln. Der wirkliche Ruhm jener Kriegslieder besteht darin, daß sie die einzigen sind.

Auch das bekannte Wort von Göthe, daß erst mit den Thaten Friedrichs im siebenjährigen Kriege ein rechter Inhalt in die deutsche Poesie gekommen sei, scheint nicht einen Beweis des Gegentheils für das hier Gesagte beizubringen. Es handelt sich um die Frage wirklicher Leistungen, die unmittelbar oder mittelbar den Anregungen des siebenjährigen Krieges entspringen. Die vorzüglichste poetische Arbeit, die wir aus jener Zeit besitzen, Lessings Minna von Barnhelm, steht in sehr starkem Gegensatze zu den Neigungen des Königs. Die bedeutendste That, durch welche der König anregend und mittelbar förderndgewirkt hat, dürfte die Schlacht von Roßbach gegen die Franzosen gewesen sein, eine Schlacht, die Friedrich II. nach seinem Sinne lieber ungeschlagen gelassen hätte. Für das Verhältnis des Königs zu deutscher Poesie und Litteratur überhaupt dürfen, wie für sein ganzes Thun und Wirken hauptsächlich nur seine eigenen Worte maßgebend sein. Diese werden wir später zu untersuchen haben. Wir beschränken uns hier zunächst auf den siebenjährigen Krieg und suchen nach irgend welchen geistigen und idealen Motiven. Wir haben gesehen, wie der König wohl einmal sich selbst als einen Vorkämpfer der Religion bezeichnet. Daß Andere ihn dafür hielten, ist glaublich; denn der Mensch legt gern hervorragenden Persönlichkeiten derartige Motive unter, die ihnen einen höheren Glanz zu verleihen scheinen. Daß der Philosoph aus Voltaires Schule, der Gönner la Mettries und Jordans, der Verfasser des Auszuges aus der Kirchengeschichte Fleurys von seinem Eifer für die Religion spricht, kann nur demjenigen nicht lächerlich erscheinen, der jene Männer und Schriften nicht kennt. Indessen kommen derartige Worte bei dem Könige auch nur sehr selten vor. Die unendliche Mehrzahl seiner Briefe weiß nichts von irgend welchen idealen Beweggründen. Die Anregung derselben durch Reden an seine Offiziere verschmäht er bis

auf wenige Ausnahmen. Die bemerkenswertheste derselben ist die Anrede vor der Schlacht bei Leuthen. Sie verdient darum besondere Beachtung. [1])

Der König schildert seinen Generalen die Lage der Dinge „Während ich gezwungen war," sagt er, „den Franzosen und Reichsvölkern Einhalt zu thun, haben die Oestreicher starke Fortschritte gemacht. Meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, wenn ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen setzte in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gefahren mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit dem innigsten Danke meines Herzens. Es ist unter Ihnen fast keiner, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem ermangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran. Ich würde glauben, nichts gethan zu haben, wenn ich die Oestreicher in dem Besitze von Schlesien beließe. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl von Lothringen angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, auch nicht von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens. Alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Ausführung meiner Anordnungen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt. Bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden,

1) Retzow: Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des 7jährigen Krieges I. 240.

und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß Sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen. Ist aber der Eine oder Andere unter Ihnen, der sich fürchtet alle Gefahren mit mir zu theilen: so kann er noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir nur den geringsten Vorwurf zu erleiden."

In diese milderen Worte hatte der König die starken Ausdrücke gewandelt, welche einer der Generale ihm vorschlug. Wie vorauszusehen, regte sich Niemand. Dennoch scheint es, daß der moralische Muth, der erforderlich gewesen wäre, um unter solchen Umständen in einer solchen Versammlung eine Bitte des Abschiedes hervorzubringen, in Wahrheit stärker gewesen sein müßte, als etwa die natürliche Feigheit, die einen solchen Wunsch eingegeben hätte. Nicht diese Erwägung machte der König, noch der Augenzeuge, der den Bericht erstattet hat. Der König, meint dieser, las die Zustimmung in den Blicken und fuhr fort mit freundlichem Lächeln:

„Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde. Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können: so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager, und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert Fahne und Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren: in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder."

Man sieht, die Rede athmet Siegesgewisheit. Auch zu Anderen

redet der König, als hätte er die Ereignisse in seiner Gewalt. Er schreibt am 1. Dzbr. an seinen Bruder Heinrich:[1]) „Morgen halten wir Ruhetag. Am folgenden Tage marschiere ich auf den Feind, um ihn in seiner Stellung hinter Lissa anzugreifen. Dies geschieht am 4., 5. oder 6. Wir werden den Angriff machen eben so sehr mit Nachdruck, als mit verständiger Anordnung, und ich schmeichle mir, daß wir mit der Hülfe des Himmels den Feind schlagen werden." Die Schlacht bei Leuthen oder Lissa ward am 5. geschlagen. Man weiß, daß der Sieg hauptsächlich errungen wurde durch das überlegene Geschick des Königs selbst.

Damals hat Friedrich noch Vertrauen auf den persönlichen Muth seiner Soldaten. Fortan sinkt dasselbe. Nach der Schlacht bei Zorndorf spricht er[2]) den Vorwurf aus, daß die Cujone mitten in der Schlacht sich beklagen, sie hätten kein Pulver mehr. Er glaubt die Ursache zu erkennen. Sie verschießen es blind weg, um es los zu werden. Er findet ein Auskunftsmittel. Er läßt jedem Bataillone einen Pulverwagen beigeben. Bald nachher werden seine Klagen nachdrücklicher.[3]) „Es ist kein Ehrgefühl mehr in den Truppen: man weiß nicht, in wie fern man sich auf sie verlassen darf. Ich mache gute Miene mit den Cujons; aber ich wage nicht etwas Kühnes mit ihnen zu unternehmen." Als Wedell bei Züllichau geschlagen wird, ruft der König ihm tröstend zu:[4]) „Es ist nicht seine Schuld, daß die Schurken so schändlich laufen."

Es ist merkwürdig, daß Friedrich hier wie so oft ernten wollte, wo er nicht gesäet hatte. Er selbst hatte den Abstand zwischen Adligen und Bürgerlichen zu einer Kluft erweitert, wie sie früher nie gewesen war. Er selbst schloß jeden bürgerlich Geborenen vom Offiziersstande aus. Er mußte während dieses Krieges Bürgerliche aufnehmen, weil er nicht anders konnte; aber die Zahl

---

1) Oeuv. XXVI. 166. — 2) a. a. O. p. 185. — 3) Oeuv. XXVI. p. 543. — 4) Preuß: Urkundenbuch II. 66.

derselben war vereinzelt, und nach dem Kriege sah er jede Ausmerzung eines bürgerlichen Offizieres als einen Gewinn für sein Heer an. Er selbst drückte durch die Behandlung, die er den Soldaten widerfahren ließ, diese Menschen hinab bis unter die letzten seines Volkes: wie durfte er denn nun eine Anregung des Ehrgefühles erwarten, welches der Stock und die Spießruthen seit so langer Zeit zu ertödten bestrebt gewesen waren? Sein System stellte dem Soldaten, der alles gethan, was zu thun in menschlicher Macht stand, weder Ehre noch Vortheil in Aussicht. Nur Offiziere erhielten nicht nach Regel und bestimmtem Gesetze, sondern nach der jeweiligen Gnade des Königs im Falle der Verstümmelung und Unfähigkeit irgend eine Versorgung. Wenn die wenigen Stellen, die man mit Invaliden besetzen konnte, vergeben waren: so blieb dem Verstümmelten sehr häufig nichts übrig als die Bettelei an der Landstraße. Viel besser mochte es immerhin damals nirgends sein; aber dies Verhältnis drückte die preußischen Soldaten härter, als die in anderen Ländern, weil der Preußen so viele waren. Nicht der Wetteifer war es, welcher dieses Heer zu so außerordentlichen Thaten befähigte: es war die Maschinerie der Subordination, des Gehorsams, und das überlegene militärische Talent des Königs.

Diese Ansicht, weil sie in einigem Widerspruche steht mit der traditionell hergebrachten, könnte bedenklich erscheinen, wenn sie nur aus der späten Reflexion über längst vergangene Zustände geschöpft erschiene. Wir haben uns daher nach einem Zeugen für dieselbe umzusehen. In den Ländern des Preußenkönigs selbst dürfen wir nicht einen solchen suchen; denn bei dem erstaunlichen Mangel an allem wahren Selbstgefühl unter Friedrich II. hätte keiner gewagt anderer Meinung zu sein, als der Herr und Meister. Friedrich II. hatte indessen für die Franzosen immer so viel Rücksicht, ihnen auch ein freieres Wort über seine Einrichtungen nicht so übel zu nehmen, als wenn dasselbe von seinen eigenen Unterthanen ausgegangen

wäre. Im Jahre 1773 durchreiste ein Franzose, Namens Guibert, das deutsche Land. Er war als Militärschriftsteller ein Mann von Ruf, und fand als solcher auch bei dem Könige von Preußen günstige Aufnahme. Er legte seine Erfahrungen über seine Reise in ein Tagebuch nieder, welches erst 1803 gedruckt wurde. Er betrachtet Preußen.

„In diesem Staate," sagt Guibert,[1] „den wir einen Militärstaat nennen, weil der König desselben ein geschickter Krieger ist, in diesem Staate, der sich vergrößert hat durch die Waffen, der nur durch sie existirt, und nur durch sie seine Eroberungen zu erhalten sich schmeicheln darf, sind die Truppen nicht kräftiger constituirt, als anderswo. Sie sind nicht national. Sie sind mehr als in irgend einem anderen Lande eine Sammlung von Söldnern, fremden Vagabunden, welche Unbeständigkeit oder Noth unter die Fahne führt, und die Disziplin dort zurückhält. Diese in einiger Beziehung feste und wachsame Zucht ist verächtlich und lax in vielen anderen. Im Vergleiche zu derjenigen der Römer ist sie nur eine Zusammenkettung von sehr verschiedenen Dingen, von halben Mitteln, von fehlerhaftem Flickwerk. Diese schlecht constituirten Truppen haben glückliche Kriege geführt; aber sie verdanken ihre Erfolge der Unwissenheit ihrer Gegner, dem Geschicke ihres Königs, einer ganz neuen Wissenschaft der Bewegung, deren Urheber er ist. Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Geist allein das mächtige Gebäude seiner Heerverfassung aufrecht hält, ein schwacher und talentloser König folgt: so wird man in wenigen Jahren das preußische Heer entarten und zerfallen sehen. Man wird sehen, wie diese ephemere Macht zurücktritt in die Sphäre, welche die wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird man sie einige Jahre des Ruhmes theuer bezahlen sehen."

Als der Franzose Guibert diese preußischen Truppen sah, war

---

1) Dohm V. 268.

doch schon wieder eine große Umwandlung eingetreten seit der Zeit des siebenjährigen Krieges. Die Zucht war hergestellt. Und vor allen Dingen enthielt das Heer des Königs nicht mehr so viele fremdartige, widerwillige Elemente, wie im siebenjährigen Kriege. Wir haben dies näher anzugeben.

Widerwillig waren von den eigenen Unterthanen des Königs zuerst und zumeist die Soldaten aus Schlesien. [1]) Den Regimentern von daher war im Vordertreffen nicht zu trauen. Der Grund liegt nahe. Die Erinnerung an Oestreichs mildere Herrschaft hatte sich in einem halben Menschenalter noch nicht verdunkeln können. Aber Friedrich zählte unter seinen Soldaten nicht bloß eigene Landeskinder und angeworbene Fremde, sondern auch andere Deutsche.

Wir wissen bereits, wie seit den Zeiten Friedrich Wilhelms I. das was man preußische Werbung nannte, die Gemüther der Menschen in den Nachbarländern von Brandenburg mit Angst und Schrecken erfüllte, wie der Vater mit Sorgen und Bangen seine Söhne kräftig und stark heranwachsen sah, weil eben ihre Gesundheit, ihre Kraft, ihre Leibesgröße sie neuen Gefahren aussetzte. Wir haben gesehen, wie Friedrich II., obwohl die Leibesgröße in seinen Augen nicht mehr ein solches Gewicht hatte, wie einst bei seinem Vater, dennoch das System desselben im Wesentlichen ungemildert beibehielt. Wir haben gesehen, wie der König in der Weigerung des Herzogs von Mecklenburg gegen das Pressen seiner Unterthanen für den preußischen Dienst eine strafbare Widersetzlichkeit fand, und sich demnach selbst das verschaffte, was er sein Recht nannte. Wir haben ferner gesehen, wie er beim Beginne des Krieges die unglücklichen gefangenen Sachsen unter seine Truppen steckte, und sie zwang, ihm den Eid der Treue zu leisten. Es war nicht eine einmalige Handlung. Es war das System des Königs. Er steckte desgleichen gefangene Oestreicher unter. [2]) Er gebot die

1) Preuß: Urkundenbuch V. 61. — 2) a. a. O. 130. 128. 145.

Gefangenen sehr kurz zu halten, und wie die Oestreicher gethan haben sollen, sagt der König, ihnen täglich zum Unterhalte zwei Kreuzer zu verabreichen. Der Erfolg liegt nahe. Auch an unmittelbarem Zwange fehlte es nicht. Der Befehl lautet kurz, daß die Regimenter aus den Kriegsgefangenen zu completiren seien. Indessen nur für sich hielt Friedrich das erlaubt. Wo man unter den Kriegsgefangenen ehemalige preußische Soldaten fand, da ließ er sie zwanzigmal Spießruthen laufen. Dann wurden sie wieder eingestellt.

Und weiter ging der König in diesem Verfahren. Wo immer er in Feindes Lande stand, da forderte er so und so viele Pferde, so und so viele Thaler, so und so viele Rekruten. „In acht Tagen zahlt und stellt das dessauische Land 180,000 Thaler, 1000 Rekruten und 500 Pferde.“ [1]) Die anderen Länder von Anhalt trugen nach Verhältnis. Und damit nicht etwa eine Milderung eintrete, fügt der König für den General Wedell den neuen Befehl hinzu: „Ihr müßt die Ordre auf das exacteste und mit aller Rigueur executiren.“ Wedell meldet, [2]) daß es ihm schwer falle in Dessau über 600 Rekruten zusammen zu bringen. „Ihr müßt sehen,“ erwiedert der König, „wie Ihr etwa sonst noch so viel zusammenbringt, daß die Zahl voll werde.“ Was mag da geschehen sein, bis diese Zahl voll wurde!

Es ist die Frage, ob in solchen Unglücklichen eine Spur — wir wollen nicht sagen von Begeisterung — sondern von Anhänglichkeit an den Preußenkönig wohnen konnte. Das eiserne Gesetz der Disziplin schnürte sie zusammen und führte sie in den Tod für ihren grausamsten Feind.

Dasselbe Geschick traf hart und schwer die anderen deutschen Länder, namentlich Mecklenburg und mehr noch Kursachsen. Gegen dies Land hatte der König einen ganz besonderen Grimm. [3]) Wir

1) Preuß: Urkundenbuch II. 50. v. 18. Nov. 1758. — 2) a. a. O. p. 55. — 3) Fischer: Geschichte Friedrichs II. Bd. II. S. 115.

ziehen vor, denselben mit den Worten eines Lobredners des Königs zu berichten.

Sachsen mußte zur Ergänzung der preußischen Armee das meiste beitragen, weil der König wegen der bemerkten halsstarrigen Abneigung es nicht weiter schonen und zugleich den Feinden alle Unterhaltungsmittel daraus entziehen wollte. Es mußte im Jahre 1759 zehntausend Rekruten stellen, zwei Millionen Thaler Brandschatzung bezahlen, einige hunderttausend Scheffel Getreide und viele tausend Pferde und anderes Vieh liefern. Die Pächter mußten ihre Pachtgelder ein Jahr im Voraus bezahlen. Man schlug viele Waldungen nieder, um durch den Verkauf des Holzes die Einkünfte zu erhöhen. So oft den Einwohnern in den benachbarten Provinzen des Königs von den Feinden an Brücken und anderen Holzgebäuden Schaden geschehen war, hatten sie die Erlaubnis, die Einbuße aus den sächsischen Ländern zu ersetzen und so viel Holz aus den dortigen Waldungen zu nehmen, als der Wiederaufbau der Brücken u. s. w. forderte. Es war das vom Könige zugelassen, sagt sein Lobredner, weil er die Sachsen für die Urheber und die Triebfedern des ganzen Krieges hielt, und weil er darum wollte, daß sie vorzüglich das Kriegsübel empfinden, oder wenigstens sich dabei nicht besser als seine eigenen Unterthanen befinden sollten. Leipzig hauptsächlich stand im Verdachte einer allzu starken Ergebenheit an Oestreich und eines geheimen Hasses gegen Preußen. Es wurde der Stadt die Summe von acht Tonnen Goldes aufgelegt. Man setzte die Rathsherren und einige reiche Kaufleute auf den Trozer, und ließ sie da ohne Betten, Feuer und Licht so lange sitzen, bis die Hälfte der Summe bezahlt war. Der wachhabende Offizier erhielt für seine Gelindigkeit noch ein Geschenk von tausend Thalern. — Also der Lobredner.

Wie Leipzig, wurden damals auch die anderen Städte in Sachsen und Thüringen behandelt. Erfurt lieferte 100,000 Thlr., 400 Rekruten und 500 Pferde, Naumburg 200,000 Thlr. Die

Städte in Thüringen etwa eine Million Thaler, der Kreis reichlich 1⅓ Million. Merseburg zahlte 120,000 Thlr., stellte 377 Rekruten und 254 Trainknechte, oder für jeden Kopf 150 Thlr., 423 Pferde oder für jedes 50 Thlr. Chemnitz zahlte 215,000 Thlr., der Leipziger Kreis 2 Millionen. Dann kam abermals die Reihe an diese Stadt. Sie zahlte eilf Tonnen Goldes.

In gleicher Weise wußte der König auch die ferner Wohnenden zu finden. Seine Schwester von Baireuth meinte,[1]) es würde ihr ein schmerzlicher Kummer sein, wenn die Kleinodien der Kirchen und Klöster des Frankenlandes ihrem Bruder entgingen. Friedrich machte ihr nicht diesen Kummer. Er entgegnete, daß er hoffe, durch hohe Contributionen die Böswilligen zur Neutralität zurück zu zwingen. Es war der alte Jammer, an welchem unser Vaterland krankt. Das gesammte Reich hatte wegen des friedbrüchigen Einfalles in Sachsen den Krieg gegen den Preußenkönig beschlossen; aber weil die einheitliche Leitung einer Centralgewalt fehlte: so mußten die Unterthanen der einzelnen Fürsten selbst, welche den Krieg gegen den gemeinsamen Feind beschlossen, diesem Feinde die Mittel und das Werkzeug werden, wodurch er sich behauptete. Friedrich II. hatte als mächtigstes Hülfsmittel für sich den einheitlichen Willen, der keine anderen Rechte kannte als die seinigen, und was er persönlich dafür hielt.

Es liegt dem wohldenkenden Menschen die Meinung nahe, daß das unsägliche Leid, welches Friedrich II. über die deutschen Länder brachte, doch wohl nicht ganz seinem eigenen Willen entsprach. Man möchte so gern annehmen, daß nach der gewöhnlichen Weise der Menschen die Ausführung durch die Diener den Befehl des Herrn an Härte übertraf. Es ist die Frage, ob eine solche wohlmeinende Ansicht in diesem Falle sich als gerechtfertigt erweisen würde. Es sind uns von dem Könige seltsame Befehle

1) Oeuv. XXVII. 1. 312.

überliefert. „Da der Graf Brühl," also meldet der König dem General Keith," [1]) nahe bei Leipzig zwei oder drei Landgüter hat: so würde es mich sehr freuen, wenn Sie den Oberstl. Meyer mit seinen Freicompagnien dahin schickten, damit er dort einigen Lärm anrichte. Das muß jedoch unter seinem eigenen Namen geschehen, und ich für mich will es nicht wissen." Freilich, wendet man uns ein, der König und der Graf Brühl haßten einander. In der That, es ist nicht zu leugnen: sie haßten einander.

Eben so sehr scheint der König die Stadt Leipzig gehaßt zu haben, und sein Verfahren gegen dieselbe ist in dieser Hinsicht sehr belehrend. Jahr auf Jahr und vielleicht noch öfter traf seine schwere Hand auf diese Wehrlosen. Wir sehen ihn dort walten im Winter 1758. Am 2. Januar gebot er, [2]) daß die Winterquartiergelder für die Offiziere der Garde aus Leipzig bezahlt würden, ferner dieselben Gelder für andere Truppen. Diese lagen nicht dort. „Dabei ist es meine Absicht, daß Ihr diese Gelder auf die reichsten katholischen Bürger eintheilt, damit sie solche bezahlen müssen, weil sie bis dato nichts bezahlt haben."

Sollte vielleicht das den Krieg zum Religionskriege stempeln?

Die Kaufmannschaft reichte sofort eine flehende Eingabe unmittelbar bei dem Könige ein. Zur Antwort erfolgte an den General Tauentzien der Bescheid: „Weil die Kaufleute dort einpacken und wegschicken wollen: so ist nichts zu thun, als daß ihr die Gelder von denselben insgesammt mit der stärksten Execution beitreibt und darunter nach der größten Rigueur verfahret." Dem bittenden Rathe von Leipzig ward die Antwort: weil die Franzosen Halberstadt verwüsten: so wolle er Gleiches mit Gleichem vergelten. Danach werde er sein Betragen einrichten. Je mehr Schaden die Feinde thun, desto mehr wird die Stadt Leipzig bezahlen müssen.

---

1) Preuß: Urkundenbuch II. p. 8. — 2) Preuß: Urkundenbuch V. p. 124.

Was denn hatte die Stadt Leipzig mit den Franzosen gemein? Wenn der König einen scheinbaren Vorwand für seine Härte hätte haben wollen: so mußte er sich auf das Verfahren seiner deutschen Gegner berufen. Aber freilich, der Vorwand möchte gefehlt haben. Stellen wir diesem Walten ein anderes Zeugnis aus denselben Tagen gegenüber. Vom Mai 1757 bis zum März 1758 hielten Oestreicher und Franzosen die preußische Provinz Ostfriesland besetzt. Als sie geschieden waren, that nicht ein einzelner Mann des Landes, sondern die gesammten Stände ihre Ansicht über diese Feinde in folgenden Worten [1]) kund: „Den Oestreichern und Franzosen muß es zum immerwährenden Ruhme nachgesagt werden, daß sie an keinem Orte, so wenig in der Zeit, wo sie hier im Lande gelegen, als bei ihrem eilfertigen Auszuge Jemanden an seiner Person oder an seinen Gütern gekränkt, viel weniger Plünderungen oder sonstige Feindseligkeiten ausgeübt haben. Bei so bewandten Umständen können wir diesen fremden und kostbaren Gästen eine gute Reise nach ihrem Vaterlande wünschen; indessen wird ihr Andenken sowohl wegen ihres höflichen Betragens, als der großen Kosten, welche sie dem Lande gemacht, noch lange unvergeßlich bleiben." Namentlich und vor allen Dingen wird hervorgehoben das rücksichtsvolle Benehmen der katholischen Truppen gegen die protestantischen Bewohner des Landes.

Friedrich II. traf die Stadt Leipzig abermals sehr schwer im Jahre 1762. [2]) Am 27. Januar erließ er an die Majore von Dyherrn und Keller dort den Befehl: „Die Leipziger Kaufleute müssen zwei Millionen Reichsthaler geben. Darunter kann ich nicht helfen." Die Stadt bietet $1\frac{1}{5}$ Million. Der König will nicht. Er fordert $1\frac{1}{2}$ Million. Die Leipziger bitten abermals, und Dyherrn scheint sich für sie verwendet zu haben. Er erhält am 14.

---

1) Wiarda Geschichte Ostfrieslands Bd. VIII. S. 459. — 2) Preuß: Urkundenbuch II. 119 ff.

März 1762 zur Antwort: er solle alle Lieferungen mit dem strengsten Ernste und ohne Nachsicht beitreiben, die Executionen verdoppeln und nichts schonen, noch einige Fürbitten annehmen, sie kommen auch, von wem sie wollen. Lasse er es in etwas ermangeln: so wolle der König ihn zur schweren Verantwortung ziehen. Es ist kein Ausweg. Dyherrn wagt im November wieder zu bitten, daß einige andere Reste niedergeschlagen werden. Der König weigert es. Damals haben die Leipziger 100,000 Dukaten Spezies und 700,000 Thlr. gebracht. Dyherrn berichtet es. Der König läßt ärgerlich erwiedern: „Ihr müßt mit den Leuten nicht so viel Redens und Perorirens machen.“ Dann fügt er eigenhändig hinzu: „ist das 2 Mohnath arbeit Mihr So eine Dume proposition zu thun, ich bin den 5ten in Leipsik, den Müßen die 1,500,000 Thlr. richtig seindt.“ Ein Schreiben folgt dem anderen. „Ich will keine Ausflucht, Einwendung, noch Entschuldigung hören. Bis zum Ende Dzbr. muß alles da sein, und dafür seid ihr verantwortlich.“

Dennoch blieben Reste, namentlich in der Lieferung von Naturalien. „Ich kann folglich nicht unterlassen,“ schreibt der König am 12. Januar 1763, „euch mein äußerstes Misvergnügen darüber an den Tag zu legen, und wenn nicht bis zur Mitte Februars alles beigetrieben ist: so werde ich keine Entschuldigung annehmen. So lieb euch meine Gnade ist, habt ihr euch danach zu achten.“ Es folgen neue Befehle, und Dyherrn sieht sich genöthigt die Lieferungen mit dem größten Eifer einzutreiben.[1]) Es ist dabei wesentlich, daß diese Lieferungen für das Jahr 1763 sind, daß sie im Januar schon geschehen sollen, und daß zur selben Zeit der Friede, der unsern von da in Hubertsburg berathen wird, schon in sicherer Aussicht steht. Deshalb auch verlangt der König die Rekruten und Pferde nicht mehr als solche, sondern dafür Geld,[2]) und zwar für

1) a. a. O. S. 125. — 2) a. a. O. nr. 23.

jeden Rekruten 100 Thlr., für jedes Pferd auch 100 Thlr. Der König treibt beständig und droht dem Major Dyherrn mit anderen Maßregeln.

Sobald der Friede geschlossen war, bat Dyherrn um Urlaub, und wenige Monate darauf um seinen Abschied. Der König gewährte denselben nicht, sondern verlangte, daß Dyherrn noch einmal erwäge, ob die Umstände seiner Gesundheit so bedenklich seien, wie er glaube. Dyherrn beharrte, und der König gewährte. Der Major war damals 34 Jahre alt.

In ähnlicher Weise finden sich andere Befehle des Königs, treibend, drängend auf die Executionen mit Ernst und Nachdruck. Eine Milderung, einen Nachlaß des einmal Verlangten haben wir in seinen Befehlen nicht gefunden. Man erwiedert uns: seine Länder waren zum Theile in Feindes Hand: was sollte er machen? — Wer in dieser Frage seine Beruhigung findet, dem ist sie nicht zu nehmen. Er selbst sagt, [1]) daß seine Länder während des Krieges ihm jährlich vier Millionen einbrachten, Sachsen sechs bis sieben Millionen. Mecklenburg zahlte ihm in Allem siebzehn Millionen. Vor allen Dingen würde für diejenigen, welche sich mit der Handlungsweise des Königs einverstanden erklären, die Frage zu untersuchen übrig bleiben, ob jemals seine Gegner in solcher Art an seinen Ländern gehandelt haben, wie er es gegen die ihrigen that. Wir sehen ab von Russen und Franzosen, und reden nur von den deutschen Gegnern Friedrichs.

Und doch scheinen preußische Offiziere zuweilen auch selbst die Russen überboten zu haben. [2]) Wir haben schon früher gesehen, wie Friedrich II. es seiner Schwester von Baireuth höchst übel genommen, daß sie einen Zeitungs-Redacteur zu Erlangen nicht be-

---

1) Oeuv. IV. Hist. de la g. de 7 ans gegen Ende. — 2) Preuß. II. 259.

strafen wollte. Im Jahr 1758 kam ein preußischer Offizier mit einem Streifcorps nach Erlangen und fand dort den Redacteur, der seinem Könige so vielen Kummer bereitet hatte. Er ließ den wehrlosen Mann mit Stockprügeln bestrafen. Zu der Gewalt fügte er den Hohn, daß der Unglückliche darüber einen Empfangschein ausstellen mußte. Kurz nachher kamen die Russen nach Berlin. Auch dort hatten die Zeitungen gegen die Russen geschrieben. Den Redacteuren war dieselbe Strafe zugedacht. Sie baten, und die Russen ließen es bei der Drohung gegen die Wehrlosen bewenden. Und ferner ließen die Russen sich bewegen, die in Berlin geforderte Contribution von vier Millionen Thaler alten Geldes zu erniedrigen auf zwei Millionen leichten Geldes. Solche zwei Millionen machten bei weitem noch nicht eine Million des alten Geldes aus.

Friedrich II. indessen bedurfte, wie man sagt, höherer Contributionen, weil seine eigenen Mittel geringe waren. Im Jahre 1758 rief der englische Minister Pitt im Parlamente ihn als Helden des Protestantismus aus. Also entsprach es dem Interesse des Ministers, damit er die religionseifrigen Engländer zu Subsidien begeistere für den König, der die Franzosen in Deutschland so nützlich für England beschäftigte. Den Engländern leuchtete es ein, daß die Subsidien an Preußen ein trefflich angelegtes Capital seien, und das Parlament stimmte ein in den Freudenruf, daß Friedrich II. der Vorkämpfer des Protestantismus sei. Friedrich erhielt seit dem Herbste 1758 von daher jährlich vier Millionen Thaler.

Alle diese Summen genügten nicht. Der König mußte sich mehr Geld zu schaffen suchen. Er fand dazu einige sehr merkwürdige Mittel. In der zweiten Hälfte des Krieges wurden keine Gehalte an Civilbeamte mehr ausbezahlt [1]). Sie erhielten statt derselben Besoldungsscheine, die nach dem Frieden eingelöst werden sollten. Wer nicht in der Lage war, dieselben aufbewahren zu

1) Preuß. II. 358.

können, erhielt beim Wechsler für dieselben ein Fünftel des Nennwerthes. Wer sie aufbewahrte, erhielt nach dem Frieden seine Besoldung im leichten Gelde ausbezahlt, also etwa ein Drittel des Nennwerthes.

Denn dieses ist die große Finanz-Operation, durch welche der König sein Geld auf das Doppelte bis Dreifache steigerte: die ungeheure Münzfälschung. Ein Hauptvortheil derselben bestand außer dem materiellen Gewinne für den König in dem Scheine, daß er für diesen schweren Krieg nicht eine neue Steuer auflege. Freilich der Name war ja anders! In Wahrheit war die Münzfälschung nicht bloß eine ungeheure Steuer an sich, sondern sie wirkte schädlicher als irgend eine Steuer wirken kann, durch die Untergrabung des öffentlichen Vertrauens und des Credits, durch die entsetzliche Verwirrung aller Werthverhältnisse. Wir haben nicht den Maßstab der heutigen Zeit anzulegen. In der unendlich mehr complizirten Lage der Dinge in unseren Tagen wäre eine derartige Finanz-Operation der Münzfälschung in solchem Maßstabe schlechterdings nicht zu ertragen. Sie würde Erschütterungen nach sich ziehen, die schlimmer wären, als der Krieg. Damals waren die Verhältnisse einfacher, und obwohl mit unendlichem Jammer und Leid, mit der Zerrüttung des Wohlstandes, der Ruhe und des Friedens der Familien, haben die Menschen dennoch sie überwunden. Der Jammer jener Zeiten ist ja längst verstummt.

Der König Friedrich trieb diese Finanz-Operation möglichst weit. Insofern er dieselbe gegen seine eigenen Unterthanen anwandte, dürfte es doch vielleicht scheinen, als habe er wenn nicht ein Recht dazu, doch eine Entschuldigung. Er durfte von seinem Standpunkte aus sagen, daß er es zu ihrem Besten that. Aber die Dinge gingen doch noch etwas weiter. Der sicherste Weg ist ihn selbst zu hören. Er berichtet dem General Tauentzien am 17. November 1761 [1]): der Kronschatzmeister in Polen hat unter

1) Preuß: Urkundenbuch V. 140.

der Hand versprochen, die schlechten Münzen in Polen einzulassen: wenigstens soll an den Grenzen keine Visitation mehr statt finden. Deshalb will der König die Münzen, die in Polen nicht verrufen sind, in großer Zahl ausprägen lassen, mit geringem Gehalte, aber gutem Gepräge nach den russischen und Danziger Stempeln, damit sie von den anderen nicht zu unterscheiden sind. Diese Münzen von geringem Gehalte und gutem Gepräge sollen gebraucht werden zum Einkaufe von Pferden und Getreide in Polen. Die Münzen zu Berlin, Breslau, Magdeburg sollen stark arbeiten. Es muß geprägt werden Tag und Nacht, „und ihr sollt pflichtmäßig dahin sehen, daß ich einige 100,000 Thlr. am Schlagschatze bekomme." Man soll sogleich anfangen, vorläufig mit 100,000 Mark fein.

Die Polen waren nicht die Unterthanen des Königs. Er wollte von ihnen kaufen, wie ein Nachbar von dem andern kauft, und das also Gekaufte wollte er bezahlen mit diesem Gelde.

Friedrich selbst behauptet am Schlusse seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, daß diese Finanz-Operation — er meint nicht bloß diese letzte gegen die Polen, sondern im Allgemeinen — für ihn eines der wirksamsten Mittel gewesen sei, sich durch diesen Krieg zu helfen. Dies ist nicht zu bezweifeln. Er spricht dort den Wunsch aus, daß der Himmel, wenn anders die Vorsehung ihre Blicke auf menschliche Armseligkeiten herabsenke, seine Nachkommen vor solchem Unglücke und solcher Trübsal bewahren wolle, damit sie nie gezwungen würden, ihre Zuflucht zu den gewaltsamen und traurigen Hülfsmitteln zu nehmen, deren er sich zu bedienen genöthigt gewesen sei, um den Staat gegen den eroberungssüchtigen Haß der europäischen Fürsten zu erhalten. Wir haben auf diesen frommen Wunsch weniger unsere Aufmerksamkeit zu richten, als auf die Frage, ob der König erst in der Noth des Krieges, bei der Erschöpfung seiner Hülfsmittel, seines gesammelten Schatzes zu diesem verzweifelten Bruche des öffentlichen Vertrauens gekommen sei, oder schon früher denselben erwogen habe.

Schon im Jahre 1755 traf der König Vorbereitungen. Er schloß mit einigen Juden Contracte wegen Uebernahme der Ausprägung von Landesscheidemünze. Dann glaubte er, der Contract sei ihm schädlich. Deshalb cassirte er als souveräner Herr seines Thuns und Lassens denselben, und gab nun sämmtliche Münzstätten in die Hände von Moses Gumpertz, Moses Isaak und Daniel Itzig [1]). Es war dabei seine Absicht, sagen seine Verehrer, den Krieg mit geringerem Aufwande von edlen Metallen im Auslande zu führen. Der Jude Ephraim brachte es dahin, daß bei der Besitznahme von Sachsen ihm dort die Münze übertragen ward. Die Dukaten stiegen bis auf den Werth von neun Thalern des ephraimitischen Geldes. Also fiel auf Ephraim und Genossen der Vorwurf; allein die Münzen trugen nicht das Bild Ephraims. Der Volkswitz zeichnete sie mit den Worten:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Und nun ist es unsere Pflicht, noch einmal zurückzukehren zu der angeregten Frage: wer der Urheber des schauerlichen Krieges sei. Friedrich hat seine Münzcontracte mit den Juden begonnen im Jahre 1755, zu einer Zeit, wo nur erst Franzosen und Engländer in fernen Welttheilen anfingen, feindlich einander zu beobachten, wo ein Krieg dieser Nationen noch sehr wohl zu vermeiden war, wenn nicht die Engländer im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit zur See, und darum in der Hoffnung auf reichen Gewinn die Feindseligkeiten gewollt hätten. Damals, als für Deutschland auch noch nicht entfernt die Möglichkeit auftauchte, wie es in diesen Brand verwickelt werden könnte, ging der preußische König über seine gewöhnlichen Vorbereitungen des Einsammelns in den Schatz weit hinaus. Damals schon traf er Maßregeln, die nur Anwen-

1) Preuß. II. 389.

dung haben konnten zur Zeit eines großen allgemeinen Krieges. Wer also hat diesen Krieg gewollt?

Mit Recht scheint uns einer der ausschweifendsten Lobredner Friedrichs zu sagen [1]), daß schon dieser erste Münzcontract von 1755 daraus hervorging, daß Friedrich II. die Unvermeidlichkeit des Kampfes vor Augen sah. Also ist es. Er ja mußte es wissen.

1) a. a. O.

Vierzehnter Abschnitt.

Auch bei voller Anerkennung des militärischen Geschickes, welches vor allen Anderen der König selbst, sein Bruder Heinrich und der Prinz Ferdinand von Braunschweig entwickelten, erscheint es dennoch fast wunderbar, daß Friedrich II. so durch die Klippen und Wirbel dieses Krieges habe hindurchsteuern können. Allein betrachten wir seine Gegner näher. Ihre Vielheit machte sie gefährlich auf der einen, schwächer auf der anderen Seite. Sehen wir zunächst die Franzosen. Ihr Krieg galt im Grunde nur den deutschen Besitzungen des Königs von England: dem Kurfürstenthum Hannover. Ihr Heer ward einmal von Friedrich II. bei Roßbach geschlagen, und von da an bleibt der Kriegsschauplatz im Westen fortdauernd von demjenigen des Königs getrennt. Der Krieg im Westen gegen die Franzosen ist fortan ein eigentlich nationaler Krieg, den der Deutsche nicht mit Unwillen, sondern mit Freude über die Angehörigen seiner Nation betrachten kann. Was dort geschah, war die gerechte Abwehr des Erbfeindes.

Auch war der französische Hof nicht so völlig abgeneigt, mit dem alten Freunde wieder anzuknüpfen. Der Auftrag, den Friedrich noch im Jahre 1757 an die Markgräfin gegeben, blieb nicht

völlig fruchtlos [1]). Sie berichtet im Frühlinge 1758, daß die Franzosen säumen würden mit ihrer Unterstützung, damit Friedrich II. Zeit behalte zum Handeln gegen Oestreich, und die Kaiserin nöthigen könne, sich wegen des Friedens an Frankreich zu wenden. Ja sogar sollte der König Vermittler sein zwischen Frankreich und England wegen der Streitigkeiten in Amerika. Es kam nicht dazu; aber es war doch auch klar, daß es dem französischen Hofe nicht um den Untergang des Preußenkönigs zu thun war.

Viel weniger gefährlich noch waren die Schweden. Der Krieg derselben gegen Friedrich war lediglich das Werk der Oligarchen. Er war dem Wunsche und der Neigung der Schweden so entgegen, daß mehre schwedische Offiziere sich selber den Tod gaben, weil ihre Mannschaft ihnen den Gehorsam zum Angriffe weigerte. Dieser Widerwille und die schlechte Führung lähmte alles, was die Schweden thaten [2]).

Auch das Reichsheer war niemals gefährlich wegen seiner höchst mangelhaften Organisation und seiner unfähigen Führer. Drohender waren die Russen. Allein sie erschienen erst sehr spät auf dem Kampfplatze. Sie waren namentlich nicht da während des wechselvollen, schlachtenreichen Jahres 1757. Die gefährlichen Feinde waren im Grunde nur die kaiserlichen Truppen unter Daun und Loudon. Es ist sogar sehr möglich und wahrscheinlich, daß diese wegen der lähmenden Eifersucht auf die Russen allein ohne dieselben mehr ausgerichtet haben würden, als sie mit denselben gethan haben. Daß der König nur dieser Eifersucht seine Rettung verdankte, vernehmen wir aus dem sichersten Zeugnisse, nämlich von ihm selber [3]). Mehr als einmal, sagt er, hatten die Gegner Gelegenheit durch nachdrückliches Handeln die Preußen zu Grunde zu richten. Er geht darin noch weiter und bringt den Vorwurf auch

1) Oeuv. XXVII. 1. 312. — 2) Oeuv. XXVI. 187. — 3) Oeuv. IV. hist. de la g. de 7 ans. gegen Ende.

auf die östreichischen Generale allein. Sie versäumten aus übertriebener Vorsicht, sagt er, unseren Angelegenheiten den Todesstoß zu geben, wie sie es wirklich hätten thun können.

Daß die kaiserlichen Generale so handeln, daß sie selbst nach der Schlacht bei Kunersdorf ihren Sieg nicht völlig ausbeuten würden, durfte allerdings Friedrich vorher nicht erwarten, und darum bleibt es bei alledem noch wunderbar, wie er moralisch sich erhielt. Ein wesentliches Gewicht hatte doch dabei die Hoffnung. Anfangs war es die Erwartung, daß die Franzosen ablassen würden von ihrer thörichten Politik gegen ihn, der so gern ihr bester Freund gewesen wäre. Er ließ, wie von jeher bis auf ihn alle Feinde des Kaiserhauses gethan, eifrig und unablässig in Constantinopel werben, daß die Türken sich erheben möchten [1]). Im Sommer 1758 glaubt er der Verwirklichung dieser Hoffnung nahe zu sein. Schon ziehen sich die Russen aus der Neumark zurück. „Ich führe ein Hundeleben," schreibt er damals an seine Schwester von Baireuth [2]); „aber was mich tröstet, das ist, daß es zu Ende geht." Immer fort und fort regten sich diese Hoffnungen, bald auf eine Erhebung der Türken zu seinen Gunsten, bald auf den Frieden. Abermals verkündet er im Herbste 1759: „Ich glaube, daß es in diesem Winter zum Frieden kommt. Es hat allen Anschein darnach." Und so weiter von Jahr zu Jahr.

Es ist mit Friedrich II. wie mit einem Privatmanne, der sich in eine, wie es ihm scheint, gewinnreiche Speculation einläßt. Aber diese anscheinend günstigen Chancen schlagen um, und es gilt dann nur noch das Ringen, um möglichst unversehrt herauszukommen. Wenn Friedrich bei seinem Einbruche in Sachsen 1756 die Zahl seiner Feinde, die Dauer des Krieges vorausgesehen hätte: so dürfte er wohl sich erst noch einmal besonnen haben. Aber er wußte es nicht. Und auch während des Krieges knüpfte sich hier

---

1) Oeuv. XXVII. 1. 406. — 2) a. a. O. 320. cf. Oeuv. XXVI. 225 233.

eine Hoffnung, dort eine Hoffnung an. Sie zerrann, ein anderer Stern tauchte empor, um abermals zu zerrinnen. Diese Hoffnungen erhielten ihn aufrecht. Aber er ward alt vor der Zeit an Geist und Körper. Das geringe Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Menschen, das er bei seinem Lebensgange hatte erlangen und behalten können, schwand nun völlig dahin. Mehr als einmal preist er das Glück der Todten, die frei sind von allem Kummer und aller Unruhe. „Ich kenne aus Erfahrung," spricht er zu seinem Bruder Heinrich [1]), „diese zweifüßige, unbefiederte Gattung, und wenn Sie nicht annehmen wollen, daß gerade ich unter die Erz-Canaille gerathen bin: so müssen Sie zugeben, daß gute Charaktere so selten sind, wie die Kometen und Conjunctionen der Planeten." Ob das Vertrauen anderer Menschen, die den König Friedrich kannten, zu ihm fester und sicherer war, als das seinige zu ihnen, scheint er sich nicht klar gemacht zu haben. Er ist kurze Zeit nach dem Unglückstage von Kunersdorf zu der Armee seines Bruders Heinrich gegangen, und meldet diesem im Dzbr. 1759 einige Nachrichten. Der Prinz Heinrich empfängt den Brief und schreibt für sich in der Stille seine Kritik auf denselben nieder [2]). „Ich verlasse mich nicht auf diese Nachrichten: sie sind widersprechend und ungewis, wie sein Charakter. Er hat uns in diesen grausamen Krieg gestürzt: die Tapferkeit der Generale und Soldaten kann allein uns heraus reißen. Seit dem Tage, wo er meine Armee erreicht, hat er Unordnung und Unglück mitgebracht. Alle meine Mühen in diesem Feldzuge, und das Glück, das mir wohlwollte, ist verloren durch Friedrich."

Im Januar 1762 ist das Gemüth des Königs so tief hinabgedrückt, wie vorher noch nie [3]). Er sieht keinen Ausweg mehr, und erwägt einen Plan der Verzweiflung. Wir meinen nicht denjenigen des Selbstmordes; denn diesen hat er bereits seit der

---

1) Oeuv. XXVI. 187. — 2) a. a. O. 203. — 3) a. a. O. 235.

Schlacht von Kollin im Juni 1757 vielfach und nach allen Seiten hin erörtert, und seine Bereitwilligkeit dazu vor seinen französischen Freunden Voltaire und d'Alembert mit sehr vielen und lebhaften Worten betheuert. Seine Absicht im Januar 1762 ist eine andere. Er will alle Kräfte sammeln, sie nach einer Seite wenden, um zuerst mit der nächsten der feindlichen Armeen den Vernichtungskampf zu schlagen, und dann sich in gleicher Absicht gegen die andere zu wenden. Er legt diesen Plan dem Prinzen Heinrich vor. Heinrich billigt denselben nicht. „Es sind noch einige Monate," meint er, „bis zur Eröffnung des nächsten Feldzuges. Bis dahin können noch Ereignisse eintreten, welche die Lage der Dinge verändern. Aber selbst, wenn auch dies nicht geschieht, wenn auch ferner jede fremde Hülfe fehlt: so wird doch ein solcher Feldzugsplan großen Wechselfällen unterworfen sein, und kann nach menschlicher Ansicht Sie nicht schützen gegen die traurigste und unglücklichste Wendung der Dinge. Der Entschluß, den Sie in diesem Falle fassen wollen, scheint mir einer der verzweifeltsten. Wenn Sie alle Ihre Streitkräfte in eine Armee zusammen drängen, so können Sie dafür den Unterhalt nicht finden. Die verlassenen Provinzen werden durch den Feind occupirt werden, und die Magazine dort ihm zur Beute fallen. Wenn selbst dann nach einigen glücklichen Erfolgen man in diese oder jene Provinz zurückkehrte: so würde das Elend des ganzen Landes nicht gestatten, sich dort zu ernähren, und Magazine würden nicht mehr bestehen. Man würde genöthigt sein, gleich nach der Ankunft wieder abzuziehen. Uebrigens hat die Erfahrung gezeigt, daß man nicht so bald eine feindliche Armee vernichtet. Ferner wird, wenn Sie mit allen Streitkräften gegen die eine oder die andere Armee anrücken, gerade diejenige, welche Sie suchen, sich in einen der festen Posten zurückziehen, die in großer Zahl in allen Provinzen sich finden und nach sechsjähriger Kriegführung dort hinlänglich bekannt sind. Ich erkenne alle Uebelstände an, welche daraus hervorgehen,

daß man den feindlichen Heeren besondere Heere entgegen stellt; allein, wenn es sich um den Untergang handelt: so ist es nothwendig zu wissen, welche Todesart die langsamste sei. Wenn das Ende noch fern ist: so ist immer einige Hoffnung, daß ein unvorhergesehenes Ereignis eintritt."

Der Prinz Heinrich schrieb diese Worte am 16. Januar 1762. Das unvorhergesehene Ereignis, welches retten konnte, war damals schon da: man wußte es nur nicht. Kaum hatte der König den Brief seines Bruders empfangen, als er zurück meldete: „In diesem Augenblicke erhalte ich die wichtige Nachricht von dem Tode der russischen Kaiserin am 5. Januar.. Ich übersehe noch die Folge dieses Ereignisses nicht, und wir müssen uns noch vierzehn Tage gedulden; aber ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß es nicht zum Nachtheile für uns sich wenden werde." Die vierzehn Tage waren noch nicht abgelaufen, als Friedrich bereits melden konnte am 31. Januar: „Czernitschew mit den Russen zieht ab. Unser Rücken ist frei. Die Oestreicher werden sich näher an die Franzosen ziehen müssen. Unfehlbar wird diese Wendung auch die Entschlüsse der Schweden bedingen. Demnach werden alle unsere Truppen im Norden und Osten verfügbar. Danken wir dem Himmel für dieses Ereignis!"

So tief wurzelt das religiöse Bedürfnis, so sehr ist es eins mit dem innersten Wesen des Menschen, daß auch derjenige, der im ruhigen Flusse des Lebens sich begnügt mit der schaalsten und mattesten Philosophie, dennoch bei bedeutenden Schicksalswendungen unwillkürlich dem innersten Triebe seiner Seele gehorchen muß.

Die Czarin Elisabeth war gestorben. Ihr Neffe und Nachfolger, der holsteinische Herzog Peter, trug eine fast kindisch lächerliche Verehrung für den König Friedrich zur Schau. Der König erkannte vollaus den Werth dieses Freundes. „Ich komme mir vor," ruft Friedrich aus [1]), „wie ein schlechter Poet, der, nachdem

1) Oeuv. XX. p. 285.

er eine Tragödie voll Wirrwarr gemacht, den Gott der Maschine herbei beschwört, um eine Entwickelung zu finden. Der Kaiser von Rußland thut Wunder. Wir werden mit diesem Manne weit kommen. Er ist fähig die Halsstarrigen zum Frieden zu zwingen. Ich glaube, daß der Himmel ihn hat geboren werden lassen, um der Welt zu zeigen, daß die Tugend auch mit dem Throne verträglich sein kann." Peter wollte in der That mehr als den Frieden mit dem preußischen Könige. Er wollte ein Bündnis dazu, und bot seine Hülfe an. Eine günstige Nachricht folgte der anderen, wie aus Petersburg, so auch aus Constantinopel. „Eine der Frauen des Sultans," also schreibt der König Friedrich [1]), „hat ein Kind bekommen, und, so viel ich urtheilen kann, stehen unsere Sachen gut. Wir haben nun nur noch um einen Streifen Bodens mehr oder weniger zu kämpfen, und es verlohnt sich nicht der Mühe sich um solche Kleinigkeiten die Hälse zu brechen."

Es ist merkwürdig, wie rasch der König von den Klagen der Verzweiflung sich zum Uebermuthe wendet gegen den Mann, der von Natur und durch eigene Befähigung die zuverlässigste Stütze des Königs gewesen ist. Friedrich meldet seinem Bruder Heinrich, daß er ihm einen Major Anhalt schicken wolle mit dem Befehle an die Generale ihre Pflicht zu thun. Zwei Tage später schickt der König einen anderen nicht erhaltenen Brief, der, wie es scheint, noch kränkender gewesen sein muß. Heinrich erwiedert entrüstet: [2]) „Diese Briefe und der letzte Mangel an Zuneigung lassen mich wohl erkennen, welchem Geschicke ich diese sechs Jahre des Krieges geopfert." Der König scheint nicht einmal geahnt zu haben, wie sehr er seinen Bruder beleidigt. Es sind zwei Briefe des Königs an den Bruder da vom 3. April 1762. Der erste meldet allerlei Neues, ganz unbefangen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nach dem Schreiben desselben empfängt der König jene heftige Beschwerde Heinrichs vom

1) Oeuv. XXVI. p. 238. — 2) a. a. O. p. 241.

30. März und antwortet sofort in höhnisch höflichem Tone, daß Heinrich, der Nachsicht predige, selber ihrer ermangele. Heinrich fordert seinen Abschied. Der König schlägt die Bitte ab. Heinrich bleibt und führt den Feldzug fort mit Ehre und Glück, bis er im Herbste den bedeutenden Sieg bei Freiberg erringt.

Das Verhalten der Brüder wird uns namentlich klar bei dieser Gelegenheit.[1]) Heinrich schickt an den König seinen Adjutanten Kalkreuth mit genauer Meldung über die Umstände des Sieges. Der König ergeht sich vor diesem Kalkreuth in einer bitteren Kritik über den Feldzug seines Bruders. Kalkreuth erkennt Einiges als begründet an, sucht in anderen Dingen den Prinzen zu rechtfertigen. Der König wiederholt ihm mehrmals: „Es betrifft nicht Sie. Es ist nicht Ihre Schuld. Ich weiß, daß Sie alles thun, was Sie können, um die schlechten Maßregeln zu hindern.“ Aber er befiehlt ihm mehrmals, diese Kritik dem Prinzen zu überbringen, und ernennt Kalkreuth auf der Stelle zum Major. Kalkreuth kehrt zurück und wagt nicht ein Wort davon dem Prinzen zu sagen. Sobald der König den Kalkreuth mit der mündlichen Kritik entlassen, schreibt er selbst einen Brief an seinen Bruder. „Die Ankunft Kalkreuths mit Ihrem Briefe, mein theurer Bruder, hat mich um 20 Jahre verjüngt. Gestern war ich sechszig alt, heute achtzehn. Ich danke dem Himmel, daß er Sie in guter Gesundheit bewahrt hat und daß die Dinge so glücklich gegangen sind.“ Und so geht es fort in überfließendem Lobe und Danke, und vom Tadel keine Spur. Eben so findet sich der Tadel nicht in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, welche nachher der König verfaßte.[2])

Wir Spätere aber erinnern uns dabei an einen ähnlichen Zug,

---

1) Oeuv. XXVI. p. 258. vgl. die Zeitschrift Minerva, von Bran 1839 S. 360. — 2) Oeuv. V. p. 205. ff.

wie dieser selbe Mann gerade dreißig Jahre zuvor zugleich an seinen Vater und an Grumbkow über die beabsichtigte Heirath zwei verschiedene Briefe schrieb. Nur die Personen haben sich geändert, gegen die er handelt: das Wesen ist dasselbe.

Der Prinz Heinrich sieht unverkennbar die Dinge kühler an, als der leichter erregte König. Eine Zeitlang scheinen die Hoffnungen Friedrichs in Erfüllung zu gehen. Russen und Schweden schließen mit ihm Frieden. Ein russisches Hülfscorps stößt zu ihm. Schon sendet der Chan der Tartaren 26,000 Mann voraus nach Ungarn, um selbst mit 100,000 Mann zu folgen.[1]) Auch die Türken kommen. Nach Friedrichs Ansicht muß die Kaiserin ihnen 60,000 Mann entgegen stellen. Aber schon am 12. Septbr. meldet[2]) der König seine Besorgnis, daß der Prinz Heinrich dennoch Recht habe, auf die Türken nicht zu vertrauen. Sie kommen nicht. Inzwischen ist in Petersburg der Umschlag geschehen. Katharina II. hat ihren Gemahl Peter entthront und ermorden lassen. Sie ist sogar anfangs geneigt, sich wieder feindlich gegen Friedrich II. zu stellen. Doch scheint dies mehr eine vorübergehende Nachgiebigkeit gegen die Volksstimmung gewesen zu sein, weil auch das auffallende Benehmen Peters in dieser Kriegessache ihr als ein Vorwand zum Aufruhre hatte dienen müssen. Sie erkannte, daß der preußische König ihr gute Dienste leisten könne, und meldete ihm bald, daß sie den Frieden halten wolle. Schon am 30. Juli konnte Friedrich seinem Bruder schreiben: „Das gute Verständnis zwischen mir und diesem Hofe wird dauernd sein.“ In welcher Weise es das war, werden wir später ersehen.

Die Welt war kriegesmüde. Als politischer Körper bezahlte hauptsächlich Frankreich den Krieg durch seine ungeheuren Verluste an England, und dann, wie immer, das deutsche Reich. Hier vor Allem wurde der Ruf nach Frieden laut. Um denselben eindring-

1) Oeuv. XXVI. 247. — 2) a. a. O. 255.

licher zu machen, ließ Friedrich im Novbr. 1762 möglichst viele Kriegssteuern beitreiben.[1]) Der General Kleist erhielt den Auftrag dazu. Er brach in Franken ein, erhob von Nürnberg allein anderthalb Million Thaler, und ließ streifen bis an die Thore von Regensburg. Sein König bedurfte Geld, viel Geld, und wer es hatte, mußte es geben. Indessen nicht bloß diese armen, zertretenen und gequälten Menschen seufzten nach Frieden. Der Kurprinz von Sachsen versicherte sich zuerst, daß die Kaiserin Maria Theresia geneigt sei, und ließ dem Könige Friedrich dies eröffnen. Der König fuhr hoch daher. So sehr er auch berechtigt sei für die Grausamkeiten und Verwüstungen, die man in den Provinzen seines Reiches ausgeübt habe, — und Mecklenburg, und Sachsen, und Thüringen, und Franken? — Entschädigung zu fordern: so wolle er doch aus Liebe zum Frieden davon abstehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß keiner seiner Feinde etwas von ihm fordere. Die Kaiserin Maria Theresia verlangte anfänglich die Rückgabe der Grafschaft Glatz. Auf die Weigerung des Königs stand sie auch davon ab. Wie nicht Maria Theresia den Krieg begonnen: so hatte sie mit dem Kurprinzen von Sachsen um Deutschland das Verdienst, daß die Erbietungen zum Frieden von ihrer Seite gemacht waren. Der Friede von Hubertsburg ward geschlossen auf den Grundlagen der beiden früheren zu Breslau und zu Dresden. „Ich hatte mich nicht über den Frieden zu beklagen,“ meint der König Friedrich.[2]) „Wenn der Staat noch eine Provinz erlangt hätte, so wäre das ohne Zweifel gut. Aber da das nicht von mir abgehangen hat, sondern von dem Geschicke: so trübt das meine Zufriedenheit nicht.“

Es ist die Frage, ob also Jemand spricht, der bloß sich hat vertheidigen wollen.

Die wesentliche Bedeutung des Friedensschlusses von Huberts-

---

1) Preuß. II. 338. — 2) Oeuv. XXVI. 269.

burg lag in der Besiegelung des Dualismus in Deutschland. Der König selbst faßt diesen Gedanken in die Worte: Une paix comme celle-ci constate l'état de deux peuples.[1]) So in der That war es und nicht anders. Nicht bloß, wie Friedrich sich gern ausdrückte, die Königin von Ungarn, sondern mit der Kaiserin das gesammte deutsche Reich hatte sich dem Preußenkönige gegenüber gestellt, um ihn wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg zu machen. Indem sie es nicht vermochten, hatten sie seine Selbständigkeit erhöht. Die Bande des Reiches waren nun völlig durchschnitten. Sogar die Hoffnung sie wieder anzuknüpfen, sie straffer zu ziehen, und wenigstens dem Auslande gegenüber einen geeinigten Reichskörper darzustellen, war nun dahin. Jeder Versuch dieser Art, mochte er von dem Oberhaupte oder der Nation ausgehen, fand den natürlichen Gegner und Widersacher in dem preußischen Könige. Daß dieser sich selber an die Spitze eines neuen Bundes stellen, selber der Schwerpunkt werden könne, um den Andere sich gruppirten — dieser Gedanke war damals noch zu neu und ohne alle Aussicht auf Verwirklichung. Denn die deutschen Fürsten konnten doch nicht vergessen, daß das Haus Hohenzollern ungeachtet der glücklichen Erfolge, durch die es empor gewachsen, im Grunde nur ihres Gleichen sei. Die deutschen Volksstämme konnten kein Vertrauen hegen zu einem Fürsten, der sie mit so vielem Kriege und Leide überschüttet hatte. Die deutschen Reichsstädte, und namentlich Hamburg waren durchweg kaiserlich gesinnt. Also schildert sie d'Argens und beklagt es deshalb sehr,[2]) daß nicht Friedrich II. den Dänen den Vorsprung abgewonnen. Die Dänen nämlich haben sich von Hamburg eine Million Rthlr. geliehen, vermittelst Kanonenschüsse. Es ist dabei wichtig festzuhalten, daß diese Städte sehr gut protestantisch waren. In Frankfurt a/M. durfte auch nach dem Kriege ein preußischer Unterthan nur mit

---

1) a. a. O. 265. — 2) 28. Juni 1762.

besonderer Erlaubnis des Magistrates übernachten.[1]) Es scheint das nicht eine freundliche Stimmung zu verrathen. Die Verdunkelung der wahren Lage der Dinge, welche aus dem Eroberer einen Vertheidiger seiner selbst und seines angegriffenen Landes gemacht hat, konnte noch nicht eintreten bei den Zeitgenossen, die nicht aus Büchern die Geschichte lernten, sondern sie mit Furcht und Grauen selber erlebt hatten. Die Existenz zweier Völker war durch den Frieden von Hubertsburg documentirt: diese Völker waren die Deutschen und die Preußen. Denn dieser letztere Name gewann von da an die Oberhand für die Unterthanen des Königs in Preußen, und Kurfürsten von Brandenburg. Die Grundlage war gelegt. Was ferner sich entwickelte, war eine unvermeidliche Folge dieses Dualismus. Da der König von Preußen der Natur der Sache gemäß in Deutschland keine Freunde hatte und nicht haben konnte: so mußte er seine Stütze im Auslande suchen. Einer Stütze aber bedurfte er. Denn wie auch immer er die Kräfte seines Landes anspannen mochte: eine auf sich selbst ruhende Großmacht konnte er mit seinen Mitteln nicht werden.

Aber weiter noch: nicht bloß ward die politische Trennung desjenigen Theiles der Deutschen, welcher dem Hause Hohenzollern unterthan war, von dem Reiche und den anderen Deutschen durch den siebenjährigen Krieg ganz und vollständig vollzogen, sondern nicht minder auch die moralische Trennung. Die Trennung ging über in Blut und Leben des Volkes. Für den Adel des Preußenkönigs war es das hohle Phantom des Ruhmes, für die Geringeren das vergossene Blut, bei Einigen möglicher Weise auch der Religionseifer, was sie zusammen kittete gegen das katholische Oestreich. Daß die protestantischen Länder des Reiches mit Ausnahme des Nordwestens nicht minder am Kriege gegen Friedrich Theil genommen, ward in Preußen bald verdeckt durch das Vorwiegen

1) 9. Octbr. 1764.

der Erinnerung an den Feind, mit dem man doch eigentlich und hauptsächlich zu thun gehabt: an Oestreich. Und dieses Gefühl, das ohnehin schon vorhanden war, wurde nun mit eifriger Geschäftigkeit genährt und geschürt.

Darin trat abermals der König selbst voran. Der Krieg war kaum zu Ende, als er schon begann, die Geschichte desselben zu schreiben. Man kennt seine ganz außerordentliche Thätigkeit. Schon am 17. Dzbr. 1763 unterzeichnete er das fertige Werk.[1]) Er hatte im Voraus die Absicht dazu gefaßt und darum vorgearbeitet. Am Ende jedes Feldzuges schrieb er die Denkwürdigkeiten desselben nieder, und verband sie mit politischen Erörterungen. Er sagt selbst die leitenden Zwecke, die er dabei hatte. Der erste und hauptsächlichste war für die Nachwelt den Beweis zu führen und klar darzulegen, daß es nicht von ihm abgehangen habe, diesen Krieg zu vermeiden. Er hat diese seine Absicht auf eine höchst merkwürdige und staunenswerthe Weise insofern erreicht, als die Späteren seiner Ueberredungsgabe einen sehr bereitwilligen Glauben beimaßen. Die Späteren nahmen die beredt geschriebene Selbstvertheidigung des Königs in der That für Geschichte, und es ist in unseren Tagen dahin gekommen, daß jede neue Erwägung dieser Verhältnisse von einem großen Theile der Nation mit Mistrauen aufgenommen wird. Die Geschicklichkeit des Königs Friedrich II. in dieser Weise sich geltend zu machen und es durchzusetzen, daß er bei der Nation, die nicht unmittelbar mehr die Leiden seiner Kriege empfindet, als ein unschuldig Angegriffener dasteht, ist ein Erfolg, der auf die Dauer demjenigen des Gewinnes von mehr als einer blutigen Schlacht völlig die Wage hält. Denn obwohl in den letzten Jahrzehnten andere Stimmen sich dagegen haben vernehmen lassen, ernst und nachdrücklich darauf hingewiesen haben, daß es nach Maßgabe menschlicher Wahrscheinlichkeit in

1) Oeuv. IV. Avantpropos.

Deutschland im Jahre 1756 nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn nicht Friedrich eroberungssüchtig damals wie früher den Krieg gewollt hätte: so haben doch diese Späteren das Vorurtheil schon allzu fest gewurzelt, wir möchten sagen, versteinert gefunden, als daß es nachhaltig erschüttert wäre. Eben darum ist es Pflicht immer wieder aufs neue diese Thatsachen vor Augen zu stellen und aufzufordern zur gründlichen Prüfung dieser Meinung, welche zum Vortheile des Einen so vielen Anderen Unrecht thut.

Fünfzehnter Abschnitt.

Es war seit Jahrhunderten die Weise der deutschen Fürsten, welche auf Kosten des deutschen Reiches und der Nationaleinheit eine Selbständigkeit erstrebten, oder auch der für sich unmächtigen Könige von Dänemark und Schweden, wenn sie auf Kosten des deutschen Reiches Eroberungen zu machen gedachten, um Hülfe sehnend nach Osten und nach Westen auszuschauen: in Versailles und in Constantinopel. Wie haben gesehen, wie auch Friedrich II. lange Zeit diesen Weg verfolgte, der ihm so natürlich erschien. Wir haben ferner gesehen, wie seine politische Rechnung im Beginne des Jahres 1756 sich auf die Meinung stützte, daß, er thue auch was er wolle, dennoch Frankreich niemals feindlich gegen einen so nützlichen Bundesgenossen auftreten werde. In dieser Berechnung schloß er den Vertrag von Westminster. Wir haben gesehen, wie seine Berechnung irrig war. Erst nach diesem Vertrage von Westminster setzte Kaunitz das Ziel seines politischen Strebens durch: die Trennung Frankreichs und Preußens. Fortan waren sie getrennt; denn Oestreich blieb mit Frankreich in gutem Einvernehmen. Das Interesse war ein gegenseitiges, und es ist sehr wichtig dies festzuhalten, weil dem althergebrachten Gerede, als ob lediglich das persönliche Interesse der Pompadour dies Bündnis bewirkt habe, allzu viel Gewicht beigelegt wird. Warum denn behielt man dies

Bündnis auch später bei? — Wir haben die leitende Ansicht der Franzosen aus einem Aufsatze zu holen, den der Minister Vergennes einige Jahre später für den jungen König Ludwig XVI. verfaßte.[1]) „Die Allianz mit Oestreich," sagt er, „hat keinen weiteren Nutzen für Frankreich, als daß sie die Ruhe auf dem Festlande von Europa sichert, und uns erlaubt, unsere Kräfte gegen England zusammen zu halten. Es ist jedoch große Vorsicht nöthig, daß Oestreich nicht diejenigen unterdrücke, an deren Erhaltung Frankreich gelegen ist, besonders Preußen und die protestantische Partei in Deutschland. So wenig auch der jetzige König von Preußen wegen seiner Moral Achtung verdient und Vertrauen einflößen kann: so ist es doch sehr wichtig, daß er in den Verhältnissen, in welchen er jetzt steht, erhalten werde. Er muß uns dazu dienen, diesem Staate Oestreich Besorgnisse einzuflößen und dem Ehrgeize desselben die Schranken zu setzen, die ihm den Beistand Frankreichs zu einem Bedürfnisse machen."

Wir glauben nicht zu irren, indem wir diese Worte als charakteristisch für die fernere Stellung Frankreichs gegen Deutschland bezeichnen.

Auch auf die Türken setzt Friedrich II. noch einige Hoffnung. Im Jahre 1763 sind Gesandte derselben in Berlin. Der König verspottet die Berliner, welche die Armseligkeiten dieser Türken nachahmen.[2]) Die Stadt, meint er, hat das Wenige von Verstand verloren, das sie noch besaß. Die Weiber wollen alle türkisirt sein, und die jungen Bursche tragen Turbane. Das Einzige, was sie lernen, ist der Anblick eines Menschen in langem Gewande, der mit einem Turbane bedeckt, mit untergeschlagenen Beinen auf einem persischen Teppich sitzt und Taback raucht. Das füllt die Seele eines Pöllnitz und Genossen aus. Der König höhnt weiter über die Geschenke, welche die Türken bringen. Zwölf Ellen Mous-

---

1) Flassan: diplomatie française 14. 127. — 2) Oeuv. XXVI. 296.

selin, zwölf Ellen Goldtuch, zwölf Ellen Seide, und dergleichen mehr. „Nicht solche Geschenke will ich, sondern ein gutes Bündnis, und allem Ansehen nach kommen wir damit zu Stande.“ Also hoffte er. Mit Nachdruck fügt er hinzu, daß er seit zehn Jahren an diesem Bündnisse gearbeitet habe. Er schreibt seinem Bruder Heinrich solche Worte im Jahre 1763. Sie sind geeignet uns abermals einen Fingerzeig zu geben, uns abermals nachdrücklich auf die Gründe hinzuweisen: warum wohl hatte der preußische König seit 1753, mehre Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, an einem solchen Bündnisse mit den Türken gearbeitet?

Diese Hoffnung täuschte ihn. Die osmanische Macht war zu einem Angriffe gegen Oestreich nicht mehr zu gebrauchen. Es ist eine merkwürdige Fügung und wohl zu beachten in der Verkettung der menschlichen Dinge, die man Zufall nennt, daß in den beiden schauerlichen Kriegen, dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen, welche dem deutschen Vaterlande den Untergang zu bereiten schienen, die Lockungen der Feinde der Nation bei den Türken nicht bereitwillige Ohren gefunden haben.

Auf eine Verbindung mit England durfte Friedrich II. nicht rechnen. So weit der König Georg II. persönlich auf die Politik Englands Einfluß übte, war er dem Preußenkönige eher feindlich als freundlich. Wir haben den Grund bereits berührt. Gegen das Ende des siebenjährigen Krieges lenkte sich die Politik Englands völlig im Sinne Georgs II. An ein Zusammengehen dieser beiden Könige war nicht zu denken.

Auch zu dem deutschen Reiche, zu den einzelnen Fürsten desselben konnte Friedrich nicht in ein näheres Verhältnis treten. Sie alle, mit den wenigen Ausnahmen derer, welche ihm Blut und Leben ihrer Unterthanen für seine Eroberungszwecke verkauften, mit Ausnahme ferner des Kurfürsten von Hannover, so lange dieser sein Land gegen die Franzosen vertheidigen mußte, hatten eben noch gegen ihn gestanden. Sie alle fürchteten ihn und seine

Uebergriffe, unter ihnen namentlich Hannover, das die seltsame Verkettung der Dinge eben vorher zum Freunde des Preußen gemacht hatte. Wie den deutschen Fürsten vor ihm bangte: so nicht minder ihren Unterthanen. Denn das Verhalten des Königs gegen den Handel und die Gewerbe der Nachbaren im Reiche war fast feindlich. Ob der Ruhm des Königs seine eigenen Unterthanen sättigte für das, was sie entbehren mußten, mag dahin gestellt sein: die anderen Deutschen, die damals täglich fühlten, welchen Druck, welche Hemmnisse der König von Preußen ihnen bereitete, trugen zu ihm keine Neigung irgend welcher Art. Eine Annäherung des Königs zu dem Reiche konnte nicht Statt finden.[1])

Sollte nun Friedrich II. sein Heil suchen im engen Anschluß an Deutschland, sollte er im treuen Bunde mit der Hauptmacht, die noch immer der freilich täglich mehr verblassende Schimmer des kaiserlichen Namens umkleidete, zusammen stehen gegen die gemeinsamen Feinde im Osten und Westen? Wir müssen bezweifeln, ob auch nur der Gedanke einmal in Friedrichs Seele aufgestiegen sei. Er kannte nur Haß gegen Oestreich, auf dessen Kosten er sich vergrößert hatte. Er wollte ferner sich vergrößern, wenn nicht zunächst auf Kosten Oestreichs, so seiner anderen Nachbaren im Reiche, und in einem solchen Streben nach Eroberung mußte er als seinem natürlichen Feinde begegnen — Oestreich. Mit dieser Macht schloß er in seiner Seele nur einen Waffenstillstand. Gegen diese Macht suchte er Freundschaft und Bündnis überall, wo eine Aussicht sich dazu bot. Eine solche ging ihm auf in Rußland.

Wir haben gesehen, wie Katharine II., welcher Friedrich als ehemaligen Prinzessin von Anhalt-Zerbst selber die Bahn des Glanzes eröffnet, nach dem Morde ihres Gemahles zuerst sich fast feindlich gegen Friedrich II. stellte. Dies war nur für kurze Zeit. Dann erkannten Beide das gemeinsame Interesse. Doch gingen

---

1) Dohm I. 17.

die Bemühungen und die Anträge von dem preußischen Könige aus. Katharine II. war in der Lage, sich erbitten zu lassen, und sie ließ sich erbitten. Sie erhielt durch Friedrich Einfluß auf die Angelegenheiten des Westens, und Friedrich wiederum hatte einen festen Rückhalt an der russischen Kaiserin. Das erste Bündnis zwischen ihnen ward geschlossen im Jahre 1764.[1]) Es ward 1769 für acht Jahre erneuert und wiederum 1777. Im Jahre 1781 bat Friedrich um abermalige Erneuerung. Wir werden sehen, wie damals die Dinge schon ein wenig anders lagen. Das Wesen dieses Bündnisses kündet zunächst sich an durch eine Forderung, welche die Kaiserin Katharine noch im Jahre 1777 bei der Erneuerung aussprach. Sie verlangte die strengste Geheimhaltung vor dem Wiener Hofe, damit derselbe nicht gereizt werde.[2]) Von preußischer Seite war diese Forderung leicht zu erfüllen; denn außer dem Könige Friedrich und seinem Bruder Heinrich mochte dort Niemand wissen, was es mit dieser Sache auf sich habe.

Wenn bei Friedrich II. Wort und That mehr übereinstimmten, als es häufig bei ihm der Fall ist: so dürfte man sagen, daß er gegen ein Bündnis mit Rußland ursprünglich Abneigung empfunden habe. Eine solche nämlich hatte er früh kund gethan. Wie er im Antimachiavelli der Welt eine Reihe von politischen Grundsätzen ankündigte, die sich für Friedensfreunde vortrefflich lesen lassen: so erzählte er dort auch, wie seine Vorfahren es vermieden hätten die nordischen Barbaren in die Angelegenheiten Europas hineinzuziehen.[3]) Als die Schweden, erzählt er, 1675 in die Staaten des Kurfürsten von Brandenburg einbrachen, riethen die Minister, den Czaren zur Hülfe herbeizurufen. Aber der Kurfürst blickte klarer als seine Minister. Er erwiederte ihnen, daß die Moscowiter Bären seien, die man nicht entketten dürfe, aus

1) Oeuv. VI. p. 11. ff. XXV. p. 315. — 2) Oeuv. XXVI. p. 390. 3) Oeuv. VIII. 134. ch. XXI.

Furcht ihnen die Ketten nicht wieder anlegen zu können. Der Kurfürst nahm auf sich die Sorge der Abwehr, und hatte keine Ursache es zu bereuen.

Also der König Friedrich II. Die Sache klingt recht gut, und es ist dabei nur zu beklagen, daß sie sich ganz anders verhält. Der große Kurfürst schickte am 3/13. April 1675 von Kleve aus den Gesandten Joachim Scattel nach Moskau, damit er den Czaren um Hülfe bitte. Alexei wollte nicht. Er wollte im Frieden bleiben. Also berichtet Pufendorf,[1]) der ungeachtet seiner Langweiligkeit als Geschichtschreiber dennoch als Geschichtsforscher in solchen Dingen vor dem allerdings glätteren und eleganteren Könige den Vorzug zu verdienen scheint.

Wir haben gesehen, wie Friedrich wenige Monate nachdem er im Antimachiavelli solche Ansichten über Rußland dargelegt, sich bei seinem ersten Losbruch gegen Oestreich durch passend angebrachte Geschenke bemühte die Gunst der Mächtigen an dem nordischen Hofe zu gewinnen. Es gelang ihm damals. Daß die Czarin Elisabeth mit ihrem Kanzler Bestuschew sich 1757 feindlich gegen Friedrich wandte, ist den Umständen nach eine rein persönliche Politik, die veranlaßt wurde durch die Werbeexcesse und die Spöttereien des Preußenkönigs über diese Personen. Er wußte später, als Katharine II. weniger für Spott und Hohn, als für gerechte moralische Entrüstung Stoff in Fülle darbot, seine Zunge und seine Feder besser im Zaume zu halten, und statt dessen auf geschickte Weise die Gunst gegen ihn zu nähren. Als die philosophische Kaiserin Katharine II. sich entschloß unter dem Namen des Schutzes der Gewissensfreiheit so und so viel tausend Mann nach Polen zu senden und dort die Anarchie zu vertheidigen, welche sie und Friedrich die polnische Freiheit nannten, zahlte der König ihr tractatenmäßig jährlich eine halbe Million.

---

1) Pufendorf: de rebus g. F. G. XIII. §. 61.

Es wäre sonderbar, wenn dieser König auch damals nicht die Gefahr eingesehen hätte, die über kurz oder lang für Europa aus diesem nordischen Kolosse erwachsen würde. Er spricht sich darüber gegen seinen Bruder ganz bestimmt aus.[1] „Die Russen," sagt er 1769, „sehen ein, daß es vortheilhafter für sie ist mein Geld zu nehmen, als meine Truppen. Es ist eine furchtbare Macht, die in einem halben Jahrhunderte Europa erzittern lassen wird. Als Nachkommen jener Hunnen und Gepiden, welche Ostrom zerstörten, könnten sie in Kurzem auch über den Occident sich wälzen, und in den Oestreichern Schmerz und Reue erwecken, daß sie aus falscher Politik diese barbarische Nation nach Deutschland gerufen und ihr die Kriegeskunst gelehrt haben."

Sollte denn derselbe König, der einige Jahre früher niedergeschrieben, daß die Russen zu ihren Rüstungen im siebenjährigen Kriege das Geld von Frankreich her bekommen, der ferner niedergeschrieben, daß die Oestreicher im siebenjährigen Kriege deshalb ihm den Gnadenstoß nicht versetzt hatten, weil sie es nicht mit den Russen zusammen thun wollten, der ferner selbst am allerbesten wußte, wie er nicht bloß durch seine Stellung gegen Oestreich, sondern auch durch das Geld seiner Unterthanen, durch deutsches Geld die Angriffe der Russen auf Polen, mithin ihre Ausbreitung westwärts erleichterte und möglich machte: sollte dieser selbe König in Wahrheit geglaubt haben, was er hier nieder schrieb? So allerdings scheint es; denn er fährt fort:

„Aber die Blindheit der Leidenschaft, der giftige Haß der Oestreicher gegen uns, hat sie über die Folge ihres Betragens bethört, und jetzt sehe ich kein anderes Hülfsmittel, als daß mit der Zeit sich ein Bündnis der größeren Souveräne bilde, um diesem gefährlichen Strome zu widerstehen."

Wenn dies wirklich seine Absicht war: so bot sich ihm die

---

1) Oeuv. XXVI. p. 312. 8. März 1769.

Gelegenheit innerhalb eines Jahres danach. Schon 1766 hatte er mit dem neuen Kaiser Joseph II. nach dem Wunsche desselben in Torgau zusammen kommen wollen. Die Gesinnung, mit welcher Friedrich einer solchen Zusammenkunft entgegen ging, zeichnet er uns selbst mit den Worten:[1]) „Das Ergebnis wird ein verbrauchtes Wortgeklingel höflicher Phrasen sein, an welches die Fürsten gewöhnt sind, ohne demselben Glauben beizumessen.“ Im Jahre 1770 fand die Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Neustadt in Mähren Statt, bei welcher auch Kaunitz zugegen war. Dieser Staatsmann schilderte[2]) lebhaft die Gefahr, welche aus dem Uebergewichte Rußlands für Europa zu erwarten sei, und wandte alles an, um den König zu überzeugen, daß nur eine enge Verbindung zwischen Oestreich und Preußen diese drohende Gefahr abzuwenden vermöge. Wir sehen, wie dieser kaiserliche Minister die wahrhaft national deutsche Politik vertrat. Kaunitz erklärte nie zugeben zu können, daß Rußland die Moldau und die Walachei erwerbe. Friedrich II. gestand das zu, erklärte jedoch offen, daß er in nichts eingehen könne, was seiner Verbindung mit der russischen Kaiserin entgegen sei.

Deshalb zahlte der König die tractatenmäßigen Subsidien an Rußland fort, erlaubte seinen Offizieren im Heere der Russen zu dienen, und versprach, wenn Oestreich sich einmische, seinen kräftigen Beistand. Um nicht abermals den allgemeinen Kriegesbrand zu entzünden, leistete Oestreich unter solchen Umständen den von Katharine II. mishandelten und zertretenen Polen keine Hülfe.

Wir haben die Natur dieses Bündnisses mit Katharine II. noch näher zu betrachten. Sie ergibt sich uns klarer aus dem Verhalten gegen Schweden. Wir haben gesehen, wie die Theilnahme dieses Reiches am siebenjährigen Kriege dem Könige höchst unerwartet kam. Sie war das Werk der Oligarchen, die im Solde

---

1) Oeuv. XXVI. p. 300. 22. Juni 1766. — 2) Dohm I. 455.

Frankreichs standen. Der König ergoß sich seinem Bruder Heinrich gegenüber in die schmerzlichsten Klagen. [1]) „Man hat unsere Verwandten, doch was sage ich, unser eigenes Blut gezwungen sich gegen uns zu erklären.“ Die Schwester Friedrichs II., die Königin Ulrike, ertrug diese schwedische Verfassung von 1720, welche den König zu einem Schattenbilde, zu einer Schreibfeder in der Hand der Oligarchen machte, nur mit großem Widerwillen; allein der Gemahl Adolf Friedrich war ein zu ehrlicher Mann, als daß er sich zum Bruche der von ihm beschworenen Verfassung hätte entschließen mögen. Sein Tod verschaffte Raum für die ehrgeizigen Plane des Sohnes Gustav III. Er brach die Verfassung von 1720 und gab der königlichen Würde die Kraft zurück.

Die Verfassung von 1720 war vom russischen Interesse dictirt, um Schweden lahm zu legen. Es lag mithin im russischen Interesse, sie zu erhalten. Auch war es nicht bloß der Wille Katharinas II., sondern auch Friedrich II. hatte es also versprechen müssen. Er hatte sich der Czarin gegenüber in dem Vertrage vom 12. Oct. 1769 verpflichtet [2]), im Falle eines Angriffes von Schweden auf Rußland, im Falle ferner einer Umwälzung in Schweden, welche die oligarchische Regierungsform von 1720 umstürze, das schwedische Pommern anzugreifen. Es war dieselbe Verfassung, kraft deren die schwedischen Oligarchen im Jahre 1757 den König Adolf Friedrich zum Kriege gegen Preußen gezwungen hatten. Es war ein ähnliches Verhältnis, wie mit Polen. Die beiden philosophischen Despoten von Preußen und Rußland verbanden sich, um in einem Nachbarlande mit Waffengewalt die Anarchie aufrecht zu halten. Sie nannten das, wie üblich, die Freiheit. Es kommt hier jedoch wesentlich auf die Stellung Friedrichs II. zu der Sache an.

Er setzt seine Schwester Ulrike in Kenntnis über sein Verhältnis zu Katharine. „Das Wohl dieses Staates,“ sagt er,

---

1) Oeuv. XXVI. 187. 19. Septbr. 1758. — 2) Oeuv. XXVII. 1. 380.

„fordert nothwendig, daß ich verbündet bleibe mit Rußland, und ich würde mit Recht von der Nachwelt getadelt werden, wenn meine persönliche Neigung die Oberhand gewönne über das Wohl der Völker, denen ich meine Sorge schuldig bin." Er sagt seiner Schwester geradezu, daß er nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Willen der Kaiserin von Rußland gezwungen sein würde feindlich gegen Schweden zu verfahren.

Feindseliger lautet seine Sprache [1]) gegen den Neffen Gustav III. Die Umwälzung ist vollzogen. „Aber glauben Sie," fragt der preußische König, „daß dies Ereigniß sich beschränken werde auf den Ausgang einer Revolution im Inneren von Schweden? Erinnern Sie Sich nicht, daß Rußland, Dänemark und ich die Regierungsform von 1720 verbürgt haben? Ich fürchte daß die Folgen dieser Unternehmung Ew. Majestät in eine schlimmere Lage stürzen, als die verlassene, und daß dies die Epoche des schwersten Unglückes sei, welches Schweden betreffen kann. Sie wissen, daß ich Verpflichtungen gegen Rußland habe. Ich bin in dieselben eingegangen lange vor der Unternehmung, welche Sie so eben vollbracht haben. Ehre und Treue zwingen mich, sie nicht zu brechen, und ich gestehe in Verzweiflung zu sein, daß gerade Ew. Maj. mich zwingen, Partei zu nehmen gegen Sie. Ich würde es als den schönsten Tag meines Lebens betrachten, wo ich hoffen dürfte, das Vorgefallene wieder in Ordnung zu bringen, indem ich dabei nur an das wahre Interesse Ewr. Majestät denke."

Der Schwede erwiederte in entschlossen würdiger Weise. [2]) „Um mich mit demselben Freimuthe auszusprechen, von dem Ew. Majestät mir das Beispiel geben: so frage ich, was haben fremde Mächte zu thun mit den Dingen, die im Inneren meines Reiches vorgehen? Ich bin sicher, daß es in Europa auch Mächte gibt, die bereit sind, mir jegliche Unterstützung zu gewähren. Wenn ich

1) Oeuv. XXVII. 2. 78. — 2) a. a. O. p. 81.

meine Pflichten streng beobachte, mich nicht in die inneren Angelegenheiten irgend eines Staates mische: so habe ich ein Recht, auch ihrerseits dasselbe zu fordern. Ein anderes Verfahren würde ein Unrecht der Gegenseitigkeit begründen, das keine Grenzen hätte. Uebrigens können Ew. Majestät überzeugt sein, daß wenn die Kriegsfackel sich im Norden entzündet, und der Gang der Dinge einmal den Waffen anheim gestellt wird, daß es da sehr schwierig sein dürfte trotz aller Wahrscheinlichkeit vorher zu sehen und zu berechnen, was die Folge sein würde. Das ist die Art, wie ich die Sache ansehe." Friedrich II. erwiederte einige Redensarten. Was auch ließ sich auf ein Schreiben entgegnen, welches so deutlich das Vertrauen auf Frankreich wieder spiegelte? Der König Friedrich schrieb einige Jahre später nieder: [1]) „Diese Kinder meiner Schwester Ulrike haben mir nie gefallen, und ich gestehe, daß ich nichts für sie gefühlt habe." Das erscheint uns gar nicht auffallend.

Die Revolution in Schweden gelang, weil Katharine II. damals in Polen vollaus beschäftigt war. Nicht von dem Könige Friedrich II. hing es ab, ob jene Umwälzung vereitelt werden sollte, sondern von der Czarin. „Ich bin in Petersburg glücklicher gewesen," meldet der preußische König seiner Schwester, „als ich anfangs hoffen durfte." Aber er ermahnt sie: „Seien Sie schonend gegen Rußland. Ich rathe es als Bruder. Das Schicksal des Königs von Schweden ist gegenwärtig in den Händen der Kaiserin von Rußland, und eine verschobene Rache ist darum noch nicht eine aufgehobene."

Die Entscheidung lag mithin in Petersburg. Der König spricht dies offen seinem Bruder Heinrich aus: [2]) „Wenn meine Unterhandlungen in Petersburg fehlschlagen: so werden wir uns gegen unseren Willen in einen Krieg gegen unseren Neffen verwickeln

1) Oeuv. XXVII. 2. p. XVI. — 2) Oeuv. XXVI. 360.

müssen." Das heißt also: Katharine II. hatte über Krieg und Frieden für die Unterthanen des Königs von Preußen zu bestimmen.

Andere Dinge indessen waren im Gange und damals der völligen Verwirklichung nahe. Katharine war 1770 siegreich in Polen und gegen die Türken. Schon meinte Friedrich selbst: die russische Czarin könne den Krieg und ihre Siege nicht fortsetzen, ohne den Rubicon zu überschreiten d. h. ohne Oestreich zum thätigen Eingreifen zu bewegen. Der Uebermuth der Russen ist selbst ihm zu viel.[1]) Katharine will allerdings Frieden machen; aber ihre Forderungen sind derartig, daß Friedrich II. sie in Wien und Constantinopel gar nicht einmal mitzutheilen wagt. Er hat damals seinen Bruder Heinrich nach Petersburg geschickt, um für den Frieden zu wirken. Die Briefe, die der König an seinen Bruder richtet, sind von zweierlei Art, je nachdem sie zum Vorzeigen bestimmt sind, oder nicht. Merkwürdig ist, daß der König in den Briefen beider Art Europa und Rußland unterscheidet. Er meldet nach Petersburg Nachrichten aus Europa.

In den vertrauten Briefen an den Prinzen nennt der König Rußland Scythien.[2]) Er betrachtet seinen Bruder dort wie Pythagoras oder Plato, die bei den Scythen und anderen barbarischen Völkern reisten, um die Geheimnisse der Natur zu erforschen und sich Kenntnisse zu sammeln. „Diese Kenntnisse mögen wunderbar sein," meint er; „aber alle Schätze der Welt brächten mich nicht dahin. Auch die gezähmtesten Löwen geben oft Beweise, daß der Instinkt ihrer wilden Natur sich nicht zähmen läßt, und ich glaube, daß es mit den Russen auch so ist." Wir sehen, eine eigentliche Zuneigung zu den Russen hat er auch damals nicht.

Inzwischen kamen in Petersburg sonderbare Dinge zur Sprache.[3]) Gegen das Ende des Jahres 1770 rückten östreichische Truppen in einige Gegenden von Polen ein. Die Kaiserin Maria Theresia

1) a. a. O. 341. — 2) a. a. O. 347. — 3) Dohm I. 477.

erklärte diese Zipser Gespanschaften schützen zu wollen gegen die Greuel des in Polen ausgebrochenen Bürgerkrieges. Diese Verheerungen waren derartig, daß jeder Schutz willkommen sein mußte.[1]) Jeder Strich Landes, in welchem russische Heere sich befanden, wurde zur Wüstenei gemacht. In Folge dessen brach eine Pest aus. Sie gab dem Könige von Preußen den Vorwand auch von seiner Seite Truppen einrücken zu lassen, damit, wie es hieß, ein Cordon gegen die Pest gezogen werde. Auch diese Preußen verfuhren wie die Russen. Wir haben über das Verfahren dieser Preußen einen merkwürdigen Bericht von einem warmen Anhänger des Königs. Sie nahmen, also berichtet Dohm[2]) den Einwohnern alle Lebensmittel, Rindvieh, Pferde, zuletzt auch die Jugend beiderlei Geschlechtes mit Gewalt. Die jungen Bursche mußten Kriegsdienste thun, die Mädchen von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth nach Vorschrift ausgesteuert werden, und wurden dann in preußische Länder an Männer verheirathet, welche sie verlangten. Dohm fügt hinzu: man hat behaupten wollen, dies sei ohne Wissen des Königs geschehen. Er selbst gibt darauf die Antwort: wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsweise hat, wird das glauben? —

Es scheint uns nach den Cabinetsordres des Königs,[3]) daß Dohm in diesem Berichte doch zu weit gegangen ist. Die betreffenden Offiziere haben die Befehle des Königs überschritten. „In Pomerellen," sagt der König selbst, „sollen die Bellingschen Offiziere dergestalt hart mit den Leuten verfahren sein, daß diesen nicht das Brot, geschweige denn das Saatkorn übrig geblieben ist. Da dies meiner Intention keineswegs gemäß ist und der General Belling dazu keine Vollmacht hat: so sollen die Offiziere, die man dabei strafbar befindet, in Arrest gesetzt werden." Wir erfahren weiter,

1) Dohm a. a. O. — 2) Dohm S. 479. — 3) Preuß: Urkundenbuch V. 164 ff.

daß die preußischen Soldaten ihre Pferde in die katholischen Kirchen führten, die Altäre und die Hostien verspotteten und die Crucifixe hinauswarfen. Solche Uebungen in der praktischen Anwendung der Philosophie liefen dem Interesse des Königs allzu schnurgerade entgegen. Der preußische Gesandte in Warschau bat dieselben zu verbieten und zu bestrafen.

Mithin kann die Anklage einer muthwilligen, zwecklosen Grausamkeit, welche Dohm gegen den König erhebt, nicht als gerechtfertigt erscheinen. Die Offiziere überschritten offenbar ihre Befehle.

Eine Mishandlung von Seiten der Oestreicher in den Gegenden, welche sie besetzten, hat Niemand jemals behauptet.

Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1770. Am 8. Januar 1771 war der Prinz Heinrich bei der Kaiserin Katharine II. zu Abend.[1]) Sie warf scherzend hin, daß die Oestreicher sich in Polen zweier Starosteien bemächtigt und auf den Grenzen derselben das kaiserliche Wappen aufgerichtet hätten. Sie fügte hinzu: „Aber warum sollte nicht Jedermann davon nehmen?“ Der Prinz entgegnete: obwohl sein Bruder einen Cordon dort gezogen: so habe er doch nicht Starosteien besetzt. Die Czarin erwiederte lachend: „Aber warum nicht besetzen?“ — Kurz nachher trat der Graf Czernitschew heran, sprach mit dem Prinzen über denselben Gegenstand und fügte hinzu: „Aber warum nicht das Bisthum Ermeland wegnehmen? Denn wie die Dinge liegen, muß doch Jeder etwas haben.“ Der Prinz berichtet dies dem Bruder. „Obwohl es nur Scherzreden waren,“ fügt er hinzu: „so ist es doch gewis, daß sie nicht umsonst gesprochen werden sollten, und ich zweifele nicht, daß Sie möglicher Weise bei dieser Gelegenheit etwas profitiren können.“ Er fügt hinzu: „Der Graf Panin ist jedoch, wie es scheint, nicht für diese Sache. Aber auch er will Freundschaft mit Oestreich, und zwar durch preußische Vermittelung. Denn der erste Grundsatz in Rußland ist einig mit Preußen zu sein.“

1) Oeuv. XXVI. 346.

Friedrich II. erfaßte die ersten Andeutungen nicht mit derselben Bereitwilligkeit, wie sein Bruder Heinrich. Er schildert demselben die Lage der Dinge. „Die Oestreicher," sagt er, „werden nicht in die Demüthigung der Pforte willigen. Deshalb sehe ich zwischen ihnen und den Russen einen Krieg voraus. Ich werde neutral bleiben; denn der Krieg ist noch zu früh für uns. Was man mir da in Aussicht stellt, das Bisthum Ermeland, ist nicht der Mühe werth. Durch Abwarten werden wir stärker, und wenn Rußland und Oestreich sich gegenseitig erschöpfen: so ist für den Neutralen mehr zu gewinnen, als für die Kriegenden."

Wir sehen hier abermals den merkwürdigen Familienzug der Politik des Hauses Hohenzollern durchschimmern, der unter allen verschiedenen Persönlichkeiten desselben leicht erkennbar ist, und mehr als einmal, und öfter als nur 1795 und 1805, unsägliches Unheil theils verschuldet, theils nicht abgewendet hat. Für Friedrich II. hat die Neutralitätspolitik hier noch den besonderen Grund, daß er Rußland doch auch nicht gern allzu groß sieht. „Ich würde einen unverzeihlichen politischen Fehler begehen," meint er, „wenn ich an dem Emporkommen einer Macht arbeitete, welche ein fürchterlicher und schrecklicher Nachbar für Europa werden kann. Die geheime Abneigung, die man in Oestreich gegen Rußland hegt, übertrifft alle Vorstellung, und wenn ich es sagen darf: so bin ich es allein, der dieselbe zu ersticken sucht." That er denn nicht in Wirklichkeit das, was er selbst einen politischen Fehler nennt? Dann wiederum tritt ihm der ihm zugedachte Antheil an der Beute vor die Seele. „Der Antheil mit Ermeland," meint er, „ist so gering, daß er mich nicht für das Geschrei entschädigen wird, das die Sache erwecken muß. Polnisch Preußen würde der Mühe werth sein, auch selbst ohne Danzig; denn wir würden die Weichsel haben und freien Verkehr mit dem Königreiche Polen. Dafür könnte man Geld hergeben und selbst reichlich. Aber wenn man Kleinigkeiten mit Hast annimmt: so zeigt das den Charakter einer Gier und

Unersättlichkeit, welchen ich doch nicht mehr mir beigelegt wünsche, als man es jetzt schon in Europa thut."

Zweierlei ergibt sich aus diesem Briefe: der König will nicht um Kleinigkeiten den bösen Ruf der Habgier, den er nach seiner Meinung bereits hat, noch vermehren. Und ferner: die Czarin Katharina vertheilt. Sie gibt, und Friedrich nimmt. Von Oestreich ist bis dahin nicht weiter die Rede, als daß sich deutlich die Erwartung ausspricht: es werde sich feindlich gegen die Theilung stellen. Die Rolle der Czarin Katharina tritt in der Folge deutlicher hervor.

So geringschätzig indessen auch Friedrich II. von dem Bisthume Ermeland sprach: so erhielt doch der Präsident Domhardt bereits am 19. Februar,[1]) also sechs Wochen nach jener Unterredung des Prinzen Heinrich mit der Czarin, unter dem Gebote der äußersten Verschwiegenheit den Befehl der genauen Erkundigung, wie hoch sich der Ertrag von Ermeland belaufe. Am 10. März folgen Befehle zur Erkundigung über Pomerellen ohne Danzig.

Im Juli 1771 berichtet der König:[2]) „Nach den Briefen, die ich heute aus Rußland erhalte, würde mein Antheil bestehen in Pomerellen bis zur Netze, Culm, Marienburg und Elbing. Das ist rechtschaffen" —

Wie in aller Welt kamen denn Rechtschaffenheit und die Vertheilung Polens durch die Czarin zusammen?

„und vergilt die Subsidien, die ich bezahlt, und andere unvermeidliche Ausgaben, welche der Türkenkrieg mir verursacht hat."

Oestreich und Rußland treten sich damals noch nicht näher. Friedrich erwartet den Bruch. „Die Russen," sagt er am 25. Septbr. 1771, „sind erzürnt über die trockene herrische Antwort Oestreichs. Das ist der rechte Zeitpunkt, unseren Vertrag mit Rußland zu unterzeichnen. Wir können Erwerbungen machen, ohne

---

1) Preuß: Urkundenbuch V. 183. — 2) Oeuv. XXVI. 353.

den Degen zu ziehen. Sachsen schließt sich an Oestreich an. Indessen was auch der gute Kurfürst thun mag: wenn ein Kriegsfeuer ausbricht: so wird sein Land beiden kriegenden Parteien zum Tummelplatze dienen." Schon im October 1771 hat der König die Grundzüge für die neue Einrichtung fertig.[1]) Er hofft damals noch Danzig mitzubekommen. Aber die Czarin will es nicht geben. „Oestreich ist noch immer nicht geneigt," meint er; „aber ich kann doch nicht glauben, daß Oestreich es auf einen Bruch mit Rußland ankommen lassen will."

Also die Sache lag dergestalt: Oestreich sah sich in die Lage versetzt entweder Genosse zu sein in der Theilung Polens, oder einen Krieg zu führen mit Rußland und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Preußen dazu.

Man kennt den Widerstand der edlen Maria Theresia. Derselbe charakterisirt sich in einem ihrer Briefe [2]) an Kaunitz. „Als alle meine Länder angefochten wurden, und ich gar nicht mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich merke wohl, daß ich allein bin und nicht mehr in Kraft. Darum lasse ich die Dinge, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." Es blieb für Oestreich keine Wahl. Am 9. April 1772 meldete Friedrich seinem Bruder[3]): „Ich glaube, daß Oestreich, um nicht seine Verbündeten

---

1) Preuß: Urkundenbuch V. 184. — 2) Hormayr: Taschenbuch 1831 S. 66. — 3) Oeuv. XXVI. 356.

völlig zu revoltiren, sich darein ergeben werde seinen Antheil an Polen zu nehmen." Die Kaiserin fügte sich endlich und schrieb auf den Entwurf des Theilungsprojectes: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen werde." Man sieht, Maria Theresia hatte auf die lichten Höhen der Philosophie, auf denen Voltaire, Friedrich und Katharine standen, auch nicht den leisesten Anspruch. Der König dagegen faßte die Sache nach dieser Philosophie auf. „Die Theilung Polens," meldet er seinem Bruder Heinrich „wird die drei Religionen vereinen: die griechische, die katholische, die calvinische; denn — doch es ist besser auf eine Uebersetzung der folgenden Worte zu verzichten — nous communierons du même corps eucharistique, qui est la Pologne, und wenn das nicht zum Heile unserer Seelen gereicht: so ist das sicherlich ein wichtiger Gegenstand für das Wohl unserer Staaten."

Wenn Fürsten Krieg wollen, sagt Friedrich II.: so beginnen sie ihn, und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der beweist, daß es also Recht sei. Auch dies Mal hielt er darauf sein Recht zu dieser Erwerbung beweisen zu lassen. Was auch vermochte die Feder Herzbergs nicht zu beweisen? Sie erörterte und bewies gründlich [1]), daß Pomerellen dem Könige gehöre. Dasselbe sei nämlich einstmals ein Besitzthum der Herzöge von Pommern gewesen, denselben aber entrissen. Nun sei Kurbrandenburg Erbe von ganz Pommern: mithin nehme es auch jenes Land, welches zu Pommern gehöre, mit vollem Rechte in Anspruch. Zu diesem Zwecke vertiefte Herzberg sich in Genealogieen, die ein halbes Jahrtausend zuvor erloschen waren. Da Herzberg es verstand, dem Könige von Anfang bis zu Ende seiner Regierung zu

1) Preuß. IV. 49.

beweisen, daß der Ertrag der Fabriken in Preußen sich zu demjenigen des Ackerbaues verhalte, etwa wie sechs zu eins: so dürfen wir annehmen, daß er auch diese Frage zur Befriedigung gelöst habe.

Der König selbst verfuhr nur praktisch. Die neuen Grenzpfähle wurden gesetzt. Es schien doch zu wenig, was man erhielt. Sie wurden weiter gerückt. Abermals erschien es zu wenig. Man rückte sie abermals weiter, und wiederum zum dritten Male. Da endlich ward der Unwille der Geberin rege. Katharine II. tadelte es. Der König Friedrich II. entschuldigte sich: er habe dies nur gethan wegen der Gleichheit mit Oestreich. Endlich blieben die Grenzpfähle stehen. Sie zeigten den Adler mit der Unterschrift: Suum cuique. Was sollten die unglücklichen Polen thun? Sie schrieben auf die Grenzpfähle ein Wort dazu, nämlich: rapuit. [1])

Die Polen mußten huldigen, gutwillig oder mit Gewalt. Der König ließ den Tag festlich begehen. Der General Stutterheim erhielt den Befehl zur größeren Verherrlichung 2000 Thlr. in verschiedenen preußischen Münzen unter das Volk auszuwerfen. Der König berechnete, daß die neue Erwerbung ihm jährlich $1\frac{1}{2}$ Million Thaler bringen werde. [2])

Auch Friedrich seinerseits übte das, was er seinen Witz und seine Poesie nannte, an den unglücklichen Polen. Wir halten für die meisten Fälle seines Lebens die scharfe Kritik, welche diese Art der Poesie von den Gegnern erfahren, für eben so ungerecht, wie die Verehrung der Späteren, welche auch diese Poesie der Unsterblichkeit für würdig erklärt hat. Wir berühren hier dieselbe nur zur Charakteristik der Sinnesart des Königs. Er schrieb ein Gedicht: la guerre des confédérés, in sechs Gesängen. Er gesteht, daß er sich in der Schilderung der Conföderirten alle Freiheit erlaubt habe, die man dem Dichter gestatte. Der französische Philosoph d'Alembert fragte ihn verwundert, ob es denn wahr sei, daß der Bischof

1) Mir. u. Mauv. I. 303. — 2) Preuß: Urkundenbuch V. 208.

von Kiow statt aller Bibliothek sich an einem Gemälde der Bartholomäus-Nacht ergötze. Der König erwiederte: er vermöge nicht dafür zu stehen; aber es könne doch wohl so sein.[1]) Er erörtert diese Möglichkeit. Heinrich III. von Frankreich könne das Bild haben malen lassen, könne es als ein Zeichen seiner Rechtgläubigkeit dem Bischofe geschenkt haben. Dieser Bischof könne das Bild seinen Nachfolgern hinterlassen haben, und dieser jetzige Bischof, wenn es in seiner Gewalt stünde, würde nichts Lieberes thun, als eine ähnliche Metzelei erneuen. Der Philosoph d'Alembert lobt das schöne Gedicht, in welchem die Vernunft durch die Imagination niemals beeinträchtigt werde. Daß jedoch der kühne Schwung der besonderen licentia poetica seinen Beifall habe, sagt er allerdings nicht.

Fortan nahm Friedrich, der sich bis dahin gemäß der Verleihung des Kaisers an seinen Großvater König in Preußen geschrieben, den Titel König von Preußen an.[2]) Doch nicht bei seinen Lebzeiten, sondern erst nach seinem Tode 1797 wurde dies dem kaiserlichen Hofe, am Reichstage und sonst bekannt gemacht.

Es war die dritte Erwerbung, die Friedrich II. machte: Schlesien, Ostfriesland, und nun dies Stück von Polen, welches fortan Westpreußen hieß. Wegen des Widerspruches von England und Holland hatte er Danzig und Thorn nicht mitbekommen dürfen. Aber Friedrich II. wollte namentlich Danzig doch gern haben. Wie war das zu machen? Das einzige Mittel war die Danziger so lange zu quälen, bis sie sich gutwillig fügten. Die Sperre der Schifffahrt und des Handels, die Zollplackereien führten nicht zum gewünschten Ziele. Um sie bei ihrem fortdauernd obstinaten Betragen auf mehr biegsame und geneigte Gedanken zu bringen, meinte der König, sei es das geeignete Mittel den Danzigern den Zugang ihrer Bedürfnisse auf eine obzwar entfernte, dennoch nachdrückliche

1) Brief des Königs vom 26. Januar 1772. — 2) Preuß. IV. 56.

Weise zu erschweren.[1]) Hierzu fand der König als das schicklichste Mittel die Ableitung des Flusses Radaune, welcher der Stadt das süße Wasser gab. Katharine II. sah der Plackerei so lange zu, als es ihr Interesse war mit Friedrich gut zu stehen. Als dies aufhörte, steifte sie die Danziger.

Doch bevor wir dies Verhältnis Friedrichs zu Katharine II. und seine Stellung zum deutschen Reiche weiter erörtern, ist es nothwendig, auf sein Walten in seinen Staaten nach dem siebenjährigen Kriege unsere Blicke zu richten.

1) Preuß: Urkundenbuch IV. 61.

Sechszehnter Abschnitt.

Es ist eine gewöhnliche Annahme, die sich namentlich auf die Schriften von Friedrich II. selbst und dem Minister Herzberg stützt, daß es nach dem Frieden die angelegentlichste Sorge des Königs gewesen, sei den Wohlstand seiner Länder herzustellen. Daß Friedrich die Absicht hatte, ist ganz unzweifelhaft. Es fragt sich nur dann, ob die Mittel, durch welche er diese Absicht zu erreichen strebte, dem großen Zwecke entsprachen. Und hierbei scheint uns auf ein Zeugnis in der Regel zu wenig Werth und Gewicht gelegt zu sein, nämlich auf das Zeugnis der Betheiligten selbst, deren Wohlstand erblühen sollte. Wir werden im Laufe unserer Untersuchung auf die Zeugnisse dieser Art, so spärlich sie bei der Lage der Dinge sich offen aussprechen durften, das meiste Gewicht zu legen haben.

Die Hauptsache für Friedrich II. unter allen Umständen war das Heer. Dieses mußte gekräftigt und vermehrt werden. Einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege trug Maria Theresia dem Könige an, die beiderseitigen Heere in völlig gleichem Verhältnisse zu vermindern und sich das Wort zu geben, daß man über einen Armeebestand, wegen dessen man sich einmal vereinbart hätte, nicht hinausgehen wollte.[1]) Es war ein Vorschlag, dessen Zweck und

1) Dohm IV. 320.

Ziel nichts Anderes sein konnte, als die gegenseitige Verbürgung des Friedens. Friedrich lehnte denselben ab.

Friedrich fand, daß sein Heer durch den Krieg sehr gelitten habe, namentlich, indem bei der Noth der Umstände bürgerlich geborene Offiziere Eingang in dasselbe gefunden. Es war seine nächste Sorge, dieselben wieder auszumerzen. Sein Grund war, daß mit wenigen Ausnahmen das Gefühl der Ehre dem bürgerlich Geborenen fremd sei. Es liegt nahe, daß eine solche Ansicht sich vom Haupte aus durch die Glieder verbreitete. Die Offiziere selbst kleideten dieselbe auf ihre Weise ein. Einer derselben,[1]) den nicht der Vorwurf von Unkenntnis in wissenschaftlichen Dingen trifft, sagt uns: „Eine geringe Beobachtung lehrt, daß die besseren Classen der bürgerlichen Stände im Ganzen gar nicht einmal auf Muth Anspruch machen, daß sie das, was davon zeugt, was dahin führt, oft sogar lächerlich finden, und in ihren Kindern schon zu ersticken, oder diesen doch den Soldatenstand auf alle mögliche Weise zu verleiden suchen. Und wer also aus dieser Classe in den Soldatenstand tritt, erweckt mit einigem Rechte wenigstens das Vorurtheil gegen sich, daß er ein ausgearteter, ausgelassener Mensch sei." Ungeachtet der Verquickung, welche das Verhältnis in dem Auge des preußischen Offiziers erhalten hat, scheint es doch ziemlich genau den wahren Thatbestand wieder zu spiegeln: nämlich den, daß ein scharfer Gegensatz zwischen den Offizieren und den höheren Ständen des bürgerlichen Lebens bestand, ein Gegensatz, der kaum eine gegenseitige Achtung aufkommen ließ. In Wahrheit, wie kann auch noch eine Achtung da vorhanden sein, wo ein ganzer Stand dem anderen die erste und unmittelbare Eigenschaft des Mannes abspricht: Muth und Ehrgefühl? Man mag die Annahme von dem Knechtssinne des deutschen Bürgers im achtzehnten Jahrhunderte so hoch treiben, wie man wolle: eine solche sittliche Ver-

1) v. Blankenburg bei Mirabeau u. Mauvillon Thl. IV. 257. u. f.

kommenheit ist bei einem Volke, aus welchem in derselben Zeit Männer wie Klopstock und Lessing hervorgehen, durchaus unmöglich. Die Behauptung des preußischen Offiziers beweist im Grunde nur den ungeheuren Abstand der Lebensanschauung zwischen den Bürgern und Offizieren. Die Schroffheit dieses Gegensatzes gedieh dahin, daß gesellige Vereinigungen von Kaufleuten und anderen Bürgern die Offiziere statutenmäßig ausschlossen.

Es scheint uns, als habe dem Könige bei dieser Ansicht doch noch ein tieferer Grund vorgeschwebt. Die Angehörigen der Stände, welche die eigentliche Grundlage und die Kraft eines Staates constituiren, der mittlere Bürgerstand, der selbständige Landmann, sind für Eroberungskriege in der Regel weniger zu gebrauchen, als der Adel und die niederen Classen.

Friedrich brachte sein Heer auf 195,000 Mann.[1]) Davon sollten der Bestimmung nach Ausländer sein 50,000. Diese Zahl ward nie vollzählig, und die best Unterrichteten geben nur 30,000 an. Rechnen wir jedoch 40,000. Es würden mithin 155,000 Inländer sein. Die höchste Zahl der Bevölkerung, welche die preußischen Staaten unter Friedrich II. erreicht haben, schätzt man auf 5½ Million. Mithin kommen auf 100 Menschen 3 Soldaten, das heißt: der 33te Mensch aus dem Inlande war Soldat. Dazu jedoch mußten auch jene 40,000 Ausländer erhalten werden. Die Werbung derselben im Auslande kostete jährlich beinahe eine halbe Million. Eine Vergleichung dieser Zahlen mit denjenigen unserer Zeit ergibt, daß die Militärlast unserer Tage auch nicht entfernt mit derjenigen unter Friedrich II. zu vergleichen ist.

Man rechnete, daß 1000 Mann Fußvolk ungefähr 40,000 Thlr. jährlich, und 1000 Reiter 115,000 Thlr. jährlich kosteten.

---

1) Mir. u. Mauv. IV. 119. Nach Preuß: Urkundenbuch IV. 46. Nr. 87. sollten es von 1772 an nur 186,000 Mann im Frieden sein, 218,000 im Kriege.

Rechnet man 150,000 zu Fuß, und 40,000 Reiter: so würde das eine Summe von 11 Mill. Thalern ausmachen.[1]) Aber dazu kamen die anderen Kosten. Die geringste Angabe ist, daß das Heer Friedrichs II. jährlich zwei Drittel der Staatseinkünfte verschlungen habe, die höchste gibt eilf Zwölftel an.[2]) Ferner mußte der Kriegesschatz gefüllt werden, bis er die Kosten für einige Feldzüge tragen konnte. Wichtiger jedoch als diese Summen ist für uns die Frage, wie dieses Geld aufgebracht wurde.

Es ist ein merkwürdiger Grundsatz Friedrichs II., daß er keine neue Steuer auflegen wollte. So wenigstens dachte er es sich. Wir haben zu untersuchen, in wie weit dieses Wort begründet war. Sein Heer war im stetigen Wachsen. Es war weit mehr als doppelt so groß, als dasjenige seines Vaters je gewesen war. Es war in stärkerem Maße gewachsen, als seine Besitzungen. Woher denn nahm er die Mittel?

Der Aufwand für den König persönlich beschränkte sich nach dem Hubertsburger Frieden auf das kleinste Maß.[3]) Gemälde kaufte er nicht mehr. Sein Stall, der nur für militärische Bedürfnisse eingerichtet war, ward einer sehr haushälterischen Ordnung unterworfen. Er hatte eine eigentliche Hofhaltung nur in Berlin, wo er einen kurzen Theil des Winters zubrachte. Seine Ausgaben in Wohnung und Möbeln beschränkten sich auf den Bau des neuen Palais in Potsdam. Früher hatte er für französische Tänzer, Sänger und Schauspieler manche Summen verausgabt. Er ließ das Schauspiel nicht ganz fallen, schon um seines persönlichen Bedürfnisses willen. Er weinte auch noch später im Theater.[4]) On aime à retrouver son coeur et à se sentir encore des entrailles. Cela est plus amusant que cette maudite politique, où l'on n'a à traiter qu'avec des fripons. Aber

1) Mir. u. Mauv. IV. 180. — cf. Boyen: Darstellung der Grundsätze der alten und gegenwärtigen K. V. S. 2. — 2) Mir. u. Mauv. IV. 312. — 3) Mir. u. Mauv. II. 370. — 4) Oeuv. XXVI. 369.

er beschränkte diese Ausgaben sehr. Er wohnte einsam zu Sanssouci, und ergötzte sich an den Freuden der Tafel, der Musik, seinen Hunden und seiner eisernen Arbeitskraft. Er hatte keine Diener, als die er wirklich brauchte. Es ist gewis, daß selten ein König sparsamer gelebt hat, als Friedrich II. Er hatte den Muth den unnützen Prunk und Flitter des Hofes für sich zu verachten, und sein Geld aufzusparen für reelle Zwecke. Auch der Königin, mit welcher er nie zusammen kam, schlug er 1771 eine Vermehrung ihrer Einkünfte ab.[1]) „Denn wir sind genöthigt alle unsere Kraft zusammen zu nehmen, um uns auf einen Krieg zu rüsten, den das Haus Oestreich uns bereitet, und welcher eher ausbrechen wird, als es sein muß."

Es wäre unrecht die gute Absicht des Königs seinem Lande nach dem Kriege wieder aufzuhelfen, in Zweifel ziehen zu wollen. Er schenkte Brot- und Saatkorn. Er baute verbrannte und verödete Wohnungen wieder auf. Er gab Geldvorschüsse. Voran jedoch trat der Adel. Einer seiner Bewunderer erzählt uns: Friedrich schenkte nach dem Kriege dem schlesischen Adel 300,000 Thlr., gründete hernach mit einem Zuschusse von 200,000 Thlr. die bekannten Landescredit-Cassen, und rettete dadurch in Schlesien 400 adelige Familien. Er bezahlte die Schulden von Edelleuten, die durch Unglück dazu außer Stand gesetzt waren. Er gab nach dem Kriege den pommerschen Edelleuten eine halbe Million zur Bezahlung ihrer Schulden, und abermals eine halbe Million zur Herstellung der Güter. In der Folge erhielt der pommersche Adel jährlich über 300,000 Thlr. Aehnlich verfuhr er gegen den Adel anderer Provinzen. Dazu wurden sehr beträchtliche Summen zur Verbesserung der Güter verliehen. Dem Edelmanne verblieb das Capital ungekündigt, und er entrichtete davon ein Prozent, und bei ganz großem Gewinne zwei.

---

1) Oeuv. XXVI. 39.

Der Adel mußte erhalten werden; denn der Adel gab die Offiziere für das Kriegesheer. Darum wurde er, der selber steuerfrei war, erhalten durch die Gelder, welche die anderen Lebensstände in den Staatsschatz bezahlten.

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Friedrich gern die Steuerkraft dieser anderen Unterthanen auf die höchst mögliche Stufe erhoben gesehen hätte. Er that alles, was nach seinem Systeme dazu erforderlich war. Allein es fehlte diesem Systeme eins, und dies Eine war das Wesentliche, dessen die Menschen bedürfen: die freie Entfaltung ihrer Thätigkeit. Friedrich wollte sein Land erheben, die Finanzen blühend machen. Hier vor Allem steckte der Knoten, den wir abermals, wie immer in den Worten des Königs erkennen: die Ameisen sammeln im Sommer, wovon sie im Winter zehren.

Nicht alles was fortan folgte, ist ihm unmittelbar zur Last zu legen. Die grausam verworrene Schilderung, die Herzberg dem Könige um die Zeit seines Lebensendes einreichte, die Tabellen, in welchen er mit Zahlen darthat, daß die Production des Ackerbaues an Werth kaum einem Sechstel der Production der Fabriken und Manufacturen gleich komme, gibt den unwiderleglichen Beweis, daß der König Friedrich II. über die wichtigste materielle Lebensfrage seiner Unterthanen von Anfang bis zu Ende in einem, wir möchten sagen, unerklärbaren Irrthume befangen gewesen ist. Wagte es Niemand diesen Irrthum, das Grundübel der inneren Verwaltung, die Wurzel aller Schäden des preußischen Staates unter dem Könige Friedrich II., ihm jemals aufzuklären? Auch auf diese Frage wird sich eine Antwort finden lassen.

Das System, nach welchem Friedrich II. handelte, war dasselbe nach dem siebenjährigen Kriege, wie vor demselben, nur mit dem Unterschiede, daß es schärfer ausgeprägt ward. Um den Ackerbau bekümmerte der König sich nicht. Das Losungswort, das von ihm aus durch seine Behörden hinab ging, war Fabriken. Da-

durch vermehrt sich die Bevölkerung, wird das Geld im Lande erhalten, und wenn die Nachbaren von uns kaufen, fremdes Geld hereingebracht. Freilich, wenn die Nachbaren von uns kaufen.

Die einzigen Fabriken,[1]) die von Alters her geblüht hatten, die auch noch unter Friedrich II., wenn auch minder lebenskräftig fortbestanden, die einzigen, die Geld ins Land zogen und niemals Unterstützung erhielten, waren die Leinenwebereien in Schlesien und Westfalen, in geringerem Maße auch die metallischen Fabriken, die Wollenmanufakturen in der Mark, in Magdeburg und Schlesien. Sie erhielten weder Unterstützung, noch verlangten sie dieselben. Sie waren zufrieden, wenn der Staat den Grundsatz befolgte, sich nur nicht um sie zu bekümmern. Sie konnten nicht immer das erlangen; denn der Staat, der für sie sorgen zu müssen vermeinte, verbot in ihrem Interesse die Ausfuhr des Garnes. Der Rückschlag auf die Production des Flachses ward sofort fühlbar; doch war das Gewerbe ein zu gesundes, als daß es dadurch gelähmt werden konnte.

Die neu errichteten Fabriken dagegen, welche dem Staate unermeßliche Summen kosteten, brachten diese Kosten nicht wieder. Es gab kaum ein Produkt der Natur und Kunst, welches nicht der König im eigenen Lande erzeugen zu können vermeinte, damit nicht das Geld nach auswärts ginge. Immerhin hätte, wer da wollte, diesen Versuch machen können; aber der König war bereit mit Belohnungen und was schlimmer war — mit Verboten. Die Schwindler kannten ihn und speculirten auf ihn. Ein Beispiel statt aller mag genügen.

Im Jahre 1765 kam ein Uhrmacher Huguenin aus Genf nach Potsdam, und bot zum neuen Palais die Lieferung einiger Uhren an.[2]) Er erbot sich, in Berlin mit Vorschuß des Königs eine Uhrenfabrik zu errichten, zu welcher er die Arbeiter aus Genf und

1) Dohm IV. 407. — 2) Allg. deutsche Bibliothek 105. S. 81.

Neufchatel kommen ließ. Der König gab ihm 68,000 Thlr. Huguenin entwich im Jahre 1775, und die Fabrik ward von einem anderen Genfer, Namens Truitte fortgesetzt, der abermals 36,000 Thlr. erhielt. Weiter gab der König ihm 37,000 Thlr. zur Errichtung einer anderen Uhrenfabrik in Friedrichsthal. Truitte starb 1783 insolvent. Aus dem Verkaufe wurden 31,000 Thlr. gezogen, die der König einem neuen Fabrikanten überließ. Dieser konnte wieder nicht bestehen, und der König gab 6000 Thlr. her. Der abermalige Schiffbruch zog sich hin bis nach dem Tode des Königs.

Auf diese Weise wurde ähnlich wie bei der Ansetzung von Colonisten das Geld des kargen Königs vergeudet. Da er immer wieder bereit war zu solchen Unterstützungen: so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ihm niemals die volle Wahrheit dieser Dinge aufgegangen ist. Für die Blüthe der Porzellanfabrik, die er unmittelbar selbst gründete, machte er sämmtliche Juden seines Staates tributpflichtig, indem sie gezwungen wurden bei ihrer Heirath für einige hundert Thaler Porzellan zu kaufen, nicht nach freier Auswahl, sondern nach derjenigen der Verwaltung. Dennoch ging auch sie den Krebsgang. Und dasselbe geschah mit allen anderen Fabriken. Die Privilegien, die sie erhielten, übten argen Druck auf die anderen Unterthanen, und dennoch konnten wenige von ihnen bestehen, noch viel weniger fremdes Geld in das Land des Königs ziehen.

Was für die Fabriken, das galt auch für den Handel. Wie jene ausschließende Privilegien erhielten: so wollte Friedrich auch aus dem Handel die größten Vortheile ziehen vermittelst der Monopole. Er hatte eine Vorliebe den Handel an Gesellschaften, an Compagnien zu binden. Und in Wahrheit faßte er in dieser Beziehung weitreichende Entwürfe. Wir haben einen besonders lehrreichen Fall dieser Art genauer zu erwägen.

Der König hoffte das Geld, welches für Thee aus dem Lande ging, darin erhalten zu können durch die Stiftung einer neuen

ostindischen Compagnie in Emden.[1]) Zugleich würde er für die Verleihung der Octroi nicht unerhebliche Summen ziehen. Im April 1764 ward Hand an die Sache gelegt. Die Compagnie mußte sich verpflichten für das erste Retourschiff tausend alte Pistolen, und für jedes folgende dreitausend an den König zu erlegen. Wie lockend mußte der in Aussicht stehende Gewinn sein, wenn er solche Opfer tragen konnte, zumal da der König zu seiner Sicherheit noch den Zusatz machte: unangesehen ob das Schiff Vortheil oder Schaden gehabt habe! Und doch war die einzige Gegenleistung von seiner Seite die Verleihung der Octroi. Aber diese Octroi barg in sich den möglichen Keim zu weitschichtigen Unternehmungen aller Art. Es solle der Compagnie frei stehen, heißt es darin, mit dem Handel nach China und Bengalen alle anderen Handelszweige zu verbinden, welche sie für vortheilhaft und ihrer Absicht entsprechend halten wird. Sie kann folglich Schiffe jeglicher Art unter der preußischen Flagge, oder unter anderen neutralen Flaggen ausrüsten und nach allen Meeren entsenden. Wir sehen, der Plan war ein wahrhaft großartiger. Der Fonds wurde auf 1¼ Mill. Thlr. in Gold angesetzt. Die Octroi lautete auf 20 Jahre, und enthielt ausdrücklich die königliche Zusicherung, daß während dieser Zeit Niemand sonst mit einer ähnlichen Octroi begünstigt werden solle.

Die Zeichnungen der Actien begannen zu Emden, Berlin und an anderen Orten. Aber kaum war die Sache so weit gediehen, daß man an die Ausrüstung des ersten Schiffes denken konnte, als ein seltsames Gerücht erscholl. Es habe sich noch ein einzelner Kaufmann, hieß es, Namens Paul Hanssen, unmittelbar an den König gewandt, und von demselben die Octroi für ein einzelnes Schiff nach Ostasien erhalten, gegen das Versprechen dem Könige nach der Rückkehr des Schiffes 5000 Dukaten zu zahlen. Das

---

1) Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. p. 78.

Gerücht mehrte sich, und bald ward es offenkundig, daß es in der That begründet war. Der König setzte die Compagnie in Kenntnis, daß er dem Paul Hanssen aufgetragen, sich mit jener zu verständigen. Die Actionäre stutzten. Wer war Paul Hanssen? Er war nicht in Emden und nie dort gewesen. Niemand wußte von ihm, Niemand kannte den Namen. In jedem Falle war das Verfahren wider die ausdrückliche Zusicherung in der Octroi der Compagnie. Das Mistrauen stieg empor. Die Zeichnungen der Actien stockten. Die bereits gezeichneten wurden gekündigt. Die Compagnie löste sich auf. Von Paul Hanssen hat man niemals wieder ein Wort vernommen.

Die Sache ist räthselhaft; dennoch liegt die Auflösung nicht sehr fern. Die wahrscheinliche Annahme nämlich ist, daß die holländisch-ostindische Compagnie dem Könige Friedrich II. diesen Streich gespielt habe. Wenn diese Vermuthung begründet ist, so muß anerkannt werden, daß das Spiel meisterlich auf die mitwirkenden Personen berechnet und darum vollständig gelungen ist.

Wenn auch in diesem Falle die Erwerblust des Königs die Sache scheitern machte: so gelangen ihm andere, schlimmere Monopole um so viel besser. Eins derselben war schon von früher her in seiner Hand: er hatte es nur noch weiter auszubeuten. In sehr vielen Staaten ist der Fiscus schon früh auf den Gedanken gekommen, sich das Monopol des Salzes anzueignen.[1]) Mithin mußte der Staat auch die Erzeugungskosten übernehmen. Nun ist es notorisch, daß die Staatsgewalt überall und jederzeit ein schlechter Fabrikant, ein schlechter Kaufmann ist, der bei freier Concurrenz mit der Privatthätigkeit unabwendbar von dieser überrannt wird. Die Tonne Salz kostete dem Könige von Preußen nach Abzug aller Unkosten 16 Thlr. Wir haben Grund anzunehmen, daß sie der Privatthätigkeit nicht so theuer gekommen

1) Mir. u. Mauv. II. 287. ff.

wäre. Aber damit der Staat Nutzen davon hatte, mußte die Tonne Salz theuer verkauft werden. Es geschah. Man setzte sie auf 68 bis 70 Thlr. Mithin zog der Staat von dem nothwendigen Lebensbedürfnisse eines jeden Menschen, des Armen wie des Reichen, das 4¼fache der eigenen Auslage, oder nach Abzug der Herstellungskosten einen Reingewinn von 325 Prozent. Demgemäß hätte die Regierung sich nicht gegen den Schleichhandel schützen können. Allein man fing das schlau an. Salz ist nothwendig. Jeder Mensch verbraucht Salz. Deshalb befahl der König Friedrich II., daß jedes menschliche Wesen in seinen Staaten, das über 9 Jahr alt sei, vier Metzen Salz jährlich verzehren müsse. Wenn es nicht verbraucht ward, so mußte es doch gekauft werden. Jeder Hausvater mußte sich durch ein Salzbuch darüber ausweisen. Wo nicht: so wurde er mit einer Geldbuße belegt. Ebenso ward der Verbrauch für das Vieh geregelt. Aber es gab Gewerbe, die mehr verbrauchten. Diesen Verbrauch bestimmte der Inspektor nach einem billigen Ueberschlage. Man ahnt leicht, was da vorgehen mochte.

In ähnlicher Weise zog der König verschiedene Genußmittel heran, die ursprünglich als Gegenstände des Luxus betrachtet, sich nach und nach in die Lebensgewohnheiten der Menschen eingebürgert hatten. Seit dem dreißigjährigen Kriege verbreitete sich der Taback. Verschiedene Regierungen säumten nicht sich dieses Genußmittel als eine Quelle des Einkommens zu Nutze zu machen. Dies geschah in den meisten Staaten von Anfang an, als dieses Kraut eingeführt ward. Dort aber, wo der Taback ein freier Handelsartikel war, hatte sich allmälig die Existenz vieler Menschen damit verknüpft. Im Jahre 1765 kam ein Franzose Rubeaud, der in Marseille Bankerott gemacht hatte, nach Berlin, und erbot sich, dem Könige eine Million für die Tabackspacht zu zahlen. Mit ihm vereinte sich der Italiener Calzabigi, der damals eine andere Finanzquelle für den König mit dem Lotto eröffnet hatte. Da

beide nicht zahlungsfähig waren, so mußten sie mit den Berliner Tabacksfabrikanten zusammen die Sache übernehmen. Die Gesellschaft erhielt ausgedehnte Privilegien: sie hatte das Recht der Durchsuchung von Privathäusern und unzähliger anderer Plackereien des ruhigen Bürgers. Sie misbrauchte ihr Glück, und schon im nächsten Jahre übernahm der König die Sache für eigene Rechnung.

Mehr noch schien der Kaffee abwerfen zu müssen. Dies Getränk bürgerte sich erst damals in das deutsche Leben ein, und trotzte allem Widerspruche der Aerzte und Obrigkeiten.[1]) Friedrich II. hätte es gern völlig untersagt. Da dies nicht ging, benützte er es zu einer Finanzquelle. Er belegte den Kaffee mit einer Steuer von etwa 150 Prozent des Einkaufspreises, nämlich 6 ggr. für das Pfund, und noch einem Aufschlage von 2 pf. für die Bank. Der Nutzen schien mithin sehr beträchtlich sein zu müssen.

Allein eine solche Rechnung brachte bei diesen Gegenständen eine Aushülfe nicht mit in Anschlag: den Schleichhandel. Derselbe ward in einer Ausdehnung betrieben, von dem man sich in unseren Tagen kaum eine Vorstellung machen kann. Der Kaffee war in den Ländern des Königs von Preußen nicht theurer, als wenn er statt 150 Prozent nur 50 Prozent Steuer trüge. Und in ähnlichem Verhältnisse war es mit vielen anderen Waaren, die der König monopolisirt hatte: mit Zucker, mit Salz, mit Taback, mit Allem, was dahin gehört. Es kam zu blutigen Gefechten der bewaffneten Banden mit den Grenzwächtern und Truppen. Der Schleichhandel war die moralische Pest der Grenzgegenden. Und was etwa blieb von dem Insectenleibe des preußischen Staates übrig, was nicht Grenzgegend war? Vor der Erwerbung von Westpreußen gab es keine Stadt des Königs, die von der nächsten Grenze mehr als vier Meilen entfernt gewesen wäre.[2])

---

1) Schlözer: Briefwechsel Heft 44. — 2) Dohm IV. 433.

Es gab jedoch auch andere Artikel, bei denen der Schmuggel eher überwacht werden konnte. Ein solcher war das Brennholz für Berlin und Potsdam.[1]) Diese Städte liegen unfern von den Wäldern der Mark und Pommerns, und deshalb war nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Mangel an Brennholz dort nicht sehr wahrscheinlich. Der König indessen beschloß 1766 gegen die Möglichkeit eines solchen Mangels Fürsorge zu treffen. Er errichtete zum Zwecke des ausschließlichen Verkaufes von Brennholz eine Gesellschaft und gebot, daß aller Handel von Privatpersonen damit aufhöre. Nur den Domänenkammern der Prinzen des königlichen Hauses ward gestattet, mit dem Verkaufe des Holzes aus ihren Wäldern fortzufahren, für denselben Preis wie die Gesellschaft oder um einen geringeren, nicht jedoch um einen höheren. Der König schien also die Concurrenz der höheren Preise zu fürchten? Nur von dieser Gesellschaft durften fortan die Bürger von Berlin und Potsdam das Brennholz kaufen. Das Privilegium ward 1773 erneut. Es traten an die Stelle der ersten Unternehmer zwei Juden Itzig und Wolff. Denn in der Regel gebrauchte der König zu solchen Operationen Franzosen oder Juden. Der Preis ward etwas wohlfeiler gestellt, nämlich um 2 fl. für eine Quantität, die man Haufen nannte (486 Kubikfuß). Ein solcher Haufen sollte fortan 16 Thlr. 4 ggr. kosten. Aber die Gesellschaft kaufte von den Eigenthümern, die den Haufen ins Magazin lieferten, denselben für 9 Thlr. Dieser Preis war nicht ein zufälliger, sondern es war vorher bestimmt, daß er gelten solle, wenn nicht ein anderer vereinbart würde. Mithin zog diese Gesellschaft bei einem unentbehrlichen Lebensartikel von dem Verbraucher 80 Prozent. Welches Recht hatte man von ihm, dieses zu fordern, welche Pflicht lag ihm ob, dies zu bezahlen, da er ja auch selber diesen unentbehrlichen Gegenstand für 9 Thlr. hätte kaufen können?

---

1) Mirab. u. Mauv. II. 155.

Und wie viel erhielt von diesen 80 Prozent der König in seinen Kriegesschatz? Dies Verhältnis wurde, wie in der Regel, nie bekannt.

Der König fand diese Einrichtung gut und vortheilhaft. Besser jedoch erschien es, wenn er selbst den ganzen Nutzen ziehe, und zwar nicht bloß von Berlin und Potsdam, sondern von seinem ganzen Lande. Das Privilegium lief bis 1787. Zwei Jahre vorher übernahm der König das Monopol für eigene Rechnung, indem er eine Accise auf alles Brennholz in seinen Staaten legte. Mehre Provinzen kauften sich durch eine jährliche Summe los.

In diesen ersten Jahren nach dem Kriege drängt sich ein bedeutendes Monopol, eine Finanzeinrichtung an die andere. Wir haben dieselben zu dem Zwecke eines begründeten Urtheiles über die Ansichten der damaligen Menschen noch weiter zu erörtern.

Wie eine ostindische Compagnie, so gründete der König 1765 zu Emden auch eine levantische Compagnie.[1]) Abermals stand ein Franzose an der Spitze, ein gewisser Clément, nicht durch Wahl der Betheiligten, sondern auf Befehl des Königs, der ihm nicht bloß einen reichlichen Gehalt bestimmte, sondern ihn unabsetzbar machte, als im Falle erwiesener Untreue. Dennoch wurden die Actien zum Belaufe einer Million Thaler gezeichnet; denn die in Aussicht gestellten Vortheile der Compagnie waren gar zu groß. Der König sicherte dieser Compagnie den ausschließlichen Handel nach der Levante, ferner die Einfuhr aller rohen oder gesponnenen Baumwolle, die Einfuhr der Südfrüchte. Mithin wurde abermals das Gewerbe aller derjenigen Menschen, die bislang von der Einfuhr und dem Verkaufe dieser Dinge gelebt hatten, rücksichtslos zerstört. Auch von dieser Compagnie ist es nie bekannt geworden, wie viel sie dem Könige in seinen Kriegesschatz zahlte.

---

1) Mir. u. Mauv. II. 75. Ueber das Lokale vgl. m. Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. S. 80.

Dann kam die Bank. [1]) Man hatte dem Könige gesagt, daß die Londoner Bank die Hauptquelle des Flors von England wäre. Demgemäß dachte er: eine Bank in Berlin könne vielleicht dieselbe Wirkung thun. Er wandte sich an den Obersten Quintus Icilius, und verlangte von diesem den Entwurf zu einer Bank. Der Oberst wiederum wandte sich an den Berliner Kaufmann Gotskowsky. Auch dieser wußte nicht recht, wie das Ding zu machen sei. Er bat einen Hamburger Geschäftsfreund um Rath. Der Hamburger machte einen Entwurf, und schickte seinen Bruder, einen Advokaten, mit demselben nach Berlin. Sollte man nun aber dem Könige dies kostbare Machwerk umsonst hingeben? Quintus Icilius berichtete: der herrliche Entwurf enthalte das Geheimnis des Mechanismus aller Banken. Man könne das Papier um keine geringere Summe haben, als um 25,000 Thlr. Uebrigens werde das dem Könige nichts kosten; denn diese Summe könne sofort von dem Einbringen des Giro erhoben werden. Das leuchtete ein. Die Bank ward errichtet, und der König gab die ausdrückliche Versicherung, daß weder er, noch seine Nachfolger jemals das Capital der Bank angreifen würden.

Ob eine solche Versicherung geeignet sein mochte, das Vertrauen zu der Bank zu erhöhen?

Die Geschäfte derselben waren höchst unbedeutend, und es erschien bald nöthig, die Sache anders einzurichten. Der Italiener Calzabigi, der Begründer des Lotto, verfaßte ein Jahr nachher einen anderen Entwurf. Das Wesen desselben war der Bankzwang, die Vermittelung aller Zahlungen über 150 Thlr. durch die Bank. Furcht und Entsetzen ergriff die Kaufleute; doch — wir ziehen es vor, später die Ansicht der Minister Friedrichs über diesen Bankzwang zu vernehmen.

Auch das Postwesen sollte mehr aufbringen. Der König stellte

---

1) Mir. u. Mauv. II. 163.

an die Spitze drei Franzosen, welche sofort die Taxen erhöhten. [1]) Es war Gesindel, wie es so häufig sich traf. Noch vor Ablauf desselben Jahres 1766 sah sich der König genöthigt, dem einen der drei Häupter wegen allerlei Schändlichkeiten den Befehl zuzusenden, daß er binnen 24 Stunden Berlin verlasse. Der Nachfolger ward im Laufe des nächsten Jahres abgesetzt. Das Haupt selbst entzog sich der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht. Aber die Taxen blieben. Nirgends reiste man kostspieliger und beschwerlicher, als in den Ländern des Königs von Preußen. Andere Regierungen besaßen für den Postzwang, den sie übten, wenigstens die Menschlichkeit, die auf die Achse genagelten Wagenkasten mit einem Zeltdache zu überspannen. In den preußischen Staaten fuhr man unter freiem Himmel daher. Das Briefporto war nirgends so hoch, wie dort.

Solche Vermehrungen der Einkünfte griffen indessen nicht gründlich durch. Es trat noch eine andere ins Leben, die schrecklichste von allen, weil Niemand sich ihr entziehen konnte, weil jeder Einzelne ihr ausgesetzt war an jedem Orte und in jeder Stunde seines Lebens.

Schon seit Friedrich Wilhelm I. wurden in den preußischen Ländern die indirekten Abgaben mit der größten Strenge beigetrieben. Nicht anders ja läßt es sich von der strengen Sparsamkeit dieses Königs erwarten. Dennoch ist es denkbar, daß mancher Unterschleif vorkommen mochte. [2]) Friedrich II. glaubte, daß sich aus diesen Steuern mehr machen lassen müsse. Er trug seinen Ministern diese Ansicht vor; aber er traf auf Widerstand. Damals befand sich bei dem Könige der französische Schriftsteller Helvetius, der als Generalpächter der französischen Regie bereits im Lebensalter von 25 Jahren ein Einkommen von 100,000 Thlr.

---

1) Preuß. III. 21. Mir. u. Mauv. II. 237. — 2) Preuß: Urkundenbuch III. p. 3 ff.

gehabt hatte. Der philosophische König theilte diesem philosophischen Generalpächter seine Verlegenheit mit, daß er von seinen indirekten Abgaben nicht die Einkünfte erhalte, die er nothwendig davon haben müsse.[1]) Der französische Philosoph untersuchte die Rechnungen und befand, daß nachlässige Aufsicht allein die Ursache sei, daß der Ertrag größer sein müsse, wenn dem Schleichhandel kräftiger gesteuert werde. Hat nun Helvetius dem Könige den Rath gegeben, Franzosen kommen zu lassen? Als später Friedrich Wilhelm II. das mit dem allgemeinen Hasse gebrandmarkte System abschaffte, versicherte die Familie des Helvetius aus den Originalbriefen beweisen zu können, daß Helvetius dem Könige dieses Mittel abgerathen habe. Allein diese Briefe wurden nicht vorgelegt und sind auch sonst nicht bekannt geworden. Demnach muß die Anklage, die man gegen Helvetius erhoben hat, dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war der König selbst die entscheidende Person. Mag Helvetius zu- oder abgerathen haben, so viel ist gewis, daß er dem Willen des Königs gemäß die französischen Blutsauger schickte, deren fortan Friedrich II. sich bediente.

Der Philosoph sandte fünf Männer. Eine Verpachtung wie in Frankreich wollte der König nicht, weil eine solche mit seiner Ansicht von landesherrlichen Rechten in Widerspruch stand, zugleich auch weil dadurch ein bedeutender Theil des Mehrertrages in die Tasche der Generalpächter fließen würde. Im Uebrigen war es sein ausdrücklicher Wille, daß die Einrichtung in seinen Ländern ganz auf französischem Fuße sein solle.[2]) Bislang hatten die Kriegs- und Domänenkammern die Zölle und die Accise verwaltet. Alles was darunter befaßt wurde, sollte fortan der General-Administration der königlichen Gefälle untergeben werden. Dieselbe führte kurzweg den Namen Regie. Der König fügte noch die Verwaltung einiger Monopole hinzu, des Tabacks und des Kaffees.

---

1) Dohm IV. 508. — 2) Schreiben des Königs abgedr. bei Mir. u. Mauv. II. 439.

Um die Möglichkeit des Vorwurfes zu vermeiden, als wollten wir den Bericht der Thatsachen subjectiv färben, ziehen wir es vor den Eindruck, den die Nachricht von diesem Plane des Königs machte, zu erzählen mit den Worten eines begeisterten Zeitgenossen und Anhängers des Königs.

Vielleicht, sagt Dohm,[1]) ist kein Gedanke Friedrichs je für sein Land verderblicher gewesen, und wir glauben die Periode, wo die Ausführung desselben begann, als die traurigste der Regierung des Königs ansehen zu können. Zuverlässige Männer, die dies erlebten, haben uns den furchtbaren Eindruck nicht stark genug schildern können, als die anfangs kaum geglaubte, aber bald als wahr sich bewährende Nachricht erscholl: es sollten ganz ungewohnte, harte Abgaben eingeführt und dieselben durch eine solche Beschränkung aller natürlichen Freiheit, und durch einen solchen Zwang bei den unschuldigsten Handlungen beigetrieben werden, daß der König sich nicht getraue hierbei eigene Unterthanen zu gebrauchen, weil er bei ihnen zu viel menschliches Gefühl voraussetze, sondern unbarmherzige Fremdlinge kommen lasse, denen er sein Volk zur grausamsten Mishandlung überliefere, denen er dafür zum Lohne erlauben wolle, sich mit dessen Schweiße zu bereichern. Dieser erklärte königliche Wille empörte alle Gemüther, und raubte dem Könige selbst einen guten Theil der Liebe und Achtung seiner Unterthanen, deren er bisher in so hohem Grade genossen hatte, und die durch die Wunderthaten des siebenjährigen Krieges bis zur höchsten Bewunderung und zärtlichsten Anhänglichkeit erhoben waren. Viele Unterthanen sahen in ihm von nun an nicht mehr den gütigen Landesvater, sondern einen durch den langen blutigen Krieg abgehärteten Tyrannen, der immer auf neue Entwürfe der Vergrößerung sinne, und nun das zu deren Ausführung nöthige Geld von seinem Volke durch Fremde erpressen lassen wolle.

1) Dohm IV. 512.

Wir fügen diesem Berichte Dohms nichts hinzu, als daß wir nur die letzten Worte desselben hervorheben.

Die Franzosen kamen und Friedrich II. unterhandelte mit ihnen direkt. Nur bei einigen Artikeln machte er Einwendungen wegen der Höhe der Ansätze, namentlich in Betreff des Fleisches. „Alles was zum Luxus und Ueberfluß gehört," sagt der König,[1]) „gebe ich Ihnen preis. Sie können auch alle fremde Weine so hoch besteuern, wie Sie wollen: so etwas bezahlt der Arme nicht, und ich sehe mich als den Sachwalter der Soldaten und Fabrikanten an, deren Vortheil ich allein zu besorgen habe. Uebrigens ist Ihr Prospekt vortrefflich. Sie beide werden die Ehre haben in dieses Chaos Licht, Ordnung und Deutlichkeit gebracht zu haben. Ich sehe die Herren de la Haye und Candy als zwei Jupiter an, die es glücklich entwirrt haben."

Wer sind die Soldaten, deren Sachwalter hier der König ist? Als de la Haye auch den Adel heranziehen wollte, die Pflanzschule der Offiziere, erwiedert ihm der König kurz und bündig:[2]) „Der Adel genießt kraft der Gesetze meines Staates Freiheit von Zöllen und Accisen. Es ist nicht mehr als billig, daß derselbe von allen damit zusammenhangenden Lasten befreit bleibe." Also nur der Bürger und Bauersmann blieb übrig. Nicht bloß die ungeheure Bevorzugung des einen Standes, der in wenigen Fällen eine eigentliche auf sich selbst ruhende Aristokratie darstellte, gegen die anderen fällt hier in die Augen, sondern zugleich das Wirrsal, das aus dem nothwendigen Schutze und der Ueberwachung der Interessen des Staates gegen den Misbrauch des unerhörten Privilegiums entstehen mußte.

Friedrich II. ist fortdauernd in gleichem Maße verschwenderisch mit Lobeserhebungen gegen diese Franzosen. Es thut ihm leid, daß

---

1) Preuß: Urkundenbuch III. 12. — 2) a. a. O. p. 36. nr. 76.

sie so viele Mühe mit dem Entwurfe haben.[1]) „Ich hoffe aber," sagt er, daß Sie durch den Nutzen, den Sie stiften, und durch die Ehre ein so herrliches Werk vollendet zu haben, eine Ehre, die Ihnen Niemand rauben wird, reichlich belohnt werden sollen." Auch an anderen Belohnungen fehlt es nicht. Die Regisseure hatten sich jeder 15,000 Thaler jährlich bedungen. Der König, der seinen Ministern jährlich je 4000 Thaler gab, vermehrte jene Summe durch bedeutende Geschenke. Mirabeau warf später dem de la Haye vor, der zuletzt allein übrig blieb, er habe in den 20 Jahren beinahe eine halbe Million Rthlr. gezogen. De la Haye bewies, es seien nur 400,000 Thaler gewesen, und zwar alle durch Schenkung des Königs erworben.

Der König arbeitete unmittelbar mit den Generalregisseurs und bewies ihnen ein völliges Vertrauen. Hatte er ihre Vorschläge genehmigt: so führten sie dieselben aus ohne alle Einmischung Anderer. Das Militär stand ihnen zur Verfügung, und sie bedurften desselben, da Aufläufe häufig waren. Alle Unterbediente wurden von den Generalregisseurs angestellt, und standen nur unter ihrem Befehle. Man hat sich lebhaft mit der Frage beschäftigt, ob der König habe 1500, 3000, 5000 Franzosen kommen lassen, oder weniger. Was thut es zur Sache, wenn es auch nur 500 gewesen sind? Alle oberen Stellen waren mit Franzosen besetzt. Man könne auch Einheimische brauchen, sagt der König,[2]) besonders wenn die Fremden nicht geschickter sind. Unter gleichen Verhältnissen also hatten die Franzosen immer den Vorzug. Sobald diese Menschen sich Vermögen erworben, kehrten sie nach Frankreich zurück; denn es war ausdrückliche Bedingung, daß von allen Geldern, die sie während ihres Dienstes nach Frankreich schickten oder später mitnahmen, kein Abzug irgend welcher Art stattfinden dürfe.[3])

1) Preuß: Urkundenbuch III. 12. nr. 3. — 2) a. a. O. S. 15. nr. 10. — 3) Dohm IV. 518.

Die Prozesse der Regie waren der ordentlichen Justiz entzogen und eigenen Accisegerichten übergeben. Ueber diese hatte der Minister Horst die Oberaufsicht; doch hielt er es dabei nicht aus, sondern zog sich nach einigen Jahren zurück.

Es kann den Franzosen nicht vorgeworfen werden, daß sie die Accisesätze erhöheten. So wenigstens vertheidigte sich de la Haye vor Friedrich Wilhelm II.[1]) „Ich habe die Tarife nicht geändert. Sie sind noch eben so, wie zu der Zeit von Ewr. Majestät Herrn Großvater, und stellen nur die Veränderung der Abgaben aufs Brot in eine Vermehrung der Abgaben auf das Getränk und auf das Fleisch, welche beide Artikel mir für das Volk nicht so nothwendig erschienen." An einem anderen Orte gebraucht derselbe Franzose den Ausdruck: „Das Volk ißt kein Fleisch."

Also das war der Schutz, den Friedrich II., der sich den Vertreter der Soldaten und Fabrikanten nennt, ungeachtet seines früheren Wortes für dieselben, den Armen angedeihen ließ, daß Fleisch und Getränke für das Volk nicht als nothwendig erschienen! De la Haye de Launay wiederholt diese Behauptung. Er hat, wie er behauptet, das Volk nicht gedrückt; denn, also sagt derselbe Mann, Brot und Covent sind frei. Was denn ist Covent?

Es gab in den preußischen Ländern eine Anzahl privilegirter Brauer. Es war festgesetzt, daß sie aus einer gewissen Menge Getreide eine gewisse Quantität Bier brauen durften. Dann bezahlten sie von der Tonne Bier ein Gewisses. De Launay nun gibt zu verstehen, daß die Brauer die Erlaubnis erhielten, die Auflage vom Malz zu bezahlen, und dann so viel Bier daraus zu brauen, als der Geschmack und die Vermögensumstände der Kunden gestatteten. Da indessen das Zugießen zum Biere verboten war: so ist de Launays Aussage mit dem königlichen Befehle nur

1) S. M. d. Könige abgelegte Rechnung des G. Finanzrathes de la Haye de Launay p. 259.

so in Einklang zu bringen, daß die Regie selbst ihren Leuten gebot darüber hinwegzusehen. Der Covent oder das Nachbier, der Spülicht von der Braupfanne blieb frei. Das also war es: das Volk wird nicht gedrückt; denn Brot und Covent sind frei.[1])

Und doch war nicht dies das Schlimmste, sondern die Erhebungsart.[2]) Es entging nichts und auch gar nichts dieser Regie. Der Zoll- und Accisetarif war ein vollständiges Lexicon fast aller Natur- und Kunstproducte. De Launay hat sich beklagt,[3]) daß 480—490 Artikel nicht accisepflichtig waren, weil der König zum Schutze seiner Fabriken die Einfuhr derselben verboten hatte. Diese 480—490 Artikel hätten ehemals ansehnliche Abgaben gezahlt, und darum sei er genöthigt gewesen, um das Loch in der Einnahme zu stopfen, sich aufs äußerste anzustrengen. In Wahrheit ist bei der Aufzählung aller dieser verbotenen Waaren von Eisen, Messing, Kupfer, Blech, Elfenbein, Knochen, Glas, Cement, aller Waaren von Leinen, Seide, Baumwolle u. s. w. u. s. w. schwer zu begreifen, wovon denn zuletzt noch an die Regie etwas zu zahlen übrig blieb. Aber sie war erfinderisch. Derselbe Gegenstand, so oft er in eine neue Form gebracht, zu einem neuen Gebrauche zugerichtet war, oft auch, wenn man ihn nur aus einer Provinz in die andere verführte, wurde wiederholten Abgaben unterworfen. Dazu kam, um dies Verhältnis zu erschweren, die schmale Lage der preußischen Staaten, die große Zahl der kleinen Provinzen, die unerbittliche Strenge, die Wachsamkeit. Zu jeder Stunde bei Tage und bei Nacht drangen Zoll- und Accisebediente in das Haus jedes ehrlichen Mannes, und öffneten alles. Für jeden Gegenstand, welcher einer Abgabe unterworfen war, forderten sie den Beweis, daß diese Abgabe entrichtet sei. Wo nicht, so nahm man den Gegenstand weg und verwickelte den Eigenthümer, wenn er nicht Mittel hatte

1) Mir. u. Mauv. II. 333. — 2) Dohm IV. 521. — 3) Mir. u. Mauv. II. 343.

sich abzufinden, in einen verdrießlichen Prozeß. Die Angestellten wurden aller Verruchtheit fähig gehalten. Es ward auf sie die Beschuldigung gebracht, daß sie selbst während des Untersuchens die Contrebande einschleppten und dann sagten: sie hätten sie dort gefunden. Was auch immer ein Reisender mit sich führte an Wein, an Arzneien und dergleichen, unterlag alles zu jeder Zeit und Stunde den Untersuchungen der Angestellten.

Diese wurden gehaßt. Sie mußten in Jedem, der ihnen begegnete, einen Feind vermuthen. Keiner von ihnen wagte es, sich auf abgelegenen Wegen allein und unbewaffnet finden zu lassen. Nicht selten wurden einige dieser Offizianten vermißt. Man fand sie dann in Wäldern erschlagen und verscharrt.

Der Schleichhandel nahm überhand. Die Schleichhändler waren sicher, in ihren Kämpfen Begünstigung und Beistand zu finden. Jedes Haus bot ihnen eine sichere Zuflucht.

Der König verlangte von der Regie zwei Millionen mehr, als früher. Es ist wahrscheinlich, daß der Mehrertrag 900,000 Thaler nicht erreichte.[1])

---

1) Dohm IV. 525.

Siebzehnter Abschnitt.

Unter solchen Umständen tritt mit gewichtigem Nachdrucke an uns die Frage heran: ob denn der König Friedrich II. nichts wußte von all diesem Jammer und Leid, welches in Folge seiner Finanzmaßregeln über die Menschen kam, ob denn nicht einmal Jemand den Muth hatte, ihm die wahre Lage der Dinge vor Augen zu stellen.

Im Laufe des Jahres 1766 mehrten sich rasch die Klagen über den Verfall des Handels und der Gewerbe.[1]) Der König fand die Ursache darin, daß bei Zahlungsunfähigkeit den Kaufleuten zu viele Nachsicht bewiesen würde. Der Minister Jariges vertheidigte dies Verfahren der Gerichte, und bat den König, lieber die Ursachen gründlich untersuchen zu lassen. Der König erwiederte, daß ihm diese Ursachen hinlänglich bekannt seien. Er führt dies und jenes an. Die Kaufleute hätten bei der Errichtung der Bank ihre Rechnung dabei nicht zu finden geglaubt, und deshalb mehr als eine Million baaren Geldes außer Landes geschickt. Die Kaufleute seien aus Caprice gegen seine neuen Einrichtungen, und verschrieen dieselben. Das alles wisse er sehr wohl, und deshalb könne eine Untersuchung keinen Nutzen bringen. Der König hatte bereits im siebenjährigen Kriege Gelegenheit gehabt, zu erfahren,

1) Preuß: Urkundenbuch III. 86.

wie wenig seine Ansichten mit denen des Handelsstandes von Berlin vereinbar waren.[1]) Im Jahre 1760 waren die Russen in Berlin. Kurz zuvor hatte eine Streifschaar des Königs im deutschen Reiche Contributionen erhoben, in Bamberg, Würzburg und an anderen Orten. Der Reichshofrath hatte als richterliche Behörde die deshalb ausgestellten Wechsel für ungültig erklärt. Wir bemerken, daß wir dies Verfahren nicht beurtheilen, sondern berichten. Der König empfand das sehr unangenehm und entschied nun: „Zu Repressalien dessen erklären S. M., daß die den Russen ausgestellten Wechsel nicht bezahlt werden sollen, und S. M. wollen sie für null, nichtig und unacceptabel declariren, sie mögen ausgestellt sein, wohin sie wollen.“ Der König mochte vielleicht glauben, kraft seiner Allgewalt in diesem Schritte für seine Unterthanen väterlich gesorgt und erreicht zu haben, daß das Geld im Lande bliebe. Anders dachten seine Unterthanen, die Kaufleute von Berlin. Der König mußte es erleben, daß ihr Credit ihnen höher stand als der Gehorsam gegen ihn und der Vortheil des Nichtbezahlens. Sie schickten ins Hauptquartier einen Abgeordneten, und zwar absichtlich einen Mann, der bei dem Könige sehr wohl gelitten war. Sie ließen durch diesen Mann den König bitten: S. M. möge allergnädigst geruhen, ihnen zu erlauben, daß die ausgestellten Wechsel auch bezahlt werden dürften.

War nicht auch das schon eine Caprice der Kaufleute gewesen?

Bei näherer Erwägung jedoch der Worte des Ministers Jariges mochte dem Könige dies Mal seine Annahme einer Caprice der Kaufleute seltsam erscheinen. Die Abneigung derselben war doch wohl einer Untersuchung werth. Er befahl also dem General-Directorium, der Sache weiter nachzuforschen und sich darüber auszusprechen. Es geschah. Man reichte ihm ein Gutachten ein.

---

1) Preuß. II. 256.

Dieses Gutachten, von zwei Ministern, Blumenthal und Hagen unterzeichnet, liegt uns vor. Wir haben dasselbe nicht zu messen nach handelspolitischen Ansichten unserer Zeit. Es ist lediglich unsere Aufgabe zu berichten, wie damals, in der Zeit Friedrichs II. seine eigenen Minister seine Finanzeinrichtungen betrachteten.

Die beiden Männer erkannten, welche schwierige Aufgabe sie unternahmen. Sie berufen sich auf Pflicht und Gewissen, dem Könige die wahre Beschaffenheit und Lage der Dinge zu enthüllen. Sie berufen sich auf den besonderen Befehl des Königs, der diese Pflicht ihnen auferlege. Sie wagen daher ihr devotestes Vertrauen auszusprechen, der König werde es in Gnaden aufnehmen, daß sie die reine Wahrheit zur Richtschnur genommen. Dadurch glauben sie sich den Rücken gedeckt zu haben.

Und dann treten sie hervor mit einer leisen Kritik, die allmälig an Schärfe zunimmt. Nicht auf den Krieg wälzen sie die Schuld, sondern erst seit anderthalb Jahren zeigen alle Fabriken eine große Neigung zum Fall. Die Minister finden diese und jene Ursachen, welche in der Natur der Umstände begründet sind, und berühren schonend alle neuen Institute des Königs. Sie klagen über die Theurung der Lebensmittel und des Brennholzes. Schärfer wird ihre Kritik gegen die levantische Compagnie, welche alle Fabrikanten der Baumwollwaaren von sich abhängig gemacht hat. Der Handel, sagen sie, hat sich den Krieg hindurch zum Besten des Landes noch so gehalten, daß wenige Klagen über Bedrückung desselben eingekommen sind. Erst nach dem Kriege ist er verfallen, und sichtbarlich seit anderthalb Jahren. Abermals ist es die levantische Compagnie, auf welche eine scharfe Kritik fällt. Aber die Minister berühren an einzelnen Beispielen das System. In ähnlicher Weise hat der König den ganzen Handel nach und von Rußland einem einzigen Hause übertragen, und das Comtoir dieses Hauses erhebt von allen Producten, die nicht durch dasselbe nach oder von Rußland vermittelt werden, einen Zoll, der bis zu 8

Prozent steigt. Die Minister betonen: es ist schlechterdings wider die Natur alles Handels, einen Kaufmann zwingen zu wollen, daß er seine Waaren kauft bei einem bestimmten Comtoire. Der Handel erfordert die natürliche Freiheit, daß es einem Kaufmanne gestattet sein muß, seine Waaren von dem Manne seines Vertrauens zu kaufen. Aus dem Berichte der Minister geht sogar die fast unglaubliche Thatsache hervor, daß der König auch auswärtige Kaufleute, welche etwa ihre Waaren durch sein Gebiet gehen lassen müssen, vermittelst der Zölle hat zwingen wollen, bei dem Hause zu kaufen, welchem er die Octroi des Alleinhandels verliehen.

Nachdem sie also sich den Weg gebahnt, stellen die Minister ihren Satz allgemein hin: „Alle die verschiedenen eingeführten Monopole sind dem Handel höchst schädlich." Besonders heben sie das Tabaksmonopol hervor, und schildern die unzähligen Nachtheile. An die Regie wagen sie sich nur von fern. Sie sind nicht der Meinung, daß Brot und Covent für die Unterthanen des Königs von Preußen genüge. Da die Erhöhung, sagen sie, der Abgaben vom Getränke und Fleische mehr beträgt, als die aufgehobenen Abgaben vom Brote: so muß das Arbeitslohn in die Höhe getrieben werden. Sie wagen nicht mehr darüber zu sagen, sondern überlassen es der Beurtheilung des Königs.

Sie weisen nach, wie schon früher in Folge der erhöheten Zölle der Transithandel abgenommen. Doch habe er sich noch gehalten bis 1764, wo abermals eine neue Erhöhung eingetreten. Seitdem höre er auf. Der Handel von Hamburg ins Innere des Reiches gehe den Umweg über Lüneburg und Braunschweig, und vermeide das preußische Gebiet. Und ähnlich stehe es mit der Messe zu Frankfurt a/O. Seitdem die Waaren von Polen und Sachsen mit Durchgangszöllen von 8 bis 30 Prozent belegt sind, haben die polnischen Juden, die den Meßverkehr von Frankfurt bedingen, seit zwei Jahren angefangen, sich nach Leipzig zu wenden. Die Regierungen von Sachsen und Oestreich bieten die Hand.

Sie vermindern die Zölle und Abgaben und halten die Landstraßen in gutem Stande. In Preußen dagegen klagt man über die Erhöhung der Sätze im Post- und Fuhrwesen.

Und dann kommen die Minister zur wichtigsten Sache. Bei den Bankerotten, sagen sie, die vor drei Jahren hier ausbrachen, erfand sich, daß die meisten Gläubiger in Hamburg und Holland wohnten. Dennoch behielten unsere Kaufleute Kredit. Erst die Errichtung der Bank hat den Credit erschüttert, weil Jedermann sich fürchtete, fortan mit Papier bezahlt zu werden. Viele Gelder wanderten aus. Das war der Erfolg der Bankerrichtung vor einem Jahre. Nun aber liegt ein neues Bankstatut vor. „Wir sind vollkommen überzeugt," sagen die Minister, „daß die Feinde Ew. Majestät sich freuen würden, wenn dieser Plan ausgeführt würde. Wir haben daher auch mit vieler Betrübnis vernommen, daß derselbe schon vor einigen Wochen und ehe er uns bekannt geworden, in Hamburg zum Gegenstande einer nachtheiligen Kritik gemacht ist. Wollen Ew. Majestät eine Bank: so sind wir auf Befehl dazu erbötig einen Plan einzureichen." Sie erörtern weiter den neuen Bankplan. „Der Zwang," sagen sie, „daß jedes Capital über 150 Thaler durch die Bank gehen soll, ist nirgends in der Welt jemals erhört. Das hauptsächlichste darin ist aus dem berüchtigten Lawschen System in Frankreich und aus den dänischen und schwedischen Bankeinrichtungen entlehnt, und auf alle Unterthanen, auch diejenigen, welche nicht Handel treiben, in einer solchen Weise ausgedehnt, daß die Folgen für uns betrübter sein werden, als jemals diejenigen in Frankreich, Schweden oder Dänemark. Dort sind die Capitalien geflohen, wie viel mehr wird es bei uns geschehen! Statt des Gewinnes, den man vorspiegelt, ist allgemeiner Verlust unvermeidlich."

„Calzabigi und seine Helfershelfer sinnen nur auf ihren Gewinn. Darum haben sie schon seit geraumer Zeit die Kaufleute, welche ihre Ränke und Geldschneidereien durchschauten, und alle

anderen, welche wider ihre Einrichtungen erhebliche und gründliche Bedenken gemacht, theils selbst, theils durch Andere bei Ew. Majestät als Ignoranten und Bösewichter anzuschwärzen gesucht."

Der König erhielt die Eingabe der Minister am 1. October. Am 2. ließ er erwiedern, das General-Directorium würde besser gethan haben, gänzlich zu schweigen, als eine solche Probe von Unwissenheit und Mangel an Einsicht abzugeben. Also ward die Antwort offiziell gefaßt. Sie genügte dem Könige nicht. Er schrieb eigenhändig darunter:[1]) „ich erstaune über der impertinenten Relation so sie mir schicken, ich entschuldige die Ministres mit ihre Ignorence, aber die Malice und corruption des Concipienten muss exemplarich bestraffet werden sonsten bringe ich die Canaillen niemahls in der Subordination."

Die exemplarische Strafe erfolgte sofort. Als Verfasser erfand sich der Geheime Finanzrath Ursinus. Am folgenden Tage kam ein neuer Bescheid des Königs, daß er diesen Mann cassirt und nach Spandau zur Festung habe bringen lassen. Er sprach den Ministern noch einmal seinen herben Tadel aus. Da ihre Vorstellung der Widerspenstigkeit der Kaufleute so sehr das Wort rede: so könne der König unmöglich anders als auf Bestechung schließen, und daß die Berichte des General-Directoriums dem Meistbietenden feil sein müßten. Um solcher Corruption ein Ziel zu setzen, habe der König mit dem gewissenlosen und pflichtvergessenen Verfasser der Schrift also verfahren, und jeder Andere, ob Rath oder Minister, möge sich die sichere Rechnung machen, daß der König in ähnlichem Falle denselben gleichfalls ohne alle Umstände arretiren und auf Zeitlebens werde zur Festung bringen lassen. Fortan karrte Ursinus in Spandau.

Es ist merkwürdig, wie leer an Berichten über derartige Zustände im preußischen Staate selbst vertraute Briefe der Zeitgenossen

---

1) Preuß: Urkundenbuch III. 102. ff.

sind. Lessing ist zugegen und selbst thätig gewesen in mancherlei Angelegenheiten des siebenjährigen Krieges. Seine Briefe sind erfüllt von Untersuchungen über Kunst und Literatur, von Politik selten, fast niemals ein Wort. Nur einmal als der schale Berliner Schwätzer Nicolai, ein Philosoph nach Voltaire und Friedrich, die Städte Wien und Berlin vergleicht und von der Berliner Freiheit zu denken und zu reden spricht, reißt Lessing die Geduld. „Wien mag sein wie es will," sagt er,[1]) „der deutschen Literatur verspreche ich dort noch immer mehr Glück, als in eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht hat einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien gethan hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist."

Also Lessing. Von Ursinus wußte er wahrscheinlich nichts.

Friedrich II. war sicher, daß fortan kein unbequemer Tadel ihn in seinen Finanzplanen stören würde. Er wandelte weiter auf

---

1) Lessing an Nicolai 25. August 1769, in der Ausgabe der Nicolaischen Buchhandlung Thl. XXIX. S. 261.

dem Wege des Monopols. Bald nachher ersah er eine Gelegenheit, wie dasselbe auch seinem Adel nützlich werden könne, nämlich dasjenige des Kornhandels. Es ist wahrscheinlich, daß ursprünglich die Beschränkung desselben nur von dem Grundsatze ausging, das unentbehrliche Nahrungsmittel der Menschen auf einem Preise zu erhalten, bei welchem sowohl der Producent als der Consument bestehen könne. Zu diesem Zwecke legte der König Magazine an, aus denen in der Zeit der Theuerung das Getreide an Arme zu einem billigen Preise verkauft werden sollte. Aus diesem Grunde ferner verbot er nicht bloß die Ausfuhr des Getreides, wenn nach seiner Meinung Mangel entstehen konnte, sondern er verbot auch die Einfuhr, wenn nach seiner Meinung genug gewachsen war. Er verwunderte sich dann sehr über den Ungehorsam seiner Unterthanen,[1]) die ihn baten dennoch auswärts kaufen zu dürfen. Er schlug das ab. Erst später scheint sich der Gedanke in ihm ausgebildet zu haben, den Getreidehandel zu einer Finanzquelle zu machen, wenn nicht für sich so doch für seinen Adel, an dessen Erhaltung der Offizierstand seines Militärstaates hing. Im Jahre 1770 gab er eine Verwilligung zum ausschließlichen Getreidehandel auf der Elbe und der Oder an zwei Gesellschaften.[2]) Das Capital einer jeden Gesellschaft sollte aus 200,000 Thaler bestehen, nämlich 200 Actien zu je 1000 Thaler. Der Adel hatte das Recht, vor allen anderen Unterthanen so viele solcher Actien für sich zu nehmen, als er für gut fand. Aber ein solches Geschäft hätte den Adel, der nach den Worten des Königs im Allgemeinen Ehrgefühl hatte, in eine Linie gesetzt mit Kaufleuten, die in der Regel nach den Worten desselben Königs kein Ehrgefühl hatten. Friedrich II. bauete vor. Er erklärte ausdrücklich, daß die Theilnahme an solchen Actien dem Adel an seiner Ehre keinen Eintrag thun solle. Diese beiden Gesellschaften besaßen ausschließlich das Vorrecht fremdes Getreide

1) Preuß: Urkundenbuch III 82. — 2) Mir. u. Mauv. II. 129.

einzukaufen und wieder zu verkaufen, und Niemand durfte in diesem Handel ihr Mitbewerber sein. Sie konnten auch einheimisches Getreide kaufen und auswärts wieder verkaufen, nur daß dabei der Zwang des Ausschlusses anderer Unterthanen nicht statt fand.

Das Institut konnte für das Gemeinwohl drohend werden; indessen war für Hemmnisse in jeder Beziehung gesorgt. Dieser Handel war nur so lange gestattet, als der Scheffel Rocken in Berlin 1 Thaler, in Pommern oder in Magdeburg 18 ggr. galt. Man sieht, wie die Maßregeln des Königs der Speer des Achilles sein konnten, der die Wunden heilt, welche er eben geschlagen. Der Natur der Sache nach konnte aus beiden Unternehmungen nichts werden.

Alles bis dahin Geschehene überbot der König im Jahre 1772.[1]) Am 3. October gründete er eine Gesellschaft zum Vertriebe des Seesalzes. Der Salzhandel war auch früher schon Regal: diese Gesellschaft hatte einen anderen Zweck. Oestreich hatte damals die Salzwerke von Wielicza in Besitz genommen, und es trat demgemäß für den König die Besorgnis ein, daß bei einer zweckmäßigen Verwaltung fortan die Salzwerke Oestreichs die Polen mit Salz versorgen würden. Deshalb wollte der König den Polen Seesalz liefern, und gründete, um den Handel zu organisiren, eine Gesellschaft. Der Handel mit Salz, hieß es, sei zu vielen Abwechselungen unterworfen. Bald sei Ueberfluß daran, bald Mangel in den Vorrathshäusern der Kaufleute. Deshalb hat der König, um das wahre Beste des Handels zu berathen — freilich, wozu auch sonst? —, aus diesen und vielen anderen erheblichen Ursachen, von deren Wirklichkeit er durch gründliche Untersuchung überzeugt ist, beschlossen, daß dieser Zweig einer ausschließenden Gesellschaft anzuvertrauen sei. Dies Mal indessen dachte er auch an eine Entschädigung derer, welchen er ihren bisherigen Erwerbszweig nahm. Damit die Kaufleute in Königsberg,

1) a. a. O. p. 131.

Elbing, Memel und Braunsberg dafür schadlos gehalten würden, versprach ihnen der König den ausschließlichen Verkauf alles Garnes, des Leinens, der Pottasche, des Lein- und Hanfsamens, des Wachses aus dem Fürstenthum Ermeland. Die Frage, ob denn die unglücklichen Produzenten hier etwas verbrochen hatten, daß der König auf ihre Kosten Andere entschädigen wollte, scheint nicht aufgeworfen zu sein. Indessen auch die Freude der Kaufleute, wenn anders sie eine solche hatten, über die Entschädigung war kurz.

Am 14. October desselben Jahres, also 11 Tage später, stiftete derselbe König Friedrich II. die Seehandlungs-Gesellschaft. Sie sollte gegründet sein auf 2400 Actien zu je 500 Thaler. Sieben Achtel der Actien nahm sofort der König für eigene Rechnung, ein Achtel verblieb für Andere. Diese Gesellschaft soll den ausschließlichen Handel mit allem Seesalze haben, und das Stapelrecht auf alles Wachs, zehn Meilen weit von der Weichsel auf preußischem Grunde und Boden. Die Stapelplätze sind Bromberg und Fordon. Dahin muß alles Wachs geschafft werden. Können die Verkäufer sich mit der Seehandlung nicht einen, so dürfen sie nach fünf Tagen mit ihrer Waare wieder wegziehen, nicht jedoch zunächst und sogleich zum Verkaufen an einem anderen Platze, sondern erst wieder nach dem Ursprungsorte. — Bei solcher Quälerei fühlt man sich fast versucht zu fragen: warum nahm der große König den armen Leuten nicht etwa die Hälfte ihres Vorrathes unentgeltlich ab und bezahlte die andere Hälfte? Es wäre wenigstens kürzer gewesen.

Allein eben diesen selben ausschließenden Handel mit Wachs hatte ja der König 11 Tage vorher an die Kaufleute der vier preußischen Seestädte verliehen. Allerdings, das hatte er. Aber nun nahm er es wieder? Auch das that er. Wollte vielleicht Jemand darüber räsonniren und dabei das Beispiel des geheimen Finanzrathes Ursinus vergessen, der damals, wenn er noch nicht dem Grame erlegen war, fleißig in Spandau die Karre schob?

Der König nahm mit demselben Rechte, mit welchem er gegeben hatte. Er hatte sich durch gründliche Untersuchung von der Wirklichkeit der erheblichen Ursachen überzeugt. Was also wollte man mehr?

Nur wolle man nicht sagen, daß in den Ländern und unter dem Scepter dieses allregierenden Königs fortan noch von einem Handel die Rede sein konnte.

Wie sich von selbst versteht, durfte nun das Geld des Königs nicht schlecht angelegt sein. Die Actien, also hieß es in den Paragraphen der Stiftung, werden beständig zehn Procent Zinsen abwerfen. Außerdem wird nach Umständen eine Dividende ausgetheilt. Diese Zinsen, die der König im Voraus befahl, beruhten auf dem Handel mit Wachs. Für den Seehandel überhaupt war die Gesellschaft nicht ausschließend privilegirt, nur für denjenigen mit dem Salz aus Spanien u. s. w., dem sogenannten Seesalze; aber sie hatte andere Vergünstigungen. Das Holz aus Polen war mit 50 Prozent belastet, nur das Holz, dessen diese Seehandlung für ihre Schiffe bedurfte, war frei. Also Wachs, Seesalz, Holz waren das ausschließliche Eigenthum dieser Gesellschaft; denn ein Zollprivilegium von 50 Prozent steht einem Verbote alles anderen Schiffbaues durch Privatpersonen gleich. Daneben errichtete der König noch wieder eine andere Gesellschaft für den Verkauf des Seesalzes nach Polen hin. Die Anlage war eine halbe Million Thaler in 500 Actien.

Nach der alten Erfahrung kann eine Handelsgesellschaft, die unmittelbar von einer Regierung geleitet wird, nicht bestehen. Also geschah es auch hier. Die Gesellschaft ging sofort zurück. Wir möchten fast bezweifeln, ob auch nur jemals die 10 Prozent Zinsen bezahlt sind, wenn nicht vielleicht vom Capitale selbst. 1774 trat der Minister Görne an die Spitze. Er betrog. Dennoch schwindelte er dem Könige den Stand der Dinge derartig vor, daß Friedrich II. 1780 seine Zufriedenheit darüber aussprach. Erst nachher ward er festgenommen, und es eröffneten sich auch ihm

die Thore von Spandau. Die Commissare[1]) fanden, daß er 800,000 Thaler für sich verwandt habe. Die Gesellschaft hatte damals bereits 1,400,000 Thaler verloren. Dennoch bestand sie fort, im engen Zusammenhange mit der Bank, von wo sie die Gelder entlehnte. Der König hatte Staatsgelder in die Bank gelegt, und zwar lediglich aus Speculation,[2]) „damit die großen Summen," sagt er, „die ich des Krieges wegen vorräthig halten muß, inzwischen theils nicht ganz todt liegen, theils zum Besten des Staates durch die Bank circuliren." Daß ein solches Verfahren nicht im Rechte sei, fühlt er selbst, indem er dem Minister Hagen, dem er es mittheilt, Verschwiegenheit anbefiehlt. Aber freilich, Friedrich brauchte Geld, viel Geld; denn es konnten ja die Oestreicher kommen. Oder auch, er konnte wieder zu ihnen gehen.

Wir haben zu erwägen, wie sich in den Augen des Königs nach solchen Finanzoperationen die Dinge gestalteten. Er überblickt dieselbe im Jahre 1775.[3])

„Die Finanzen sind der Nerv des Staates. Nach dem Kriege haben sie sich mächtig gehoben. Die Mehreinkünfte sind von Westpreußen 1,200,000 Thaler. Der Tabak bringt eine Million. Die Bank 100,000 Thlr. Das Brennholz 50,000 Thlr. Das Lotto 56,000 Thlr. Dazu die Einkünfte der Regie. Die ganze Einnahme beträgt 21,700,000 Thlr. Davon müssen 187,000 Mann unterhalten werden. Nach Abzug der Unterhaltkosten bleiben 5,700,000 Thlr."

Wir sehen also, Friedrich II. selbst schlägt den Unterhalt seines Heeres im Jahre 1775 auf 16 Millionen Thaler an. Aber dann kam der Kriegesschatz und die Festungen.

„Von den 5.7 Millionen sind jährlich 2 Millionen in den Schatz gelegt, und 3.7 Millionen sind verwendet für Fortifica-

---

1) Moser: patr. Archiv I. 409. Bericht der Commissare. — 2) Preuß: Urkundenbuch III. 105. — 3) Oeuv. IX. 183.

tionen, Landesverbesserungen, Gebäude und Subsidien an Rußland." (480,000 Thlr.)

Wir müssen dabei uns erinnern, daß die Kosten für den Civildienst in den Provinzen selbst aufgebracht wurden.

„Die Bestimmung dieser 5.7 Millionen ist in Kriegszeiten die außerordentlichen Ausgaben zu bezahlen, die jährlich auf 11 Mill. steigen, so daß man noch 5.3 Mill. zu erlegen hat. Diese Summe muß aus dem Schatze genommen werden, der 19.3 Mill. enthält, außer 4.3 Mill. im kleinen Schatze für die Mobilmachung. Dann haben wir noch 4.2 Mill. in Breslau und 900,000 Thlr. in der Bank von Magdeburg. Außerdem muß die Kriegskasse 11 Mill. haben, um zur Kriegszeit die Regimenter im Voraus zu bezahlen. 4 Mill. sind schon da, die anderen werden in drei Jahren da sein."

Das heißt: im Jahre 1778 werden sie da sein. Das Jahr anzugeben ist nicht ohne Bedeutung. „Aber man kann mit allem dem nur vier Feldzüge aushalten. Deshalb ist es nothwendig sich Sachsens zu bemächtigen, um den Schatz so viel wie möglich zu schonen. Er darf nur angegriffen werden, um den Ausfall der Provinzen zu decken."

Unwillkürlich enthüllt hier Friedrich II., daß er an keinen anderen Krieg überhaupt denke, keinen anderen in die Möglichkeit seiner Berechnung aufnehme, als Krieg gegen Oestreich. Und im Voraus wieder ist es sein Plan: die unglücklichen Sachsen sollen diesen Krieg bezahlen. Freilich wer das πρῶτον ψεῦδος anerkennt, daß es die Bestimmung der Deutschen unter Friedrich war abermals und abermals in den Krieg zu gehen, so oft es ihm gefiel, der wird auch hier wieder seine Umsicht bewundern, die alles zuvor erwog. Friedrich II. selbst allerdings zollt sich diese Anerkennung und Bewunderung.

„Das ist der Kern der Dinge, welcher zeigt, daß man die größte Sparsamkeit beobachten muß, um den letzten Thaler in der Tasche zu haben, wenn man den Frieden unterhandelt."

Aber auch ihm muß doch einmal die Frage aufstoßen, ob seine Art zu verfahren nicht das Land unsäglich drücke. Hier helfen ihm die Tabellen seines Ministers Herzberg.

„Dieses Geld, die zwei Millionen, welche jährlich aus der Circulation in den Schatz übergehen, ist beträchtlich; aber das Zurückziehen desselben ist gerechtfertigt, weil die Handelsbilanz jährlich 4.4 Millionen zu Gunsten des Staates ist, so daß sich die Circulation auch nach Abzug der 2 Millionen um 2.4 Millionen jährlich bereichert. Unter dem verstorbenen Könige verlor der Staat jährlich eine halbe Million. Ich habe Mittel gefunden, durch die Gründung vieler Fabriken und besonders mit Hülfe von Schlesien die Dinge dahin zu bringen, wie ich angezeigt habe. Darum muß man die Manufacturen nicht aus den Augen verlieren. Durch dieses Mittel kann die Bilanz jährlich noch um einige hunderttausend Thaler steigen. Aber wichtiger noch ist die gute Ordnung, welche die Regie begründet hat.“

Es ist ein merkwürdiges Document der Selbsttäuschung, in welcher dieser König befangen war. Wie auch sollte er derselben entrissen werden? Die Thore von Spandau standen ja offen.

Der König erörtert weiter Heer und Politik?

„Die Lage unseres Staates zwingt zum Unterhalte vieler Truppen; denn unsere Nachbaren sind Oestreich, Frankreich, Rußland und Schweden. Der Kriegsfuß ist 220,000 Mann, Freibataillone und Vermehrung der Cavallerie inbegriffen. Davon kann man 180,000 Mann ins Feld stellen. Aber wenn man die Armeen bilden muß: so springt es in die Augen, daß wir nicht zu viel haben. Ich glaube, daß die Disziplin auf dem Fuße bleiben muß, wie sie ist. Wenn der Souverän sich nicht bei dem Heere betheiligt, nicht selbst das Beispiel gibt: so ist alles verloren. Wenn man die Faullenzer des Hofes dem Militär vorzieht: so wird Jedermann sich dieser Faulheit hingeben, und anstatt daß nun unsere Offiziere adelig sind, wird man seine Zuflucht nehmen müssen zu

Bürgerlichen (roturiers). Das würde der erste Schritt zum Verfalle und zur Vernichtung des Heeres sein. Wir haben gegenwärtig auf die Compagnie nur 70 Inländer. Dieses Prinzip muß festgehalten werden, um das Land zu schonen, welches durch die Vermehrung der Bevölkerung, wenn der Krieg es erfordert, Nachschub leisten kann."

„Einer der ersten Grundsätze der Politik ist, sich mit dem Nachbar zu verständigen, welcher dem Staate die gefährlichsten Schläge beibringen kann. Aus diesem Grunde sind wir im Bündnisse mit Rußland. Denn, so lange dieses dauert, ist Preußen im Rücken gesichert und kann auch von Schweden aus in Pommern nicht angegriffen werden. Die Zeiten können sich ändern; aber niemals wird man von einem Bündnisse mit anderen Staaten dieselben Vortheile haben, wie mit Rußland."

Er erörtert dann die anderen Länder.

„Die französischen Truppen sind nichts werth, und die Franzosen helfen ihren Nachbaren schlecht. Die Engländer zahlen Subsidien und opfern ihre Alliirten dem eigenen Interesse auf. Ich spreche nicht vom Hause Oestreich, mit welchem es unmöglich scheint, eine feste Verbindung einzugehen."

Daß es nicht an Oestreich lag, wenn nicht die gesammte deutsche Macht fest und einig zusammen stand gegen den emporwachsenden russischen Coloß, haben wir früher gesehen. Wir haben ferner bereits früher erörtert, wie der König als neue Erwerbung für sich zunächst Sachsen bestimmte, mit dem Hinzufügen, daß Sachsen erobert werden müsse in Böhmen und Mähren. Der Grund liegt nahe: Oestreich schützte den Rechtszustand im Reiche.

Der König überblickt noch einmal das Ganze.

„Da das Land arm ist und keine Hülfsquellen hat: so ist es nothwendig, daß der Souverän immer einen gefüllten Schatz habe, um wenigstens einige Feldzüge auszuhalten. Deshalb muß er sparsam sein und scharfe Ordnung halten. Wenn er das Beispiel der

Verschwendung gibt: so ahmen seine Unterthanen ihm nach. Auszeichnungen müssen allein für Verdienste und nicht für Reichthümer gegeben werden. Weil man in Frankreich dies Prinzip nicht beobachtet hat: so sind die Sitten verdorben. Da der Krieg ein Strudel ist, welcher die Menschen verschlingt: so muß man die Augen darauf haben, daß das Land sich möglichst bevölkere. Dadurch wird es auch besser bebaut, und die Eigenthümer stehen sich günstiger. Ich glaube nicht, daß man in diesem Lande jemals sich überreden lassen darf, eine Kriegsmarine zu bauen. Meine Gründe sind: es gibt in Europa große Marinen: die englische, die französische, die spanische, die dänische und die russische. Wir können es nie ihnen gleich thun. Also werden wir mit einigen Schiffen immer schwächer sein, als sie, und die Ausgabe ist unnütz. Das Geld, welches die Marine uns kosten würde, müßte von unseren Landtruppen genommen werden. Das Land ist nicht volkreich genug, um zugleich Soldaten und Matrosen herzugeben. Da ferner Seeschlachten selten entscheidend sind: so ist es vortheilhafter, das beste Landheer zu haben, als die schlechteste Flotte."

Weil der König so argumentirte: so blieben die seefahrenden seiner Unterthanen mit seiner Flagge nach wie vor auf allen Meeren dem Uebermuthe eines Jeden preis gegeben, der eine Kanone an Bord hatte. Der König vergaß, daß aus der Pflicht des Steuerzahlens auch ein Recht auf Schutz erwachse. Indessen, er hatte ja Anderes im Sinne.

„Die Politik muß ausschauen, um die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Deshalb muß Geld im Vorrathe sein, damit die Regierung bereit sei zu handeln, sobald politische Gründe den Moment ergeben. Der Krieg selbst muß nach den Grundsätzen der Politik geführt werden, um dem Feinde die blutigsten Schläge beizubringen. Die großen Feldzugsplane gelingen nicht immer; aber wenn sie ausgedehnt sind: so erfolgt daraus immer mehr Vortheil, als aus den kleinen Projekten der Einnahme einer Festung auf der Grenze."

„Politik, Militär, Finanzen sind so eng verbunden, daß sie nicht getrennt werden können. Wenn diese Zweige in diesem Staate getrennt würden, wie es in Frankreich geschieht: so wäre er verloren. Die großen Monarchieen erhalten und bewegen sich durch sich selbst. Die kleinen Staaten werden zertreten, wenn dort nicht alles Kraft, Nerv und Spannung ist."

Es ist das Trugbild, welches der ruhelose Ehrgeiz des Königs sich entwirft. Es hatte ihn niemals eine Gefahr bedroht, als welche er selber heraufbeschwor.

„Das sind meine Gedanken über diesen Staat. So lange derselbe nicht eine größere Ausdehnung und bessere Grenzen hat" —

Aber warum und mit welchem Rechte durfte der Staat dieses Königs das verlangen?

„muß er durch Fürsten regiert werden, welche immer auf der Schildwache sind, welche die Ohren gespitzt haben, um über ihre Nachbaren zu wachen, und bereit sind, von einem Tage zum anderen sich gegen die verderblichen Plane ihrer Nachbaren zu vertheidigen."

D. h. sie anzugreifen, sobald, um die früheren Worte des Königs zu gebrauchen, politische Gründe den Moment ergeben.

Achtzehnter Abschnitt.

Je schärfer Friedrich II. erkannte, daß der Kaiserhof zu Wien mit Sorge und Spannung die emporstrebende Macht des nordischen Kolosses betrachtete: desto eifriger war er bemüht die Kaiserin Katharine II. durch Entgegenkommen und durch Gefälligkeiten aller Art sich geneigt zu erhalten. Er zahlte regelmäßig seine Subsidien, wenn man so den Tribut nennen will, von einer halben Million. Aber er war auch bereit zu anderen Diensten. Es war die Politik der Czarin die Hände in deutsche Angelegenheiten zu mischen. Das nächste Mittel im Frieden war durch Heirath mit deutschen Fürstenfamilien in Verbindung zu treten. Katharine mochte nicht vergessen haben, daß sie auf Friedrichs Empfehlung nach Rußland gekommen sei. Er erschien auch dies Mal als geeignete Mittelsperson, und sie wandte sich für ihren Sohn Paul an ihn 1772. Auch für Friedrich war dies eine günstige Gelegenheit. Er hatte den Prinzen von Preußen mit einer Darmstädter Prinzessin verheirathet. Es waren dort noch mehre Schwestern. Eine Verschwägerung seines Thronerben mit dem künftigen Kaiser Paul konnte für das Bündnis zwischen Preußen und Rußland sehr nützlich sein. Deshalb wandte er sich an die alte Landgräfin von Darmstadt,[1]) nicht an den Vater.

---

1) Oeuv. XXVII. 2. 142. ff.

Er hatte, wie es scheint, in Betreff des Religionspunktes zu dieser Dame mehr Vertrauen als zu dem Vater. Doch war er so vorsichtig, im Voraus ihr zu erzählen, wie er früher so viele Mühe gehabt, um die Scrupel des Fürsten von Zerbst über die griechische Religion zu beruhigen, wie er nur durch die Dummheit dieses Prinzen zum Ziele gekommen. „Das hat aber gemacht, daß seine Tochter gegenwärtig die Kaiserin von Rußland ist. Sie sehen, Madame, wodurch oft der Anfang der größten Fortune bedingt wird."

Wenn vielleicht die Landgräfin bisher noch nicht auf der Höhe der Philosophie stand: so schwang sie sich bei solchem Anerbieten leicht dazu empor. „Die Bedingung der griechischen Religion," sagt sie, „erschreckt mich nicht im Mindesten. Ich bin der Einwilligung des Landgrafen sicher. Ich habe ihn über diesen Punkt sondirt. Allerdings habe ich ihm noch nicht gesagt, daß, um mit dem Fürsten von Zerbst zu reden, seine Tochter griechisch werden solle; aber ich habe Ursache zu glauben, daß in Rücksicht auf die Vortheile, die er sich von dieser Verbindung verspricht, er ihr den Schritt verzeihen wird, der bis nach der Abreise unbekannt bleiben kann." Die Antwort erfreut den König sehr. Er erzählt ihr noch einmal die ganze Geschichte von der Starrköpfigkeit des Anhalter Fürsten, wie er endlich einen Geistlichen so gefällig gefunden habe, dem Fürsten zu beweisen, daß der griechische Ritus demjenigen der Lutheraner ganz gleich wäre. Da habe dann der Fürst unaufhörlich vor sich hingesprochen: Lutherisch griechisch, griechisch lutherisch: das gehet an. „Nach einigen weiteren Possen und Miseren von gleicher Art reiste seine Tochter nach Rußland." Der König wünscht, daß auch dies Mal die dunkelen Geschicke seinen Wünschen entsprechen. Er fügt hinzu, daß seine maquerellage hinreichend belohnt sein werde durch einen Besuch der Landgräfin.

Diese Dame hat nun doch einige Zweifel. Der König beruhigt sie. Nur dreierlei sei wichtig: sanftes Wesen, eine honette

Haltung und Fruchtbarkeit. „Was den letzten Punkt betrifft," fügt er hinzu: „so muß man sich auf die Wahrscheinlichkeit verlassen; denn Erfahrungen über einen so zarten Gegenstand zu machen, dürfte nicht rathsam sein." Aber die Landgräfin muß mit ihren drei Töchtern nach Petersburg reisen, damit der Großfürst Paul dort die Auswahl habe. Mithin muß die Sache so eingefädelt werden, daß das Alles mit dem erforderlichen, wenigstens dem äußeren Anstande geschehe. Die Dame zagt vor einer solchen Reise. Der König ermuthigt sie. „Ich habe dann zwei Epochen zu genießen: diejenige Ihres Durchzuges beim Kommen, und diejenige Ihrer Rückkehr. „Das," wiederholt er ihr, „wird mein Kuppelpelz sein." [1]) Die Landgräfin entschließt sich, und der König bestreitet die Kosten der Reise bis zu den russischen Fregatten, welche bei Stettin die Mutter mit den drei Töchtern aufnehmen. Am 26. August 1773 ward die Darmstädter Prinzessin Wilhelmine russische Großfürstin Natalie Alexiewna.

Die Freundschaft war also durch ein neues Band befestigt. Aber auch der Prinz Heinrich mußte das Seinige thun. Der König spornt ihn beständig. [2]) „Sie, mein lieber Bruder, sind im Stande das gute Verständnis zwischen Rußland und Preußen zu erhalten und dadurch unserem Vaterlande die größten Dienste zu erweisen, die in der Macht eines Prinzen unseres Hauses sind." Die Kaiserin Katharine wünscht im Juli 1775 den Prinzen Heinrich wieder in Petersburg zu sehen. „Wenn Sie diese Gefälligkeit ausschlügen," sagt der König: „so wäre das ein Bruch mit ihr, und Sie wissen, mein lieber Bruder, wie die Inder sagen: man muß den Teufel anbeten, um ihn zu hindern zu schaden."

Mithin war die Furcht ein wesentliches Motiv zu dieser Devotion? Da die Politik Friedrichs eine so rein persönliche, niemals durch den Rath Anderer oder das wahre Interesse des Volkes

---

1) a. a. O. p. 149. — 2) Oeuv. XXVI. 368.

bedingte war: so mochte der Prinz Heinrich wohl einmal stutzig werden über diese Willfährigkeit des Königs zum Gehorsame gegen alle Meinungen und Neigungen der Czarin. Namentlich als der König sogar von seinen Quälereien gegen Danzig abließ, veranlaßte dies allerlei Fragen. Der König erwiedert 14. April 1776:[1]) „Um Ihnen eine runde und kategorische Antwort über unsere Beziehungen zu Rußland zu geben: so will ich Ihnen sagen, daß ich es als ein hauptsächliches Ziel für unser Haus betrachte, die gute Harmonie mit Rußland zu hegen und zu festigen. Wir haben sie nöthig und die Nachwelt kann sie vielleicht noch nöthiger haben als wir. Von diesem Grundsatze aus muß man ohne Zweifel das bewilligen, was die Hartnäckigkeit Rußlands entschieden fordern wird. Wenn wir den Hafen von Danzig fahren lassen sollen: so muß es geschehen. So auch ist es in anderen Dingen. Denn die Hauptsache für uns ist Rußland für uns zu haben, und diese Union muß so fest gegründet sein, daß unsere Feinde sie nicht lösen können. Das Uebrige überlasse ich Ihnen, mein lieber Bruder, in der Ueberzeugung, daß Sie nicht die Interessen des Vaterlandes vergessen und nur das nachgeben werden, was nothwendig ist, um dem großen Zweck der innigen Verbindung mit Rußland zu entsprechen."

In denselben Tagen schon verlangte diese für die deutsche Nation von Grund aus verderbliche Verbindung neue persönliche Opfer der königlichen Familie.

Friedrich hatte die Darmstädter Prinzessin nach Rußland verheirathet. Diese starb schon am 26. April 1776. Es kam darauf an dem Großfürsten eine neue Frau zu verschaffen, und zwar so bald wie möglich. Am 9. Mai erwiedert[2]) der König Friedrich auf die Anzeige und Anfrage seines Bruders, daß er gerührt sei durch das abermalige Vertrauen. „Die Kaiserin und der Groß-

---

1) a. a. O. p. 378. — 2) a. a. O. 379.

fürst werden mich bei dieser und jeder anderen Gelegenheit an Leib und Seele stets bereit finden ihnen die Dienste zu leisten, die von mir abhangen werden.“ Es ist die Frage, was denn dies Mal die Dienste an Leib und Seele betreffen. Der König erstattet sofort Bericht. „Um nicht durch Einleitungen zu ermüden, sage ich zuerst im Allgemeinen, daß ich Erfolg gehabt habe in dem schwierigsten Theile meiner Unterhandlung, die sich auf den Erbprinzen von Darmstadt bezieht. Ich gestehe, daß er mich zu Thränen gerührt hat. Sein Herz war voll von dem unerwarteten Tode seiner Schwester, tief gebeugt durch diesen Verlust. Also sprach er zu mir: „„Ich begreife, daß der Großfürst sich schleunig wieder vermählen muß. Die Partie, welche ihm am besten zusagt, ist diejenige meiner Braut. Ich liebe sie. Ich habe gehofft glückliche Tage mit ihr zu verleben. Allein mehr noch liebe ich den Großfürsten, und ich bringe ihm das Opfer dar der Abtretung meiner Braut, ja mein Leben selbst würde ich hingeben, wenn es ihm nützlich sein könnte.““ Nein, Pylades hat nicht mehr für Orestes gethan, und Nisus nicht für Euryalus. Das ist ein Beispiel von Anhänglichkeit und Freundschaft, welches unserem Zeitalter Ehre macht.“

Wir unsererseits glauben annehmen zu dürfen, daß von dem, was man im bürgerlichen Leben Ehrenhaftigkeit nennt, bei den betheiligten Personen doch wohl nicht eigentlich die Rede sein kann, weder von denjenigen, welche die Forderung stellten, noch von denjenigen, welche sie erfüllten. Aber freilich, Friedrich II. war ja bereit der Czarin Katharine zu dienen mit Leib und Seele.

„Ich habe sogleich,“ fährt er fort, „einen Courier an unsere Nichte nach Mömpelgard geschickt, um ihr Mittheilung von den gnädigen Absichten der Czarin und des Großfürsten über die Wahl ihrer Tochter zu machen. Ich habe ihr zugleich bemerkt, was ich mit dem Erbprinzen von Darmstadt vereinbart habe. Ich schmeichle mir von dieser Seite nicht auf Schwierigkeiten zu stoßen, auch nicht in Betreff der Religion. Der Vater katholisch, die Mutter reformirt,

die Kinder lutherisch, mit einer Griechin dazwischen: diese Familie wird die Einigkeit der verschiedenen Sekten der Christenheit darstellen."

Der König fühlt sich hoch erfreut, daß alles so wohl gelingt. Der Prinz Heinrich ist die Seele des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen. Friedrich II. ist ihm sehr dankbar. „Der Himmel möge auf Sie alle Segnungen ergießen, welche ich wünsche; denn das Vertrauen der Czarin zu Ihnen ist das sicherste Band der Einigung zwischen Russen und Preußen. Wenn es geschehen sollte, daß Jemand, den ich nicht nenne, irgend eine Thorheit beginge: so werden Sie immer im Stande sein die Dinge wieder in Ordnung zu bringen."

Die Nichte von Mümpelgard eilt herbei. Der Großfürst kommt zur Brautschau. Alles wird aufgeboten. In allen Dörfern bringen die jungen Mädchen ihm Blumen dar, in den Städten hat man Leute hinzugefügt, welche Vivat rufen. Alles das bringt die beste Wirkung hervor. [1])

Waren denn die deutschen Länder, welche dem Könige von Preußen gehorchten, welche täglich mehr dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche entfremdet wurden, darum schon zu einer Satrapie von Rußland hinabgesunken?

Der König hat noch die Sorge, daß in Berlin nicht Leute genug zusammen kommen. Die Sorge ist unnütz. Das Volk strömt massenweise herzu. Es will den großen Triumphbogen sehen, den der König hat erbauen lassen. Auch schreit man Hurrah. Alles geht gut. Der König hofft die Allianz mit Rußland bis 1790 verlängern zu können. Das ist drückend für die Oestreicher, meint er. „Sie können darauf rechnen," fügt er hinzu, [2]) „daß die Oestreicher nur meinen Abgang erwarten, um ihre Maschinen spielen zu lassen."

1) Oeuv. XXVI. 385. — 2) a. a. O. 387.

War er denn dieses Bündnisses und der Dankbarkeit der Czarin für seine getreuen Dienste länger sicher, als sie diese Dienste brauchte? Es dämmert auch damals schon zuweilen in ihm die Besorgnis auf, daß man, nachdem man einstweilen ihn benutzt, wozu er gut war, ihn gelegentlich sehr derb erinnern könne, wie hoch man seinen Ruhm und seine Machtstellung anschlage. Am 3. Dzbr. 1776 schreibt er seinem Bruder das ängstliche Wort: „Uebrigens gestehe ich, daß ich mich nicht sehr auf die russische Politik verlasse, die dem leichtfertigen und wenig folgerechten Geiste dieser Nation unterworfen ist. Ihre Monarchie ist so mächtig, daß sie keiner Verbündeten bedarf. Es ist mehr eine Miene des Großthuns, daß sie mit anderen Staaten Bündnisse eingehen, als das Bedürfnis ihrer Vertheidigung. Deshalb werden sie immer gesucht sein und Niemandem entgegen kommen."

Um desto mehr mußte er entgegenkommen. Einstweilen jedoch war die Besorgniß ungegründet. Die Czarin hatte durch ihn noch nicht alles erlangt, was sie wünschte. Sie ließ sich zur selben Zeit abermals bewegen auf die Bitten des Königs das Bündnis mit ihm für acht Jahre zu erneuern. Nur verlangte sie Geheimhaltung des Bundes vor Oestreich, weil sie den Wiener Hof nicht reizen wollte. Der Muth des Königs stieg wieder empor. „Mein Plan ist," meldet er im April 1777,[1]) „so eng wie möglich verbündet zu sein mit Rußland, zu wachen über die kleinen, wie über die großen Schritte des Hofes von Wien, und mit allen Mächten so viel wie möglich gut zu stehen, so daß wenn die Conjuncturen uns zu verbünden nöthigen, man im Stande ist eine Unterhandlung zu beginnen. Das ist mir in Frankreich geglückt. Sie haben Tott nach der Türkei gesandt, um diese zu beruhigen zum Frieden mit Rußland. Sie haben mich wieder von den Verleumdungen in Kenntnis gesetzt, welche die Oestreicher bei ihnen vorgebracht.

1) a. a. O. p. 391.

Diese haben mir nämlich ehrgeizige Plane beigelegt, an die ich nicht gedacht habe."

Der deutsche Kaiser Joseph II. stand in der Vollkraft seiner Jahre. Er empfand tief den Abstand der Idee des römisch-deutschen Kaiserthumes von der traurigen Wirklichkeit. Seine Würde war die erste der Christenheit, in der That war seine Macht im Reiche so gering, wie diejenige eines Königs in Polen. Es war das natürliche Bestreben eines Mannes von Kraft, den Titel zur Wahrheit zu machen, um nicht bloß in Worten, sondern auch in der That der Vertreter einer Nation zu sein. Leider nur war diese Nation zu sehr in Stumpfsinn und Sklaverei versunken, als daß sie die Bestrebungen eines solchen Mannes zu würdigen gewußt hätte, und dieser Mann selbst war zu hastig, zu eifrig, als daß er nicht über die zahllosen Stricke, welche die deutsche Reichsverfassung ihm legte, gestrauchelt wäre, nicht in ihren Irrgängen sich verwirrt und verwickelt hätte. Jeder kleine deutsche Landesherr war unumschränkter Herr seines Landes und der Menschen, die darin wohnten. Sie begannen nach und nach im Stillen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. nachzuahmen, ihr Land zu einer Brutanstalt für Soldaten zu machen. Sie konnten nicht erobern wie Friedrich; aber sie konnten sich bereichern durch den Verkauf der Menschen, die in ihrem Lande lebten, an Friedrich selbst, an England, an Holland, kurz, wer immer die besten Preise zahlte. Die deutsche Libertät stand auf ihrem Gipfel. Mit der vollen Selbstherrlichkeit nach unten ging die Lähmung des Reichsoberhauptes, des natürlichen Vertreters der Rechte der Nation als Nation Hand in Hand.

Dem Kaiser war der Verfassung nach dennoch das wichtigste Recht im Reiche verblieben: er war noch immer Quell aller Gerichtsbarkeit. Die Oberaufsicht über die Rechtspflege im Reiche war die Pflicht des Kaisers. Joseph nahm sich der Sache mit dem regsten Eifer an. Er wollte die beiden Gerichte, den Reichs-

hofrath, der von ihm besetzt wurde, und das Reichskammergericht, welches er mit den Reichsständen gemeinsam besetzte, reinigen und herstellen. Joseph brachte eine Visitation desselben in Gang. Sie kam nicht weiter. Gleich an der ersten Aufgabe erlahmte seine Kraft. Wohin auch immer sonst Joseph im Reiche reformirend seine Blicke wandte: er fand auf seinem Wege immerdar den König von Preußen, stets hindernd, stets verneinend.

Joseph versuchte es auf anderem Wege. Er strebte seine Hausmacht im Reiche zu stärken, nicht auf dem Wege der Eroberung, des Herfallens des Mächtigen über friedliche Nachbaren, sondern im Wege des Vertrages. Der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern war söhnelos. Auf ihn mußte Carl Theodor von der Pfalz folgen. Auch dieser hatte keine berechtigten Leibeserben, und der nächste Agnat war der Herzog Carl von Zweibrücken. Der Kaiser Joseph unterhandelte mit Carl Theodor über die Abtretung eines großen Theiles von Bayern gegen andere persönliche Vortheile. Carl Theodor war willig. Wegen der Hausverträge war noch der Beitritt des Herzogs von Zweibrücken einzuholen. Da starb Maximilian Joseph unerwartet mit dem Schlusse des Jahres 1777. Am selben Tage, als der König Friedrich II. diese Todesnachricht erhielt, beschloß er die Plane Josephs II. zu hindern. Bereits am 16. Januar 1778 ergingen Befehle an Minister und Generale, daß im Frühjahre alles marschfertig sein müsse. Die Rüstungen begannen sofort. [1]) Der Kriegsschatz enthielt nach der Berechnung des Königs von 1775 die Mittel, die zum Kriege erforderlich waren. Ein Hindernis also war nicht vorhanden.

Aber es fehlte ihm noch der Vorwand. Ein solcher mußte gefunden werden. Friedrich berief heimlich einen Grafen Görz, den Bruder eines seiner Generale, und schickte ihn aus mit eigenhändig geschriebenen, aber nicht offiziellen Vollmachten. Görz ging

---

1) Dohm I. 49. Preuß: Urkundenbuch IV. 196. 207.

nach Regensburg und machte von da aus Eröffnungen an Carl Theodor, der schon in München war. Carl Theodor war durch seine Verträge gebunden: er konnte weder, noch wollte er gegen dieselben auftreten. Deshalb wollte Görz nach Zweibrücken. Dieser Herzog hatte bereits seinen Minister Hofenfels nach München geschickt mit der Erklärung seines Beitrittes zu den Verträgen seines Oheims mit dem Kaiser. [1]) Hofenfels wollte das Schreiben übergeben. Da erhielt er einen Brief von Görz. Er übergab das Schreiben an Carl Theodor nicht, sondern eilte zürück, dem Herzoge Carl nach Augsburg entgegen, und trieb ihn zu einem Briefe an Görz. Görz ging heimlich nach München, und ward dort in einem Gartenhause der Herzogin Clemens vorborgen gehalten. Dort kam Carl von Zweibrücken mit ihm zusammen und ließ sich von ihm bereden die bereits ausgefertigte Acte der Zustimmung zurück zu nehmen. Dann ging er nach Zweibrücken, und Görz folgte ihm, um dort offen als Gesandter des Preußenkönigs aufzutreten. Am 28. März 1778 schloß Friedrich II. mit dem Herzog Carl den Vertrag, daß er die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht vertheidigen werde. Der Vorwand zum Kriege war gefunden.

Von Wien aus dagegen hob man hervor [2]): das Recht, sich über streitige Gegenstände zu vergleichen, gebühre wie jedem Privatmanne, so auch jedem Reichsstande. Da der Kaiser sich mit der Hauptperson, dem Kurfürsten verglichen habe: so sei kein Dritter ermächtigt, die Gründe, bei denen jener sich beruhige, einer Prüfung zu unterwerfen. Kaunitz erklärte: der kaiserliche Hof werde nicht zugeben, daß ein Reichsstand sich zum Vormund und Richter seiner Mitstände aufwerfe.

Es sind damals über diese Erbfolge, über das Recht des einen

1) Dohm a. a. O. — 2) a. a. O. 98.

oder des anderen Theiles nahe an dreihundert Bücher und juristische Deductionen erschienen. In unserer Zeit würde bei solchen Fragen in der Publizistik eine besondere Seite in den Vordergrund treten: diejenige des Nationalinteresses. Damals wurde diese Seite kaum berührt. Damals kannte man das nicht. Man erörterte mit einem ungeheuren Aufwande von Gelehrsamkeit nur das positive Recht des Einen und des Anderen. Diese Erörterungen waren, wie in der Regel in solchen Fällen, sehr überflüssig. Nicht der Buchstabe des positiven Rechtes entschied über das Schicksal der Menschen, sondern die Wollungen einer einzelnen Persönlichkeit. In den unmittelbaren Aeußerungen derselben und nur da spiegelt sich der Verlauf der Thatsachen wieder, für die Nation entwürdigend und niederbeugend, wie nur je zuvor.

Friedrich II. ist längst auf den Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph gefaßt gewesen. Er hat die Sache oft und lebhaft vorher mit seinem Bruder Heinrich erörtert. [1]) Der Kurfürst starb am 30. Dzbr. 1777. Wir haben gesehen, wie schon um die Mitte des Monates Januar Friedrich II. im Stillen eine Mobilmachung anordnete. Noch sollte man es nicht wissen. Zugleich wie immer schaute er Hülfe suchend aus, und zwar, wie uns nach seiner bisherigen Laufbahn nicht mehr in Verwunderung setzen darf, bei den beiden Mächten, welche damals wie heute zunächst und hauptsächlich ein Interesse hatten, eine deutsche Nationalmacht niemals aufkommen zu lassen.

Am 4. Februar 1778 stattet Friedrich seinem Bruder Heinrich Bericht ab. „Nach den letzten Berichten aus Frankreich ist die Schwäche dieser Regierung augenscheinlich, und ich sehe beinahe voraus, daß alles was von da aus zu erwarten ist, eine Neutralität sein wird. Dagegen sind die Briefe aus Rußland mir um so günstiger. Auf die bloße Todesnachricht des Kurfürsten von

1) Oeuv. XXVI. 402.

Bayern hat der russische Hof in der Anerkennung, daß das Streben des Hofes von Wien immerdar gegen die deutsche Freiheit und die deutschen Gesetze gerichtet sei, sich erboten, mir alle Hülfe zu gewähren. Diese wird beträchtlich sein, wenn nur der Friede mit den Türken dauern könnte. Meine Briefe aus Constantinopel lassen mich hoffen, daß dieses Mal die Türken ihren Stillstand mit den Russen nicht brechen werden. Also, mein lieber Bruder, werden Sie erkennen, daß unsere Sachen nicht schlecht stehen, und daß der Wiener Hof Ursache zur Reue haben dürfte über das ungerechte, tyrannische und voreilige Verfahren, in welches er sich gegen den Kurfürsten von Bayern eingelassen hat."

Wir sehen, der Plan des Königs ist, wo möglich, ein gemeinsamer Krieg von Rußland, Frankreich mit ihm gegen Oestreich.

Er nimmt jedoch von Frankreich noch keine Bereitwilligkeit wahr. Abermals tröstet er sich. [1]) „Da Frankreich zu weichlich, zu feige ist, und eine östreichische Königin hat: so ist alles, was wir von dort erlangen können, die Neutralität, und in Ermangelung eines Besseren muß man damit sich begnügen." Bis dahin fehlt ihm jedoch noch der Vorwand. Am 9. Februar erlangt er, wie wir gesehen haben, auch diesen durch die Thätigkeit des Grafen Görz. Die Hoffnung malt sich etwas sanguinisch. „Es ist alle Aussicht vorhanden, den Kurfürsten Carl Theodor zu nöthigen, daß er seinen Vertrag zurück nimmt, oder wenigstens den Herzog von Zweibrücken um Hülfe schreien zu lassen." Die Gunst der Umstände nimmt zu. Einige Tage später scheint man auch in Frankreich sich zu entschließen, einer Erklärung durch die Waffen Nachdruck zu verleihen. „Die Nachrichten aus Frankreich," fährt der König fort, „sind fast eben so gut, wie diejenigen aus Rußland. Man erwartet dort nur eine Erklärung des Wiener Hofes, um einen entscheidenden Entschluß zu ergreifen. Wir haben also Frankreich

1) a. a. O. 418.

und Rußland. Auf Frankreich und Rußland gestützt können wir an unser wahres Interesse denken."

Freilich, nur daß dies wahre Interesse, welches des Hereinziehens der Mächte Frankreich und Rußland bedurfte, der Natur der Sache gemäß im schneidenden Widerspruche mit den Interessen der deutschen Nation stand.

Immer günstiger wird die Lage der Dinge in Frankreich. Am 24. Februar meldet der König: „Frankreich erklärt sich offen für uns und wird kräftig handeln. Die Oestreicher wissen nichts davon, daß wir und Frankreich einig sind. Ferner erbietet sich Sardinien, eine Diversion in Mailand zu machen. Sie sehen, mein Bruder, daß die Oestreicher von allen Seiten in die Klemme gerathen werden, und Sie begreifen, daß, wenn wir mit Frankreich und Sardinien uns geeinigt haben, alle Erbietungen des Hofes von Wien zu spät kommen werden. So ist die gegenwärtige Lage, und sie ist für uns nicht schlecht." „Ich glaube gern," setzt er hinzu, „daß die Kaiserin-Königin den Frieden will. Sie möchte gern friedliche Eroberungen haben, die ihr nichts kosten."

Wenn also, wie der König hier sagt, Maria Theresia abermals nur den Frieden wollte: wer denn wollte den Krieg?

Die Antworten des Prinzen Heinrich auf diese Herzensergüsse seines Bruders liegen uns nicht vor. [1]) Der Inhalt indessen läßt sich aus den Briefen des königlichen Bruders leicht errathen. Der Prinz Heinrich, der einzige Mann, der in den Staaten Friedrichs II. es wagen durfte, eine andere Meinung blicken zu lassen, als der König, ist gegen alle kriegerischen Entwürfe.

Allmälig indessen lassen die Hoffnungen des Königs etwas nach. [2]) Er spricht am 3. März sich aus über die Fürsten des Reiches. „Sie sind ohne alle Thatkraft und Ehrgefühl. Der Her-

---

1) Vom 13. Septbr. 1777 bis zum 12. März fehlt in den Oeuvres Tom. XXVI. jegliche Antwort des Prinzen Heinrich. — 2) Oeuv. XXVI. p. 407.

zog von Zweibrücken ist getrieben zu dem, was er gethan hat: sich selbst überlassen, würde er sich der Schande überliefert haben, wie sein Oheim der Kurfürst."

Welche Mittel also mag Görz angewandt haben, um diesen Herzog zu treiben (pousser)? War mithin seine Neigung zu Oestreich freiwillig, oder sein Hülferuf an den preußischen König? „Das ist die Schmach unseres Jahrhunderts," ruft der König aus, „und ich erröthe für Deutschland."

Hatte er denn diesen Grund zum Erröthen?

Auch die Hoffnung auf französische Hülfe läßt nach.[1]) „Ich habe alles gethan," sagt der König am 5. März, „um die Franzosen zu stacheln. Ich habe ihnen den Ruhm vorgehalten, das gegebene Wort, ihr eigenes Interesse, die günstige Gelegenheit zum Handeln. Man kann nicht mehr thun." Er betrachtet sich als einen Arzt. „Die Franzosen sind krank. Sie bedürfen drastischer Mittel."

Der Prinz Heinrich räth abermals ab von dem Wege der Gewalt. Der König bestreitet ihn. „Mein lieber Bruder, wenn Sie Oestreich eine despotische Gewalt in Deutschland gewinnen lassen: so heißt das ihm Kräfte verschaffen gegen uns, und ihre Macht noch furchtbarer zu machen, als sie es jetzt schon ist. Das darf ein Mann auf meinem Posten nicht dulden. Oestreich darf uns nicht zu sehr überlegen werden." Indessen, die Nachrichten werden ungünstiger. Auf Frankreich ist gar nicht mehr zu rechnen. Man sagt, der Kurfürst von Bayern sei auf dem Punkte, seine Truppen den Oestreichern zu überlassen. „Für mich," ruft der König am 11. März, „ist der Krieg unvermeidlich."

Um so entschiedener räth der Prinz Heinrich ab. „Seit Januar," sagt er,[2]) „war ich überzeugt, daß Sie Krieg anfangen würden. Allein ich habe geglaubt, daß Vorschläge von Seiten Oestreichs eine

---

1) a. a. O. 419. — 2) Oeuv. XXVI. p. 410.

Friedensstiftung herbeiführen könnten. Was meine Meinung betrifft, mein Bruder, so habe ich sie nicht verhehlt. Ich habe Ihnen gesagt, ein Krieg mit der Hülfe mehrer Verbündeter unternommen, könne den wünschenswerthen Erfolg haben, daß Oestreich auf Bayern Verzicht leiste, während ein Krieg, mit gleichen Kräften angefangen, nichts erzielt. Alle meine Hoffnungen und Wünsche beschränken sich darauf, daß Sie glücklich aus diesem Labyrinthe hervorgehen mögen. Wenn ich nicht auf Frankreich hoffte: so würde ich viel besorgen, nicht gerade Unglück für diesen Staat; aber ich betrachte einen Krieg als sehr unglücklich, aus welchem Sie hervorgehen würden ohne die geringsten Vortheile, nach welchem ferner Oestreich im Besitze Bayerns bleiben würde."

Wie konnten solche Einreden etwas vermögen auf den Sinn des Königs? Zur Antwort meldet Friedrich am 18. März: nachdem er die letzten Nachrichten von Wien empfangen, lasse er Pferde kaufen. Der Krieg sei gewis. Der Prinz Heinrich dagegen bot ihm eine Wette an, daß Oestreich nur sich vertheidigen würde. Der König veränderte dieselbe zu Heinrichs Gunsten, mit der Behauptung, daß die Oestreicher ihn angreifen würden, sobald er in Schlesien wäre. Sollte er selbst das geglaubt haben? — Der Prinz Heinrich läßt nicht nach in dem ehrenwerthen Streben, dem Könige abermals und immer wieder den Frieden ans Herz zu legen.[1]) „Obgleich wir noch nicht völlig auf den Punkt gekommen sind," sagt er am 29. März 1778, „wo alle vernünftigen Gründe aufhören: so sehe ich doch, daß in kurzem alles was ein Staat Kostbares hat, dem Zufalle preisgegeben sein wird: Wohlstand, Leben, Ehre, Ruhm, die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft." Friedrich, ohne die eigentliche Absicht des Bruders verstehen zu wollen, nennt die Ansichten desselben düster. Heinrich lehnt ab, und spricht deutlicher. „Meine Ansicht würde düster sein," sagt er,

1) a. a. O. p. 413. 29. März 1778.

„wenn ich mir nur Unglück vorstellte. Davon bin ich weit entfernt. Sie würde leichtsinnig sein, wenn ich nur Glück voraussähe, mir alle jene Illusionen vormalte, welche die Einbildungskraft erzeugt. Ich glaube, daß es einen Weg der Mitte gibt, welcher der wahrhafte ist: diesen wünsche ich ergreifen zu können. Es ist derjenige, der auf dem besten Wege zu einem erreichbaren Ziele führt. Er ist sehr schwer zu finden: nur durch sorgfältiges Nachdenken gelangt man dahin."

Ob Friedrich einen solchen anderen Weg finden wollte? — Sein Kriegesschatz enthielt die erforderlichen Summen: er wollte Krieg. Bereits im April gab er selbst seine Wette mit seinem Bruder verloren. Nicht die kaiserlichen Truppen griffen an. Er machte dann dem Prinzen andere Vorwürfe. „Wenn Ihnen der Krieg so zuwider ist: so haben Sie es nur zu sagen, wie mein Bruder Ferdinand gethan, und Sie sind Herr Ihrer Handlungen." Er wiederholt seinem Bruder: „Der Krieg ist so gut wie erklärt. Ich mühe mich ab, Ihnen das zu sagen. Zurückweichen geht nicht mehr an als mit Schaden an der Ehre. Rechnen Sie also auf Krieg, und legen Sie jeden friedlichen Gedanken bei Seite."

Bei dem Allen weiß dieser König selbst sehr wohl, wie seine Kriegsgedanken in seinem Volke auch nicht die leiseste Sympathie fanden. Noch niemals zuvor hatte es ihm so viele Mühe gekostet, das Heer vollzählig zu machen, niemals zuvor hatte er solche Mittel in solcher Ausdehnung zu seinem Zwecke angewandt, wie dies Mal. Wir haben dieselben zu erörtern.

Die westfälischen Provinzen des Königs waren der Regel nach cantonfrei d. i. militärfrei. Bei der Erwerbung von Ostfriesland war dies Versprechen von Seiten des Königs eine ausdrückliche Bedingung der dortigen Stände gewesen, und für dieses Versprechen hatten sie dem sehr schwachen Rechtstitel des Königs auf den Besitz des Landes die Stütze ihrer Huldigung gegeben. Er selbst behauptete später den Ständen gegenüber, er habe dies

Versprechen nur gegeben, weil doch die Ostfriesen sich nicht zu Soldaten eigneten. Dennoch scheint der König in späteren Jahren die Versprechungen dieser Art bereut zu haben. Er versuchte sie auf andere Art illusorisch zu machen. Es ward in Westfalen eine sogenannte freiwillige Werbung versucht. Sie mislang völlig. „Einem Tecklenburger," also berichtete ein dieses Landes kundiger preußischer Beamter[1]) zwei Jahre nach dem Tode des Königs, „kann es nicht so elend in der Welt gehen, daß er preußische Kriegsdienste nehme, und wenn er gezwungen wird, so stirbt er vor Verdruß und Heimweh." Indessen Friedrich II. wußte die Tecklenburger und die anderen Unterthanen in Westfalen zu finden. Als er im Winter 1778 zum vierten Male den Krieg beschloß, gebot er, daß die westfälischen Provinzen 1265 Trainknechte liefern sollten. Auf diese Weise konnte er den unvermeidlichen Klagen, die nachher einlaufen würden, immer erwiedern, daß er keine eigentlichen Soldaten verlangt oder genommen habe. Die Klagen konnten nur nachher einlaufen, nicht vorher, weil nur die Behörden den Bescheid erhielten. Dies mochte nöthig sein, damit die Ausführung des Befehles Menschen vorfände, die genommen werden könnten. Man hielt also die Sache geheim und bereitete in der Stille die nöthigen Maßregeln vor. Alsdann machten sich in der Grafschaft Tecklenburg die Untervögte und dergleichen Leute, die im Geheimnisse waren, mitten in der Nacht auf, ergriffen die Unglücklichen in ihren Betten und schleppten sie fort.

In Ostfriesland war die bestimmte Zahl von 424 solcher Knechte zu groß, als daß man sie heimlich aus den Betten abholen durfte. Hier ward die Sache anders eingerichtet.[2]) Von den Behörden aus erging das Gerücht, daß der König allerlei Arbeiten in Emden vornehmen lassen wollte. Die Kriegs- und

---

1) Holsche: hist. top. statistische Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg. p. 143. — 2) Wiarda: Geschichte Ostfrieslands IX. 151.

Domänenkammer in Aurich forderte die Ortsobrigkeiten auf, dafür Sorge zu tragen, daß sich am 6. April Arbeiter in Emden einfänden. Da der in Aussicht gestellte Lohn hoch war: so erschienen 600 Mann ohne Arg und Mistrauen. Der Lohn ward sofort gezahlt, die Arbeit noch ausgesetzt. Das ließen die Leute sich gefallen und lebten vier Tage lang fröhlich und guter Dinge. Um 4 Uhr Morgens am 11. April öffneten sich die Thore. Ein Commando von 150 Soldaten, die vorher von Bielefeld gekommen waren, rückte ein und umstellte sofort die Häuser, die den Arbeitern angewiesen waren. Sie lagen noch zu Bette. Es ward ihnen geboten, sich anzukleiden. Die Soldaten mit geladenem Gewehre umringten die schmerzlich Enttäuschten, und geleiteten sie so auf den Kasernenhof. 263 wurden als dienstfähig befunden, die anderen sofort entlassen. Jene Unglücklichen legte man in Schiffe, und führte sie unter der Bedeckung der Soldaten stromaufwärts.

Das Gerücht von diesem Bruche des öffentlichen Friedens und Vertrauens durcheilte mit Windesschnelle das Land, und erfüllte es mit Entsetzen. Die jungen Männer, die ihrer kräftigen, gesunden Glieder sich bewußt waren, eilten auf und davon. Man sah Knechte, die auf dem Felde pflügten, die Pferde ausspannen und hinweg reiten, um nur fortzukommen, bis sie gesicherten, nicht preußischen Boden unter den Füßen hatten. Andere warfen sich in Schiffe, um nach Holland hinüber zu fliehen. Es gab Dörfer, in denen auch nicht ein rüstiger junger Mann mehr zu finden war. Der Ackerbau hörte auf. Das Vieh ward nicht mehr gewartet. Die Gewerbe, Handel und Verkehr standen still. Erst als die Behörden öffentlich verkündeten, daß die Soldaten abgezogen seien, kehrten die Entflohenen zögend wieder.

Die Stände des kleinen Landes waren in den preußischen Staaten fast die einzigen, die noch ein Wort der Beschwerde wagen durften. Sie hielten dem Könige die Verträge vor, durch welche sie ihn anerkannt hatten gegen das ausdrückliche Versprechen der

Freiheit von aller Werbung, freiwillig oder gewaltsam. Der König persönlich erwiederte, wie zu erwarten, daß die Aushebung von Trainknechten keine Verletzung der Werbefreiheit sei. Trainknechte seien ja keine Soldaten.

Dessen ungeachtet könnte vielleicht noch Jemand der Meinung sein, daß immerhin der König eine solche Aushebung befohlen, daß jedoch die tückische und brutale Art und Weise der Ausführung den Unterbehörden zur Last falle, und daß der König dieselbe nur nachträglich auf sich genommen, um seine Behörden nicht zu desavouiren. Obwohl es in sich selbst undenkbar ist, daß irgend eine Behörde es wagen würde, ohne ausdrückliche Vollmacht in solcher Weise zu handeln: so haben wir uns dennoch umzusehen nach bestimmten Befehlen Friedrichs II. Sie sind vorhanden. Nicht für das eine Mal und den einen Ort verfährt Friedrich II. so, sondern zugleich an mehren Orten.[1]) Um die beiden Regimenter Markgraf Heinrich und Falkenhain in Schlesien zu completiren, befiehlt er, muß man der Sache eine andere Wendung geben. Man muß die Leute einholen unter dem Vorwande, daß sie an der Festung Brieg arbeiten sollen. Wenn man sie dort hat, so werden sie, anstatt an der Festung zu arbeiten, dort einexercirt. Auf solche Weise muß man es anfangen, um die Leute zusammen zu bringen. Also am 4. Februar. Vierzehn Tage später verallgemeinert er den Befehl solcher Vorwände für alle schlesischen Regimenter. Ueberhaupt soll die Absicht des Krieges verdeckt werden durch den Vorwand einer Verfrühung der Revue.[2])

Friedrich II. wollte diesen Krieg. Er wollte ihn im Vertrauen, daß seine Dienstbeflissenheit gegen Katharine II. sie zur thätigen Hülfeleistung bewegen werde. Triumphirend ruft er[3]) im Juli 1778 seinem Bruder Heinrich zu: „Das Recht der Kanonen wird

---

1) Preuß: Urkundenbuch IV. 208 nr. 3 u. 4. — 2) a. a. O. 207. — 3) Oeuv. XXVI. 432.

entscheiden.“ Er fügt einige Tage später hinzu:[1]) „Die Kaiserin von Rußland hat sich entschlossen, sich offen für uns zu erklären. Sie will die Oestreicher aus Lodomerien und Galizien jagen. Sie will das Haus Oestreich zwingen, Billigkeit und Gerechtigkeit in Deutschland herzustellen.“

Also nämlich war es der Plan des Königs Friedrich.[2]) Die Russen sollten durch Galizien und Lodomerien in Ungarn einbrechen, und dort, ferner in Kroatien, im Banat, in Siebenbürgen die Griechisch-Katholischen bewaffnen, also mit anderen Worten: die Unterthanen des Hauses Oestreich zur Rebellion aufreizen und ihnen die Waffen dazu darbieten. Man kennt solche Mittel: sie sind neu und alt; aber der redliche Mann wird sie zu allen Zeiten benennen mit demselben Namen.

Wenn das Mittel gelang, so blieb man aller Wahrscheinlichkeit nach nicht stehen bei der Vereitelung der östreichischen Erbfolge in Bayern. Der Krieg war seinem Plane und Zwecke nach abermals ein Eroberungskrieg, auf die Zerstückelung Oestreichs berechnet. Die Russen freilich entsprachen nicht dem Eifer des preußischen Königs. Indessen Friedrich hoffte und unternahm in dieser Hoffnung den Krieg, indem er in Böhmen einrückte.

Man hätte denken sollen, daß ein König, der im Alter von 66 Jahren einen Krieg unternimmt wie ein Jüngling von 20, alle nöthigen Anstalten getroffen haben würde, um die Leiden des Krieges, wenn nicht den Gegnern, doch den Seinigen zu erleichtern. Dem war nicht also. Von Anfang an hatte der Prinz Heinrich, während er mahnend vom Kriege abrieth, den königlichen Bruder auf die vielfachen Mängel aufmerksam gemacht. Er hatte ihm ein inhaltsreiches kurzes Wort hingeworfen. Die Sachsen erboten sich zum Austausche der Deserteure.[3]) „Das Anerbieten,“ bemerkte

---

1) a. a. O. 439. — 2) Preuß. IV. 107. — 3) Oeuv. XXVI. 412 vom 29. März 78.

Prinz Heinrich, „ist sehr nützlich für Ihre Armee.“ Er erinnert den König, daß kein General-Auditeur da sei, kein General-Profoß. Es fehlte nicht bloß daran. Das System des Königs alles allein und alles selbst überwachen zu wollen, stieg mit den Jahren, und trat hier sehr grell zu Tage. Die Umstände sind fast unglaublich. Wir berichten sie nach den Worten eines begeisterten Anhängers des Königs.[1])

Es war alles vernachlässigt. Kein Generalstab war angestellt. Niemand war mit der Sorge für die Bedürfnisse des Heeres beauftragt. Der König selbst wollte unmittelbar für alles sorgen. Die übelen Folgen waren unvermeidlich. Die Läger wurden so abgesteckt, daß sie eines feindlichen Ueberfalles immer gewärtig sein mußten. Der Unterhalt und die Bedürfnisse des Heeres wurden nicht regelmäßig herbeigeschafft. Da der König selber für alles sorgen wollte: so wurde er unaufhörlich mit Kleinigkeiten behelligt. Er wurde mislaunig, zumal da er sich schlecht befand. Die Soldaten wurden aus Noth und Verzweiflung hart und grausam gegen das Landvolk. Es wurde diesem alles genommen, nicht bloß die Lebensmittel, sondern auch die Werkzeuge zum Ackerbau. Die Wohnungen wurden niedergerissen, und das Material zur Feuerung benutzt. Alle Mannszucht schien erstorben. Friedrich duldete nicht bloß die Unordnungen, er schien selbst sie anfachen zu wollen. Wenn der König irgendwo Schutzwachen fand, die zur Erhaltung der Ordnung von oberen Offizieren hingestellt waren, ließ er sie abziehen mit den Worten: die Leute müssen wissen, daß sie den Krieg im Lande haben. Ja er befahl ausdrücklich, die Soldatenweiber mit zum Fouragiren auszuschicken, weil diese in solchen Fällen es am ärgsten machen. Es liegen bestimmte Befehle von ihm vor, daß, wo seine Soldaten weggingen, auch nicht ein Halm übrig bleiben dürfe.[2]) Die Unmenschlichkeit rächte sich wie

---

1) Dohm I. 133. — 2) Preuß: Urkundenbuch IV. 224 nr. 36.

üblich. Die Menschen flohen mit Allem, was sie hatten. Sie waren in Verzweiflung. Sie benutzten jede Gelegenheit, um auch ihrerseits ihren Haß zu beweisen. Durch die Barbarei, mit welcher die Armee verfuhr, beraubte sie sich alles ihres Unterhaltes. Die Soldaten erlagen der Krankheit, sie desertirten. Der König verlor binnen fünf Wochen durch Krankheit und Desertion 7000 Mann.

Der Vorwurf wegen alles dessen traf nicht das preußische Heer im Allgemeinen. Nur da war es so, wo der König persönlich den Oberbefehl führte. Sein Bruder, der Prinz Heinrich, der an der Spitze des anderen Heeres stand, beobachtete die strengste Disziplin. [1]) Bei dem Einmarsche in Böhmen legte er den Einwohnern auf sich ruhig zu verhalten, ihre Wohnungen nicht zu verlassen und ruhig ihren Geschäften nachzugehen. Er versprach Schutz und Sicherheit gegen jede Mishandlung. Die Einwohner blieben. Sie führten dem Heere Lebensmittel zu, und die schwere Last des Krieges ward hier ungleich weniger gefühlt, als da wo der König sich befand.

Die Befehle desselben werfen grelle Streiflichter auf den moralischen Zustand seines Heeres. In Brieg gab es Arrestanten, „die darum sitzen, weil sie sich für Scharfrichterknechte und Schinder, mithin für infam ausgegeben," [2]) um nur nicht dienen zu müssen. Der König befiehlt sie unter das Freibataillon zu stecken; denn dort thun sie doch immerhin einige Dienste, und wenn sie auch desertiren, so wird man sie doch aus der Verpflegung der Festung los. Also war die Anzahl nicht gering. Der König setzt dasselbe in Glogau und Neisse voraus. Wohin doch war es mit den Menschen gekommen, wenn sie lieber öffentlich für unehrlich gelten wollten, als Kriegsdienste thun? An wem lag die Schuld? Aber der König traf auch Maßregeln, die Soldaten von der Desertion abzuhalten. Eine derselben ist so merkwürdig, so

1) Dehm I. 170. — 2) Preuß: Urkundenbuch IV. 226.

eigenthümlich, daß sie nur gewürdigt werden kann nach den eigenen Worten des Königs Friedrich II. Sein Befehl ist gerichtet an den General Tauentzien.

„Ich trage Euch hierdurch auf," schreibt der König am 1. Sptbr. 1778,[1]) „durch die Offiziere unter die Regimenter ausbringen zu lassen: die östreichischen Deserteure hätten hier ausgesagt, daß kein Tag vorbei ginge, wo die Oestreicher nicht 10 bis 12 Kerls alle Tage todt prügelten und die sie kaum mal begrüben. Imgleichen hätten sie von den Deserteurs, die von uns herüber gekommen, einen Haufen, die sie in Frankfurt a/M. angeworben, und die sie wieder erkannt, weil sie nicht bei ihnen Dienste genommen, aufhängen lassen. Ihr habt demnach dieses so anzustellen, daß die Offiziers davon unter sich öffentlich sprechen, daß die Bursche solches hören, und sie von der Desertion ein Bischen abgeschreckt werden. Fdch."

Die kriegerischen Ereignisse waren von keiner Erheblichkeit. Wie Friedrich II. gehemmt wurde durch die moralische Beschaffenheit seines Heeres, durch sein Abwarten einer bestimmten Entscheidung, in wie weit Katharine II. mit ihm gehen wollte: so ward Joseph II. zurückgehalten durch die Abneigung seiner edlen Mutter gegen jeden Krieg. Die Nachricht[2]) der Franzosen, daß sie den König Friedrich II. ce méchant homme genannt, ist in sich glaubwürdig. Aber der Unwille gegen diesen Mann hinderte die ruhmeswürdige Frau nicht den Frieden zu ersehnen. Friedrich ergab sich darein, daß es zu nicht vielem kommen werde, daß man die Sache abermals verschieben müsse.[3]) Er setzte sich nieder und schrieb einen Aufsatz über die Maßregeln, die in einem neuen künftigen Kriege gegen die Oestreicher zu ergreifen sind, wenn nämlich die Oestreicher abermals den Grundsatz befolgen sollten

---

1) Preuß: Urkundenbuch IV. 222. — 2) Flassan: dipl. fr. VI. 243. — 3) Preuß. III. 562.

sich nur vertheidigen zu wollen. Für dies Mal hatte er, wie er selbst sagt, alles gethan, was er vermochte, um durch den Schimmer der zu erringenden Vortheile Frankreich und Rußland zur thätigen Mitwirkung zu bewegen. Weder die eine, noch die andere Macht hatte seinen Lockungen entsprochen. Denn auch Katharine II. wollte nicht Krieg gegen Oestreich. „Ich habe gar keinen Grund mich über das Benehmen der Russen bei dieser Gelegenheit zu freuen," meldet Friedrich am 12. März seinem Bruder.[1]) Aber man kannte in Wien seine Bemühungen in Petersburg. Deshalb war es unter den gegebenen Umständen das einzige Mittel, daß die Kaiserin Maria Theresia dieselbe Macht, welche gegen sie und das deutsche Reich gehetzt werden sollte, auffordert zur Friedensvermittelung. Russen und Franzosen vermittelten am 13. Mai 1779 zu Teschen den Frieden der beiden deutschen Mächte. Oder daß wir es richtiger sagen: im Namen der Czarin Katharine II. diktirte Repnin den Frieden, der seiner Herrin den Eingang in das deutsche Reich eröffnete.

Denn das war die Bedeutung dieses Friedensschlusses für das arme deutsche Vaterland. In dem Frieden zu Teschen ward der westfälische Friede bestätigt. Indem die russische Czarin den Frieden von Teschen verbürgte, übernahm sie zugleich auch ausdrücklich die Gewähr des westfälischen Friedens. Das nächste Ziel Peters I. war erreicht. Die Bahn zur Einmischung Rußlands in die deutschen Angelegenheiten war gebrochen.

Und diese Anklage fällt in der Geschichte der deutschen Nation mit der ganzen Wucht ihrer Schwere auf den König Friedrich II. von Preußen, den man den Großen nennt. Derselbe Mann, der sehr wohl wußte, der es früher selbst geschildert, welche Gefahren für den Westen das Emporwachsen Rußlands bereite, hat aus Kriegesgier und fanatischem Hasse gegen die deutsche Macht, welche

---

1) Oeuv. XXVI. 475. 1. März 1779.

nicht ihn, sondern welche er beleidigt, so oft er konnte, die Russen nach Deutschland gezogen, und, da er sie nicht zur thätigen Hülfe für ihn bewegen konnte, sie zu Schiedsrichtern des deutschen Vaterlandes gemacht. Er war sich dessen voll bewußt. Er brachte zwei Jahre später der Czarin Katharine unter vielen Lobeserhebungen und anderen Redensarten auch diejenige dar, daß sie den Frieden von Teschen diktirt habe.[1])

Man hat diesem selben Könige nachgerühmt, daß er in diesem Frieden nichts für sich gefordert. Warum denn immer der endlose Ruhm? Es wäre doch zuerst die Frage zu untersuchen, ob die Dinge so lagen, daß der König etwas verlangen konnte. Frankreich wollte Frieden von dieser Seite, um freie Hand zu haben gegen England. Rußland wollte Frieden, um Kräfte zu sammeln für neue Türkenkriege. Friedrich konnte nichts fordern, weil er nichts erlangen konnte. Er war unmuthig genug über diese beiden Mächte, daß sie nicht wollten, wie er; aber er war klug genug keine Forderungen zu erheben, welche diese beiden Mächte ihm abgewendet haben würden.

Und damit hatte er einstweilen für die Czarin geleistet, was sie wünschte. Fortan bedurfte sie seiner nicht mehr. Darum erschien es ihr zweckmäßig ihn zu erinnern, daß er die Bedeutung seiner Großmannschaft nicht überschätze.

---

1) Oeuv. XXVII. 3. 323.

Neunzehnter Abschnitt.

In der Czarin Katharine regten sich gewaltige Plane. Indem sie in den Gefühlen persönlicher Ehre und der Sitte auch dem letzten ihrer Unterthanen nachstand, wollte sie an großartigen Unternehmungen Peter I. übertreffen. Sie hatte den Thron, auf den sie persönlich nicht den mindesten Anspruch hatte, bestiegen durch Verbrechen der Nacht und des Grauens. Die Klugheit rieth ihr dieselben zu verdunkeln durch den Glanz und den Schimmer weltbewegender Thaten, hauptsächlich gegen die Türken. Es ist wahrscheinlich, daß Münnich sie in diesen Entwürfen bestärkt habe. Er ein Edelmann von den Ufern der Hunte, sie eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst: welches Loos der Sterblichen! Münnich war schon seit 1736, wo er die Linien von Perekop überstieg, die bis dahin für unüberwindlich galten, ein Schrecken der Türken. Er durfte hoffen, die Moldau als Fürstenthum für sich davon zu tragen. So stand seine Sache unter der Kaiserin Anna. Elisabeth verbannte ihn nach Sibirien. Dort weilte er 20 Jahre und arbeitete seine Entwürfe aus zur Vernichtung des ottomanischen Reiches. Peter III. rief ihn zurück. Münnich war damals 79 Jahre alt, an Ehrgeiz und Thatkraft war er jung geblieben. Er harrte bei Peter III. aus, bis dieser selbst sich verließ. Wenn der schwache Mann den Muth gehabt hätte dem dringenden Rathe Münnichs zu folgen: so wären die Entwürfe Katharines vereitelt. Sie rächte sich nicht

an dem alten Manne, und er nährte dafür in ihr die Entwürfe, die seit langen Jahren seine Seele ausgefüllt. Katharine war eine gelehrige Schülerin. Das Glück dieser Frau gewährte ihr den Frieden von Kudschuk-Kainardge an demselben Tage im Juli, an welchem 63 Jahre zuvor der schmachvolle Friede am Pruth geschlossen war. Der Gedanke des Aufhörens des Osmanenreiches fing an Hoffnung auf Verwirklichung zu haben.

Schon vorher hatte er bei Niemandem mehr Anklang gefunden als bei dem Patriarchen des Philosophenthums jener Tage. Der alte Voltaire wurde wieder jung durch seinen fanatischen Eifer gegen die Türken. Er schrieb eine Schrift, welche man die Sturmglocke der Könige nannte. Nicht einen Frieden gewöhnlicher Art, meint er, dürfe man mit den Türken schließen: sie müssen ausgerottet, ihr Reich muß vernichtet werden. Die Czarin selbst unterrichtet ihn über den Fortgang der Siege, über die Verbrennung der Flotte zu Tschesme. Voltaire war trunken vor Freude. Er selbst wollte sich auf den Weg machen, um in Constantinopel die Huldigung seiner Göttin zu sehen. Die Czarin erwiedert, daß die Einnahme von Constantinopel noch nicht so nahe sei: indessen dürfe man an nichts verzweifeln. Halb scherzend erwiedert sie dem drängenden Philosophen: „Ich glaube wirklich, daß es bald Zeit für mich ist griechisch zu lernen.“ Der Aufstand der Griechen entzückte Voltaire. Er sah griechische Kunst wieder aufleben. Er zürnt dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, daß sie nicht mithandeln. Allmälig durchzuckte ihn dann die Besorgnis, daß auch Katharine die Griechen wieder preis geben werde, nachdem sie dieselben gebraucht. Voltaire beschwor sie es nicht zu thun. Katharine schloß den Frieden von Kudschuk-Kainardge. Voltaire tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Friede nur ein Stillstand sei. In dieser Hoffnung starb er.

In Wahrheit war es der Plan Katharines die Türken aus Europa zu vertreiben und auf den Trümmern der osmanischen

Herrschaft ein neues griechisches Kaiserthum zu gründen.[1]) Katharine wollte selbst beide Reiche regieren und dereinst dem ältesten ihrer beiden Enkel Rußland, dem zweiten das griechische Reich überlassen. Sie nannte dieselben Alexander und Constantin. Die Namen sollten in den Prinzen große Erinnerungen wecken, sie vorbereiten für ihre große Bestimmung. Constantin ward nach dem Ritus der griechischen Kirche getauft, etwas abweichend von der russischen. Griechische Ammen und Wärterinnen wurden für ihn berufen. Griechische Töne waren die ersten, die an sein Ohr schlugen. Er hieß der Stern des Morgenlandes. Es traten Griechen vor das Kind, um ihm die Huldigung seines demnächstigen Reiches darzubringen. Also sollte dieser Plan dem Namen Katharines Unsterblichkeit zusichern und ihn hervorglänzend machen über Alles, was die Geschichte Großes kennt und nennt.

Wußte Friedrich II. nichts von diesen Planen? Hielt er sie für leere Worte? Oder übertäubte sein fanatischer Haß gegen Oesterreich alle politische Erwägungen?

Im Jahre 1779 erhielt sein Gesandter Görz[2]) in Petersburg den Auftrag, der Czarin ein Bündnis vorzuschlagen zwischen Preußen, Rußland, Polen und der Pforte. Eine solche Verbindung würde Oestreich nöthigen, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könne, zu entsagen. War denn Oestreich die Unruhe an der politischen Uhr Europas? Der König lief mit seinem Vorschlage sehr übel an. Sein Gesandter Görz erhielt von dem Kanzler Panin zur Antwort: die Kaiserin habe den letzten Frieden nicht deshalb geschlossen, damit ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werde, sondern nur um Zeit zu gewinnen, um Kräfte zu neuem Angriffe zu sammeln, um sich energisch zu rüsten zur Ausführung ihrer großen Entwürfe. Der Gedanke einer Verbindung mit den Türken werde von Katharine II. als wider-

---

1) Dohm II. p. 5. — 2) Dohm I. 399.

sprechend gegen ihre liebsten Neigungen und Entwürfe mit höchstem Widerwillen aufgenommen werden. Die Pforte ist eine Macht, fuhr Panin fort, mit welcher für Rußland jeder Friede nur ein Waffenstillstand ist, nur eine momentane Unterbrechung des Kriegszustandes. Die Kaiserin wird gar nicht begreifen, sagte Panin, wie der König Friedrich eine solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbfeinde ihres Reiches nur als möglich habe denken können.

Friedrich ließ die Idee fallen. Aber der Eindruck blieb. Die Gunst der Czarin war verscherzt. Eben noch hatte der König dieser Herrscherin des barbarischen Nordens den Weg eröffnet sich mit einem Vorwande und Scheine des Rechtes einzumischen in die inneren Angelegenheiten der deutschen Nation. Er hatte ihr damit den größten Dienst, der deutschen Nation den größten Undienst erwiesen, den er erweisen konnte. Er hatte die Selbstentsagung gehabt die Czarin zu preisen für das Machtgebot eines Friedens, der keineswegs seinen Wünschen entsprach. Und nun war der Dank dafür, daß diese selbe Czarin ihn fallen ließ, weil er die Dinge in der Welt ansah von seinem Standpunkte aus, und nicht von dem ihrigen. Er, der gewohnt war in seinem lang gestreckten Lande nur seine eigene Stimme zu vernehmen, weil er für jeden Anderen, der ihm gegenüber es wagte nicht seiner Meinung zu sein, die Thore von Spandau eröffnen ließ: er erlebte nun als Greis von siebenzig Jahren die Wendung der Dinge, daß die volle Kundgebung seiner politischen Leidenschaft ihm die Gunst der mächtigen Gewalthaberin entzog, die seit siebzehn langen Jahren ein Eckstein seiner politischen Plane war. Die Enttäuschung war ihm schmerzlich, um so schmerzlicher, da die Entfremdung der Czarin von ihm unmittelbar eine Annäherung derselben zu Oestreich nach sich zog. Die Thatsachen lagen unverkennbar vor, daß Katharine II. dem deutschen Kaiser Joseph II. auf halbem Wege entgegen kam. Denn es war ja für Joseph das natürliche Bestreben,

dieselbe Macht, mit welcher Friedrich II. so lange gedroht hatte, nun, da sie sich aus sich selber von diesem Könige abwandte, für sich zu gewinnen, ihr näher zu treten. Es war abermals dasselbe Verfahren, wie es einst Kaunitz mit Frankreich verfolgt. Weil Friedrich in den ersten beiden schlesischen Kriegen seine sichere Stütze an Frankreich gehabt, weil er auch fernerhin rechnete bei allen Unternehmungen gegen das Haus Habsburg und das deutsche Reich abermals seinen festen Verlaß auf Frankreich zu haben: so war es der Plan des Fürsten Kaunitz ihm diesen festen Verlaß und diese Stütze zu entziehen. Wir haben gesehen, wie das gelang, freilich erst dann gelang, als Friedrich den Bogen seiner Hoffnungen auf Frankreich allzu straff gespannt hatte. Fortan blieb Frankreichs Politik dem Einverständnisse mit Oestreich getreu. Friedrich hielt sich an Rußland und brachte durch dieses Bündnis neue Schwächung und Entwürdigung über das deutsche Reich. Abermals überspannte er den Bogen. Dieser brach. Rasch faßte Oestreich dahin, und auch diese langjährige Gönnerin wandte ihr Angesicht von dem Preußenkönige ab.

Friedrich konnte sich darein nicht finden. Er strebte und strebte das Bündnis festzuhalten, das leise und allmälig und darum sicher seinen Händen sich entzog. Es war zuerst geschlossen 1764, wurde später erneuert: es war die Frage, ob es wieder erneuert werden könne.

Joseph II. kam als Graf von Falkenstein im Jahre 1780 mit der Kaiserin Katharine zu Mohilew zusammen, und reiste dann zu ihr nach Petersburg.[1]) Ob beide Herrscher sich über einen Plan zur Theilung von Ost- und Westrom beredet, wie weit sie darüber sich geeinigt, ob sie einander persönlich gefallen oder misfallen: wagen wir nicht zu entscheiden. Aber Thatsache ist, daß Rußland und Oestreich einander näher traten. Friedrich schickte

1) Dohm I. 414.

seinen Neffen und Thronfolger hinterher nach Petersburg. Der Prinz war zuvorkommender gegen die russischen Großen, als Joseph gewesen war. Das ward anerkannt; aber den Gang der Dinge hielt seine Liebenswürdigkeit nicht auf. Die Zeit des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen lief ab. Katharine weigerte sich es zu erneuern. Um des neuen Freundes willen, dessen Freundschaft sie bedurfte, damit er nicht ihrem Lieblingsplane gegen die Türken ein Hindernis entgegen stelle, opferte sie den alten, der seine Dienste bereits erwiesen hatte, dessen mögliche fernere Dienste in jedem Falle geringer waren, als die des neuen.

Eine merkwürdige Verkettung der Dinge führte im nächsten Jahre die Czarin Katharine zur Stiftung der bewaffneten Neutralität zur See. Wir berühren dieselbe auch in anderer Hinsicht, weil der Minister Herzberg, der Herold des Ruhmes für Friedrich II., es angemessen gehalten hat für den preußischen König zu beanspruchen, daß dieser zuerst für das Recht der Neutralen zur See aufgetreten sei. Was Friedrich II. in dieser Beziehung gethan, verhält sich also.

In dem Kriege mit Frankreich bis 1748 hatten die Engländer fünf neutrale preußische Schiffe weggenommen. Friedrich II. ließ nicht ab dieselben zurückzufordern.[1]) Er konnte es, weil er für dieses Mal ein Mittel in Händen hatte. In den Friedensschlüssen, durch welche Maria Theresia ihm Schlesien abtrat, hatte er die Bezahlung einer Schuld von beinahe zwei Mill. Thaler an englische Kaufleute übernommen. Als ein neuer Termin zur Zahlung dieser Schuld heranrückte, setzte der König Friedrich in Berlin ein Tribunal nieder, welches in der Streitsache zwischen seinen geschädigten Unterthanen und den englischen Kapern zu Gunsten der ersteren entschied. Demgemäß hielt der König seine Unterthanen aus der Summe schadlos, welche er an die Engländer schuldete.

---

1) Oeuv. IV. 31.

Das erweckte bei diesen, welche seit den Tagen der Königin Elisabeth gewohnt sind die zum Vortheile ihres Landes verfaßten Gesetze als maßgebend für alle Völker anzusehen und dieselben durch Gewalt zu behaupten, einen heftigen Zorn. Erst als der Ausbruch des siebenjährigen Krieges drohte, gab England für das Mal nach, und bewilligte in einem geheimen Artikel dem Könige zur Entschädigung 20,000 Pfund zu zahlen.

Das ist Alles, was Friedrich II. jemals aus sich zum Schutze der Neutralen zur See gethan, weil er es den Umständen nach für das Mal thun konnte. Für die Folgezeit beschränkte sich sein Schutz, wie er es ja nicht anders konnte, auf Fürbitten, deren Erfüllung von dem guten Willen der Gebetenen abhing. Daß der Gedanke der Kaperei ihm nicht zuwider war, beweisen seine Aufforderungen an seine Unterthanen im siebenjährigen Kriege zur Aussendung von Kaperschiffen. Auf einen weiteren Schutz von ihm als demjenigen seiner Flagge an ihrem Maste hatten diese Kaperschiffe nicht zu rechnen, und deshalb blieb ihre Thätigkeit auf ein wenig Räuberei beschränkt.[1])

Anders lag die Sache für die russische Czarin im Jahre 1779 und ferner. Frankreich und Spanien waren im Kriege gegen England. Und hier nun trat eine merkwürdige Verwickelung ein. Rußland besaß wenige Handelsschiffe, und sehr selten sah man diese Flagge auf dem Ozeane. Dennoch geschah es 1779, daß zwei russische Schiffe mit Korn beladen sich im Mittelmeere zeigten. Ein spanischer Kaper ergriff die beiden Fahrzeuge, behauptete, daß die wahre Bestimmung derselben die Versorgung der englischen Seefeste Gibraltar sei, und brachte sie auf. Dergleichen Dinge waren für die Unterthanen anderer schwacher neutraler Mächte sehr gewöhnlich; aber hier ward die Czarin Katharine von Rußland beleidigt. Sie forderte von Spanien eine augenfällige Genug-

---

1) des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. S. 43 ff.

thuung, und gab dem englischen Gesandten Harris einen Wink, daß sie im Falle der Verweigerung bereit sei mit England am Kriege Theil zu nehmen. Sofort begann in Kronstadt die Ausrüstung von 15 Linienschiffen und 6 Fregatten. In England war große Freude, und der russische Fürst Potemkin erhielt 50,000 Pfd. Sterling. Allein anders dachte der russische Reichskanzler Panin. Er war weit davon entfernt den Zorn der Kaiserin gegen Spanien zu schwächen. Vielmehr fachte er denselben an. Aber er stellte der Kaiserin noch ein anderes, ein höheres Ziel vor Augen. Nicht bloß die Genugthuung für den einzelnen Fall müsse ihr Zweck sein, sondern es entspreche ihrer Würde und Hoheit das Recht ihrer neutralen Unterthanen vor ganz Europa einmal für immer sicher zu stellen. Das auch für sich zu erlangen, sei schon längst der sehnliche Wunsch aller Völker, und die Erfüllung bis dahin nicht gelungen, weil die Macht nicht mit Weisheit und Menschenliebe vereinigt gewesen sei. Wenn die Kaiserin eine Aufforderung an die Regierungen ergehen lasse, welche am Kriege nicht betheiligt seien: so würden sie sämmtlich sich beeilen ihr beizutreten, und dann sei der Bund stark genug seine Feststellungen zum Gesetze des Meeres zu machen. Fortan werde man Katharine nennen als die Wohlthäterin der Völker und des menschlichen Geschlechtes.

Eine so lockende Aussicht schmeichelte dem Ehrgeize der Kaiserin. Dagegen hütete sich Panin sehr es ihr klar zu machen, daß ein solcher Bund hauptsächlich oder nur gegen ihre Freunde, die Engländer gerichtet sei. Als geborene Deutsche aus dem Inlande, wo regierende Herren sowohl wie Unterthanen bis auf den heutigen Tag über die Seeräuber-Politik Englands ganz verworrene Begriffe zu haben pflegen, weil sie davon nicht unmittelbar leiden, mochte auch Katharine II. damals noch von englischer Großmuth und Edelsinn und dergleichen schönen Dingen träumen.[1]) Sie

1) Ueber englisches Verfahren jener Zeit vergl. man Schlözers Briefwechsel Heft 38 p. 92 ff. Heft 43 p. 61 ff.

war der eigentlichen Lage der Dinge so völlig unkundig, daß sie im Beginne des Jahres 1780 dem englischen Gesandten eröffnete: sie werde bald eine Erklärung geben, welche die englische Regierung ganz zufrieden stellen solle. Diese Erklärung erschien im Februar 1780. Es wurden fünf Punkte festgestellt, welche den Neutralen zur Zeit eines Krieges jeden Handel außer mit Kriegs-Contrebande sicherten und diese Contrebande so genau bestimmten, daß alle Willkür ausgeschlossen ward. Die Engländer stutzten sehr. Die Minister dort beschwerten sich mit heftiger Bitterkeit über den russischen Hof, der, nachdem er lange freundschaftliche Gesinnungen geheuchelt, nun einen Schritt weiter gethan habe, der allein gegen Englands Interesse gerichtet, und offenbar von dessen Gegnern eingegeben sei.

Während England sich beschwerte, priesen die Könige von Frankreich und Spanien den Entschluß der Kaiserin, welche zu gemeinsamer Vertheidigung der natürlichsten Rechte aller Völker auffordere. Spanien leistete sofort die verlangte Genugthuung. Die Meinung der Kaiserin wandte sich. Ihr Ehrgeiz das Lob in Wahrheit zu verdienen, das man so eifrig ihr darbrachte, lag im Streite mit ihrer Vorliebe für England. Die gereizten Vorwürfe dieser Macht beförderten den Sieg des Ehrgeizes und fachten denselben an. Sie bemühte sich die neutralen Mächte zu gleichem entschiedenem Auftreten zu bewegen. Der König Gustav III. von Schweden erklärte, daß die Ansichten der Kaiserin auch die seinigen seien. Auch Dänemark that den kriegführenden Parteien dasselbe kund. Die drei Mächte vereinigten sich zu einem Bündnisse des gegenseitigen Schutzes für ihre Unterthanen.

Keinem Fürsten konnte es näher liegen den Schutz dieses Bundes für seine seefahrenden Unterthanen zu erlangen, als Friedrich II., der selber völlig wehrlos war. Man bot ihm den Beitritt an. Er zauderte und weigerte, weil er keine Gegenleistung darbringen konnte. Die Weigerung war der Czarin nicht unlieb.

Sie wollte mit dem Könige nicht mehr ein näheres Verhältnis haben. Erst auf Dänemarks Veranlassung bot sie dem Könige Friedrich II. den Beitritt nochmals an.[1])

Er trat bei, und richtete abermals Lob und Preis an diese Czarin, die nichts mehr von ihm wissen wollte. Hier wie immer sind nicht diplomatische Verhandlungen unser hauptsächliches Augenmerk, sondern die persönlichen Aeußerungen des Königs. Eben noch hatte die Czarin ihn, nicht er sie zurückgestoßen. In Folge dessen meldet er ihr am 22. April 1781:[2]) „Die Kaiserin kann fest überzeugt sein, daß ich nie die Bande lockern werde, welche mich an ihre erhabene Person knüpfen, wie an die bleibenden Interessen Rußlands, und daß ich beständig jede Gelegenheit suchen werde, um sie enger zu schließen, und die Dauer derselben über meine Tage hinaus zu verlängern. Selbst in der Unterwelt werde ich mich mit dem großen Czaren Peter über alle die Wunder unterhalten, die nach seinem Tode vorgegangen sind. Er wird mit Erstaunen vernehmen, daß die russische Flotte siegreich gewesen ist im Archipel, daß Mustafa gedemüthigt ist, der Pontus Euxinus bedeckt ist mit den Schiffen der großen Katharine, daß der Chan der Tartaren unabhängig gemacht, daß der Friede von Teschen diktirt ist durch diese selbe Kaiserin, daß der Ocean frei gemacht ist durch ihr Gesetz, daß Holland sich geschützt sieht durch ihre Großmuth und daß zur selben Zeit Rußland im Inneren von Tage zu Tage sich blühender entfaltet. Ich werde Maria Theresia selbst zur Zeugin aufrufen, und sie wird zugestehen, daß sie genöthigt gewesen ist dem siegreichen Uebergewichte der großen Katharine zu weichen."

Wir untersuchen nicht, in wie weit diese Phrasen mit der Wahrheit überein kommen. Wir wollen selbst annehmen, daß sie mehr Wahrheit enthalten, als wirklich darin ist. Wir werfen dagegen

1) Dohm I. 142. — 2) Oeuv. XXVII. 3. 323.

die Frage auf, ob es eines selbständigen Königs würdig sei in solcher Weise an einen anderen Herrscher zu schreiben, und zwar an einen solchen, der ihm deutlich zu erkennen gibt, daß er nichts mehr von ihm wissen will?

Man erwiedert uns vielleicht, daß die minder Mächtigen den Großen gegenüber solche Rücksichten beweisen müssen. Warum denn müssen? Wenn Friedrich II. Rücksichten gegen Stärkere beweisen wollte: so war es seine Pflicht sie zu beweisen gegen den Kaiser, der geschichtlich und rechtlich das Oberhaupt des Kurfürsten von Brandenburg war. Das eben war das traurige Geschick der deutschen Nation, daß sie an sich, auf ihre Kosten, aus ihrem Blute eine neue Macht hatte heraufwachsen sehen, die ferner zunehmen wollte auf Kosten der anderen Deutschen und dennoch auch wieder zu schwach war in sich ein selbständig neues Leben zu gestalten. Die Macht Friedrichs II. war zu groß, um klein sein zu wollen, und zu klein, um groß sein zu können. Darum suchte er sich anzulehnen, hierhin, dahin, und bat und flehete bald hier, bald da, daß man sein Anlehnen ihm verstatte. Bis an sein Lebensende beharrte er in dieser demüthig flehenden Stellung vor der russischen Czarin. Hören wir darüber einen seiner Verehrer aus jener Zeit.

„Die Schmeicheleien," sagt Dohm,[1] „mit denen der König die Bundesgenossin bei guter Laune zu erhalten suchte, waren nicht immer eines Friedrich würdig; doch kam ihm zu statten und bewahrte ihn vor noch weiterer Erniedrigung, daß Katharine von Jugend auf die tiefste Verehrung für ihn hegte." Dohm betheuert, er könne dies mit Wahrheit sagen, da er verschiedene Briefe Friedrichs an Katharine gelesen, von denen seines Wissens keiner gedruckt sei.

Wir unsererseits vermögen nicht etwas für oder wider diese

1) Dohm IV. 259.

Meinung Dohms zu sagen, weil die Briefe, von denen Dohm spricht, nicht vorliegen. Die neue vollständige Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand von der Akademie zu Berlin enthält nur den einen Brief vom 22. April 1781, mit dem Lobe des Königs für die Czarin, daß sie den Frieden von Teschen diktirt habe. Wenn wir berechtigt sind nach diesem einen Beispiele zu schließen auf den Inhalt der anderen Briefe, die wir nicht kennen: so dürfte Dohm Recht haben mit seiner Ansicht, daß dieselben eines Königs nicht würdig sind. Indessen wir kennen ja die Briefe nicht, und da die Herausgeber der Oeuvres keine nähere Angabe über dieselben gemacht haben, ob und wie sie existiren: so wäre vielleicht zu muthmaßen, daß die anderen Briefe seit den Zeiten Dohms möglicher Weise verloren gegangen sein dürften. Wir müssen uns bescheiden das nicht zu wissen.

Und man wolle doch nicht sagen, daß Friedrich II. diese seine unwürdige Stellung, dieses sein Flehen und Bitten um ein Bündnis, das ihm nicht gewährt wurde, nicht tief empfunden hätte! Es wäre unwahrscheinlich. Im Jahre 1782 schickt Katharine ihren Sohn auf Reisen nach Deutschland mit seiner Frau, derselben, die Friedrich II. ihm auf Kosten des Darmstädter Prinzen nach dem Wunsche der Kaiserin verschafft. Paul hatte den Befehl sich eine geraume Zeit in Wien aufzuhalten, und nicht nach Berlin zu gehen.[1]) Er war ein gehorsamer Sohn. Friedrich wagte nicht sich zu beklagen. Derselbe Mann, der in seinem Lande von seinen eigenen Unterthanen auch nicht das leiseste Wort des Widerspruches oder einer anderen Meinung duldete, schluckte von der Czarin alle und jegliche Kränkung geduldig hinunter. Er hoffte durch seine Geduld das einmal verlorene Bündnis wieder zu erreichen.

Mit der Geduld wiederum paart sich die Furcht, die täglich mehr sich stärkende Furcht, daß Joseph II. dennoch die Czarin

1) Dohm I. 437.

vollends für sich gewinne. Es fehlt ihm sogar der Punkt der Anknüpfung. „Ich kann ihr nicht schreiben," klagt er. „Ich habe nichts ihr zu schreiben, keinen Glückwunsch." Und wiederum denkt er dann an Frankreich. Aber auf Frankreich ist ja längst nicht mehr zu hoffen. So lange Kaunitz am Ruder bleibt, ist es die östreichische Politik mit Frankreich eng verbunden zu bleiben, und Frankreich wiederum wird sich von Oestreich nicht lossagen. Es wird den Russen und Oestreichern gegen die Türken freie Hand lassen. „Wir aber schweben ohne Bündnisse, ohne Freunde in der Luft." [1]) Er überlegt das oft und oft. „Preußen muß aber Verbündete haben, weniger in der Hoffnung Hülfe davon zu ziehen, als um sie zu hindern uns zu schaden. In der gegenwärtigen Lage hat Preußen nicht die Wahl. Der Tractat von Versailles, und der Familienvertrag bindet Oestreich mit den Bourbonen zusammen. Die russische Kaiserin haßt alles, was französisch ist, und zeigt eine entschiedene Vorliebe für England. Deshalb muß die Kaiserin, die noch den Namen einer Verbündeten von Preußen hat, sorgfältig geschont werden. Wenn nicht in Petersburg eine Revolution erfolgt: so wird die Kaiserin nach diesem Kriege sich sicher mit England verbinden."

Friedrich kam der Gewaltigen entgegen, wo und wie er nur konnte. [2]) Er hatte zu Constantinopel einen Geschäftsträger, Namens Gaffron. Dieser war geheim beauftragt bei schicklicher Gelegenheit die türkischen Minister in ihrem Widerwillen gegen die Abtretung der Krim zu bestärken, jedoch so, daß dem Könige darüber kein Vorwurf gemacht werden könnte. Die Czarin beklagte sich dennoch, daß Gaffron dem russischen Interesse zuwider handele. Friedrich II. ließ ihn zurückkommen. Bei der Ankunft in Berlin ward Gaffron verhaftet und nach Spandau gebracht. Dohm erhielt den Auftrag der Untersuchung. Die Papiere ergaben nicht,

---

1) Oeuv. XXVI. 496. — 2) Dohm II. 42.

daß Gaffron aus Vorsatz oder Unvorsichtigkeit gegen Rußlands Interesse gearbeitet. Der König legte der Czarin die Beweise vor, daß sein Geschäftsträger unschuldig sei, verurtheilte den Unglücklichen aber dennoch, um der Czarin Genüge zu thun, zum Festungsarrest auf unbestimmte Zeit.

Was konnte das alles helfen? „Der Friede zwischen Russen und Türken ist gezeichnet," meldet Friedrich.[1]) „Jetzt wird die Allherrscherin der Vorsehung selbst nicht mehr weichen: sie wird von der Höhe ihres Thrones herab den Potentaten der Erde despotische Gesetze geben." Zunächst gab sie nur Gesetze gegen ihn. Sie wandte gegen ihn dasselbe Verfahren an, welches er längst gegen alle seine Nachbaren im deutschen Reiche angewandt. Er hatte die Einfuhr von 480—490 Artikeln in seine Länder verboten, um seine Unterthanen zu veranlassen sie selbst zu machen. Er war mächtig: die Nachbaren waren schwach. Aber der Czarin gegenüber war er schwach, und sie war mächtig. Demgemäß handelte auch sie. „Diese große Allesherrscherin," also klagt er seinem Bruder, „hat, um völlig die Erniedrigung einer Verbindung mit den deutschen Fürsten auszutilgen, so eben allen preußischen Handel dahin verboten durch eine gnädige Steuer von 50 Prozent auf alle unsere Waaren. Mein Herz ist von Dankbarkeit durchdrungen für alle ausgezeichnete Gunst, welche ich von der Allherrscherin empfangen, und ich sehe mich genöthigt mein Glück anderswo zu suchen. Sie erkennen, mein lieber Bruder, mit welchem Geschicke sie sich von ihren alten Anbetern losmacht. Sie sehen, daß ihre Sanftmuth, ihre Höflichkeit, und ihre guten Sitten sie in den Augen ihrer Feinde selbst vergöttern müssen. Ich sage nichts mehr über diesen Gegenstand. Ich fühle meine Demüthigung, und erkenne an, daß ein Grashalm sich nicht beklagen darf, wenn ein fallender Eichenast es zerschmettert."

---

1) Oeuv. XXVI. 501.

Es war die Vergeltung seines eigenen Thuns. Mit Oestreich, mit seinem Kaiser, wie Kaunitz, wie Joseph II. es nachdrücklich ihm angeboten, wäre er stark gewesen gegen Rußland. Er zog es vor mit Rußland stark zu sein gegen seine natürlichen Verbündeten, gegen die Nation, gegen das Reich und den Kaiser. Um dieser Hoffnung willen demüthigte er sich als Mensch und Fürst. Diese Hoffnung betrog ihn. Er ward mit demselben Maße gemessen, wie er gemessen hatte.

Zwanzigster Abschnitt.

Friedrich II. hatte den bayerischen Erbfolgekrieg unternommen im Vertrauen auf kräftige Unterstützung, wenn nicht von Frankreich, so doch von Rußland. Eben darum waren aller Wahrscheinlichkeit nach seine Plane weiter hinausgegangen, als auf die Hinderung von Josephs Entwürfen auf Bayern. Er begnügte sich mit dem Ausgange des Krieges, wie Rußland denselben gebot, weil bei der damaligen Lage der Dinge ein Mehr nicht zu erreichen war. Er lobte die Russen öffentlich, im Geheimen verhehlte er seinen Unmuth nicht, daß sie nicht gethan, was er gehofft. Und dennoch brachte ihm gerade dieser Ausgang durch den Teschener Frieden auf der anderen Seite großen Nutzen. Es ließ sich den deutschen Fürstenhäusern gegenüber diesem Ausgange der Schein abgewinnen, als habe Friedrich nur zur Erhaltung des Bestehenden die Waffen ergriffen, als sei der Kaiser Joseph II. das Triebrad der Unruhe, als arbeite nur Joseph II. an der Vergrößerung seiner Macht.

Wir reden nicht von der deutschen Nation, weil sich von einer solchen damals kaum reden läßt. In dem deutschen Mittelstande war das deutsche Nationalgefühl fast völlig regungslos, und erstarrte selbst noch mehr, bis erst die Gewalt des Westens es aus dem tiefen Schlummer rüttelte. Es gab nur ein, wie es scheinen könnte, höheres Interesse, welches auch den Mittelstand der deutschen

Städte, den ehrsamen Altbürger, einmal in Aufregung bringen konnte. Es war der confessionelle Streit. Allein dies Interesse war nur scheinbar ein höheres; denn es handelt sich nicht um die eine Wahrheit gegen die andere, sondern um kleinlichen Besitz. Joseph II. bei aller Ehrlichkeit seines Strebens für Recht und Gerechtigkeit rührte hier mit jedem Schritte ein Wespennest an. „Wenn ich einem Kapuzinerkloster Recht gebe," klagte er[1]) dem französischen Botschafter Breteuil, „weil ich glaube, daß es Recht hat: so sagen die Protestanten, ich wolle ihre Religion unterdrücken. Finde ich dagegen die Klagen der Protestanten gegründet: so schreien alle Priester und Mönche, daß das Reichsoberhaupt die Religion verlasse." Wir werden nachher zu erörtern haben, wie die Umstände in diesen Angelegenheiten für Friedrich II. günstig lagen.

Es kommt uns hier zunächst auf die Gesinnung der deutschen Fürsten an. Die Hast, mit welcher der Kaiser Joseph II. verfuhr, rief die alte Furcht hervor, daß das Kaiserhaus damit umgehe Deutschland in eine erbliche und unumschränkte Monarchie zu verwandeln. Die Furcht ist bekanntlich nie begründet gewesen. Die Schritte Karls V. nach der Schlacht bei Mühlberg zeigen von einem solchen Streben keine Spur. Daß Ferdinand II. nie die Absicht gehabt, andere Rechte in Anspruch zu nehmen, als die nach der Verfassung des Reiches ihm gebührten, ist neuerdings so klar und bündig erwiesen, daß dagegen in unserer Zeit auch nicht ein Zweifel mehr aufkommen kann.[2]) Aber die Tradition, welche das Uebergewicht der Schweden und Franzosen in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges geschaffen, glaubte dies, und Friedrich II. hatte diese Tradition sehr nützlich gefunden für seine Zwecke. Die oberflächliche Geschichtsanschauung des achtzehnten Jahrhunderts, welche wir vielfach noch fortwuchern sehen bis auf den heutigen

---

1) Flassan VI. 249. — 2) Hurter: zur Geschichte Wallensteins p. 259. Der Brief des Kaisers Ferdinand II. an Wallenstein vom 6. Sptbr. 1628.

Tag, huldigte allgemein diesen Traditionen. So konnte es geschehen, daß Friedrich II. nach dem bayerischen Erbfolgekriege als ein vermeintlicher Schützer des Rechtes der minder mächtigen Fürsten an Ansehen bei denselben gewann. Andere Plane des Kaiserhauses hatten, obwohl mit günstigem Ausgange in der Sache selbst, dennoch für jene Meinungen auf die Dauer dieselbe Wirkung.

Maria Theresia und Kaunitz gedachten 1780 dem jüngsten Erzherzoge Maximilian, der bereits zum Coadjutor seines Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Herzogs Carl von Lothringen erwählt war, auch die Nachfolge in Köln und Münster zu verschaffen.[1] In beiden Stiftern regierte der Kurfürst Maximilian Friedrich, der aus einer Reichsgrafen-Familie von Königseck-Rothenfels in Schwaben stammte. Wenn der Plan gelang: so war der Erfolg augenscheinlich doppelt. Nicht bloß wurde der Erzherzog Maximilian stattlich versorgt, sondern zugleich auch dem überwachsenden Einflusse des Preußenkönigs in Norddeutschland ein Damm entgegen gestellt. Demgemäß war es vorauszusehen, daß Friedrich II. dawider arbeiten werde. Deshalb suchte man von kaiserlicher Seite zuerst im Stillen vorzubereiten. Es kam namentlich darauf an es dahin zu bringen, daß der Kurfürst Maximilian Friedrich die Wahl eines Coadjutors wünsche. Der Coadjutor war selbstverständlich Nachfolger. Der Erzbischof konnte nach kanonischem Rechte eine solche Wahl nur wünschen im Falle dringender Noth, oder des augenscheinlichen Nutzens.

Daß Kaunitz dahin arbeitete den Kurfürsten zur Kundgebung eines solchen Wunsches und ferner des Wunsches einer bestimmten Person, des Erzherzogs Maximilian willfährig zu machen, erfuhr zuerst der preußische General Wolfersdorf in Hamm. Er setzte den König in Kenntnis. Es war nicht zum Nachtheile der östreichischen Sache. Der König meinte gegen das Domkapitel von

---

1) Dohm I. 295 ff.

Köln dasselbe Verfahren einschlagen zu müssen, wie einst gegen das Domkapitel zu Breslau, damit es nach seinem Wunsche und Willen dem dortigen Bischofe und Cardinal Sinzendorf einen Coadjutor erwähle.[1]) Damals war er durchgedrungen. Sinzendorf und das Kapitel hatten widerstrebend nachgeben müssen. In ähnlicher Weise empfahl nun der König dem Domkapitel zu Köln den Domherrn Joseph von Hohenlohe.[2]) Kaum konnte ein Schritt unpolitischer sein. Denn die Domkapitel hielten vor allen Dingen auf die Freiheit ihrer Wahl. Die namentliche Empfehlung einer Person durch eine fremde Macht wurde in jedem Falle als eine Anmaßung betrachtet, und war deshalb immer nachtheilig. Der Schritt des Königs Friedrich II. mußte offenbar zu Gunsten des Erzherzogs Maximilian ausschlagen, zumal wenn noch die Furcht vor Gewalt hinzutrat. Daß der König selbst Gewalt beabsichtigt habe, ist kaum denkbar. Dennoch war die Furcht vorhanden, und fand Grund in dem Benehmen des preußischen Generals Wolfersdorf in Hamm. Man kannte im kölnischen Gebiete seit langem diesen Mann. Man wußte aus öfterer drückender Erfahrung, wie weit er die Excesse der sogenannten preußischen Werbung trieb. Kölnische Unterthanen im eigenen Lande wurden von ihm aufgehoben und nach Hamm unter sein Regiment gebracht. Er hatte sich einmal an dem Gefolge des durchreisenden Kurfürsten selbst vergriffen, und zwar ungestraft. Was durfte man von einem solchen Menschen erwarten? Was durfte man zumal erwarten, da er Drohungen verlauten ließ, wie er Gewalt brauchen wolle, da er auf der anderen Seite Versprechungen that, die jedes edle Gefühl beleidigten?[3]) Die Furcht vor der Brutalität dieses preußischen Generals war ein mächtiges Förderungsmittel für den Erzherzog. Die Wahl desselben erschien dem Domkapitel als das

---

1) Preuß: Urkundenbuch V. 92 ff. — 2) Dohm I. 315. — 3) Dohm I. 316.

sicherste Mittel sich durch den Schutz Oestreichs gegen die preußischen Uebergriffe zu decken. Maximilian ward gewählt.

Schwieriger für ihn lag die Sache in Münster, namentlich wegen seines Mitbewerbers, des edlen Domherrn Fürstenberg. Dieser Mann ist eine der trefflichsten Gestalten in der Geschichte der deutschen Nation. Gleich nach dem Frieden machte der Kurfürst Maximilian Friedrich ihn zum Minister des Fürstbisthums, und ließ ihm völlig freie Hand. Fürstenberg war eigentlicher Regent. Man hat ihn mit Friedrich II. verglichen. Sie haben verwandte Züge gemein; aber diese treten durchaus verschieden ins Leben. Fürstenberg fand das Land zerrüttet und verarmt durch den schaurigen Krieg; denn der Herzog Ferdinand hatte es ähnlich behandelt, wie der König das Kurfürstenthum Sachsen. Die Dörfer, die Städte waren mit Schulden beladen. Fürstenberg schenkte nicht dem einen Stande auf Kosten der Anderen; aber er gab Vorschüsse, um die Schulden abzutragen. Niemals griff er gewaltsam ein. Seine Hauptsorge war die zarten Fäden des Credites, in die Friedrich II. mit eiserner Faust hinein griff, so oft es ihm beliebte, zu schützen und zu bewahren vor jedem Eingriffe solcher Art. Die Folge lag vor Augen. Während die Klagen in den Ländern des Preußenkönigs nach dem Kriege lauter wurden als während desselben, während die Kaufleute mit ihren Capitalien von dort sich hinweg flüchteten vor den endlosen Eingriffen in ihre freie Bewegung, blühte der Wohlstand des Münsterlandes frisch und freudig empor. Kein Treffen, keine Schlacht nennt Fürstenbergs Namen. Dennoch hatte auch er eine gewisse Neigung für das Kriegswesen. Fürstenberg bildete mit dem Grafen Wilhelm von Schaumburg den Gedanken aus, den erst später Wilhelms Zögling Scharnhorst auf einen größeren Boden verpflanzte, daß es eine Ehrenpflicht des Mannes sei das Vaterland zu vertheidigen. Friedrich erkannte Muth und Ehrgefühl dem Adel zu. Fürstenberg ehrte die moralische Kraft in jedem Menschen.

Er strebte sein ganzes Volk heranzubilden zur geistigen, sittlichen und zugleich zur körperlichen Kraft, damit eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wohne.

Wie Friedrich II. zur Vermehrung der Volksmenge Colonisten ansetzte: so hatte auch Fürstenberg denselben Gedanken durch Anbau wüster Gegenden die Bevölkerung zu heben. Aber Fürstenberg war ein tief religiöser Mann. Er ließ solche Menschen nicht selig werden nach ihrer Façon, sondern begann die Gründung einer Colonie in Heide und Moor mit Stiftung einer Kirche und Schule. Fürstenberg begnügte sich nicht hierhin und dorthin ein Verbot, einen Befehl zu schleudern: er selbst war der Mann, der über nichts sich täuschen ließ. Man sah ihn selber eintreten in niedere Schulen. Man sah dort den hochstehenden und hochbegabten Mann das Wort nehmen vor Lehrer und Schülern, und wirken zugleich durch Wort und Beispiel. Er hob und trug jegliche Wissenschaft, und war mit mehr als einem Zweige derselben selbstthätig vertraut. Darum wirkte sein Beispiel zurück auf den Adel, die Städte, den Landmann. Es war eine geistige Rührigkeit im Münsterlande, wie an wenigen Orten. Weil die Wirksamkeit des hochbegabten Mannes still und unscheinbar war, weil er nicht eingriff in die Rechte eines Standes auf Kosten des anderen: so verehrten ihn alle Stände in gleicher Weise, und auch heute noch wird der Name Fürstenbergs, an dessen Ruhme kein Interesse sich knüpft, als dasjenige der Wahrheit, mit der Ehrfurcht genannt, die dem wahren stillen Verdienste gebührt.

Dieser Mann war ein gefährlicher Mitbewerber gegen Maximilian. Siebenzehn Jahre hatten Fürstenberg erprobt, hatten ihn wie dem Volke, so auch dem Adel und dem Domkapitel werth gemacht. Dazu hatte Maximilian Friedrich oft erklärt: er wolle keinen Coadjutor. Wenn er aber jemals dazu kommen solle: so wolle er keinen Anderen als Fürstenberg. Demgemäß kann es nicht misbilligt werden, daß Fürstenberg zunächst vorstellte: die

Umstände erforderten nicht die Wahl eines Coadjutors, daß er aber dann, wenn dennoch diese Frage bejaht wurde, selber als Bewerber aufzutreten gedachte. Es war, wie man sieht, lediglich die zufällige Verbindung der Dinge, daß der König von Preußen die Wahl Fürstenbergs befürwortete. Allein auf der anderen Seite wirkte in Münster dieselbe Besorgnis, wie in Köln. Man dachte sich, weil Fürstenberg dem Könige von Preußen genehm sei, eine engere Verbindung zwischen beiden, als sie der Natur der Sache nach statt haben konnte. Man durfte hoffen, daß ein Erzherzog dem Lande Schutz gegen die Abhängigkeit von Preußen zu geben vermöge, die unter einem minder mächtigen Fürsten noch höher steigen würde, als bisher, die gerade unter Fürstenberg unabwendbar sei. Holland und England = Hannover dagegen hielten in der Frage der Wahl zu Preußen. Sie wünschten nicht, daß das Kaiserhaus so weit nordwärts seine Macht ausstrecke. Die drei Mächte wandten bedeutende Geldmittel an. Es half nicht mehr. Die Mehrheit des Kapitels war für den Erzherzog Maximilian.

Abermals war es hier der General Wolfersdorf, welcher den Neigungen den letzten Nachschub gab. Die preußischen Civilbevollmächtigten hatten nur zu Abmahnungen Auftrag. Sie legten ihrem Könige dar, daß solche halbe Maßregeln keine Frucht tragen konnten. Es half nichts. [1]) Wolfersdorf handelte anders. Er deutete an, daß der König die Wahl des Erzherzoges nie zugeben, daß er ihr eher mit Gewalt sich widersetzen werde. Er that, als sei er für diesen Fall mit Befehlen ausgerüstet. Er ließ sein Regiment von Hamm an die Münstersche Grenze vorrücken. Er ließ die Wege untersuchen und ausbessern. Er kam persönlich nach Münster. Obwohl die preußischen Geschäftsmänner dort wußten, daß es keineswegs die Absicht des Königs sei bis zum Aeußersten zu schreiten: so gab Wolfersdorf doch ein anderes zu erkennen.

---

1) Dohm I. 354. 367.

Er deutete an, daß er die Stadt nun bald militärisch besetzen, daß er jede Wahl, die nicht auf ein Glied des Kapitels gerichtet sei, eben so mit Gewalt verhindern werde, wie es der Herzog Ferdinand im siebenjährigen Kriege gethan. Er umging die Stadt mit bedeutenden Worten und Blicken. Eine solche Brutalität dieses Menschen, dessen Gewalt längst allen Münsterländern zur Furcht und zum Abscheu geworden war, mußte entscheidend wirken.

Fürstenberg und die Minderheit erkannten, daß gegen die festgeschlossene Mehrheit für Oesterreich doch nicht aufzukommen sei. Sie dachten patriotisch genug, um unter solchen Umständen nicht das Beispiel einer streitigen Wahl zu geben, die vielleicht traurige Folgen nach sich ziehen konnte. Diese waren deshalb zu fürchten, weil bis dahin die Minderheit manche Schritte der Mehrheit als nichtig anfocht. Wenn sie bei diesem Proteste beharrte, wenn vielleicht gar irgend eine Macht diesen Protest als Vorwand zur Einmischung benutzte: so war für das Land alles zu fürchten. Deshalb verzichtete die Minderheit auf ihren Protest, sie trat der Mehrheit zu, und machte dadurch die Wahl des Erzherzogs einhellig und unanfechtbar. Fürstenberg, der sich nur die Leitung des Schulwesens vorbehielt, genoß die Genugthuung, daß der Erzherzog Maximilian als würdiger Sohn seiner Mutter fortregierte in der Weise, welche Fürstenberg begründet.

Der Erfolg war für das Haus Oestreich. Dennoch diente er die Gemüther der protestantischen deutschen Fürsten dem Preußenkönige näher zu führen. Man glaubte, daß das Haus Oestreich demnächst dasselbe Streben verfolgen werde in Hildesheim, Lüttich und Paderborn. [1]) Kaunitz hatte weder in Köln, noch in Münster irgend welche Mittel angewendet, die nicht streng mit der Reichsverfassung überein kamen. [2]) Desungeachtet war man eifrig ihm für künftige Fälle entgegen zu wirken. Für Hildesheim verband

1) Dohm I. 378. — 2) Dohm a. a. O. legt dieses dar.

sich die Regierung von Hannover mit Friedrich II. zu diesem Zwecke. Derselbe gelang.

Maria Theresia starb 1781 nach der Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches für ihren jüngsten Sohn. Von da an regierte Joseph II. allein. „Maria Theresia ist nicht mehr," schrieb der preußische König in dem Augenblicke, wo er die Todesnachricht erhielt. „Es beginnt eine neue Ordnung der Dinge." Er wußte, wie friedliebend Maria Theresia immer gewesen war. Er durfte nicht dasselbe von Joseph II. erwarten, und daß er es nicht erwarten durfte, daß er, der bis dahin immer und jedes Mal Angreifer gewesen war, nun auch einmal der angegriffene Theil werden könne, zumal da Frankreich und Rußland ihm nicht mehr hülfreich zur Seite standen, stachelte unablässig seine Gedanken, verbitterte ihm, seinen Unterthanen und allen Deutschen die letzten Tage seines Lebens.

Es liegt nicht ein Grund vor anzunehmen, daß Joseph II. Krieg gegen den König von Preußen gewollt habe. Aber Friedrich glaubte es. Und wohin nun auch Joseph II. sich wandte, da fand er aller Orten als seinen Gegner den preußischen König, weniger offen, als versteckt und heimlich ihm entgegen wirkend.

Im Jahre 1781 bereiste Joseph II. die Niederlande. Er sah dort mit eigenen Augen, wie Holland die Thätigkeit seiner Unterthanen lähme. Der Ackerbau der östreichischen Niederlande war blühend, der Seehandel war todt. Joseph kam nach Antwerpen. Er durchwanderte die herrliche Stadt mit den vielfachen Denkmälern der einstigen Größe und des einstigen Reichthumes. Die Straßen waren öde. An der Stadt her floß der herrliche Strom, breit und tief; aber er war eine weite Wasserfläche, auf welcher kein Segel sich blähte, kein Ruder sich regte. Also wollte es der Friede von Münster im Jahre 1648. Die Holländer, nicht zufrieden sich selber frei gemacht zu haben von Spanien, hatten ihren Nachbaren, die Spanien getreu geblieben, untersagt und

unmöglich gemacht mit ihnen zu wetteifern. Der Trotz der Uebermacht hatte 1648 die Feststellung des Friedens errungen, daß die Schelde mit allen anderen Mündungen belgischer Gewässer in das Meer von den Holländern geschlossen gehalten werden sollte. Es ist merkwürdig, wie eine solche unwürdige Bestimmung noch hatte dauern können.

Spanien hatte den Vertrag eingehen müssen, weil es schwach und verfallen war. Bald nachher wandten sich die Dinge. Dieselbe Macht, welche bis dahin die Holländer gegen Spanien unterstützt, drohte nun sie zu verschlingen. Das gemeinsame Interesse gegen Ludwig XIV. führte Holland und Spanien zusammen zum Bündnisse. Wir sehen fortan diese beiden Mächte, den sehr katholischen König und die calvinische Republik, im dauernden Bündnisse gegen den französischen Uebergewaltigen die Schlachten Europas schlagen. Bei solchem Bündnisse konnte von einer Aenderung des Friedens von Münster, von einer Herstellung des gewaltsam entzogenen natürlichen Rechtes der belgischen Unterthanen des Königs von Spanien nicht die Rede sein. Man beließ die Dinge, wie sie waren.

Erst als die belgischen Niederlande zurückfielen an das deutsche Haus Oestreich, konnte dieser Gedanke Raum gewinnen. Der Kaiser Karl VI. ging nicht einmal so weit. Er versuchte seinen Unterthanen Antheil am Handel nach Indien zu verschaffen durch die Compagnie von Ostende, einer Stadt, die unmittelbar am Meere liegt. Der Plan war nicht gegen den Frieden von Münster. Dennoch fand er allgemeinen Widerspruch der Mächte, deren Unterthanen nach Ostindien Handel trieben. Karl VI. opferte alle anderen Interessen dem Plane der Erbfolge seiner Tochter. Er unterschrieb aufs neue die Sperrung der Schelde, den unnatürlichen Vertrag des Zwanges, der seinen Unterthanen den Handel untersagte, damit die Holländer desto reicher würden.

Joseph II. sah die Schelde. Er sah, was sie seinen Unter-

thanen sein konnte und was sie war. In dem Fürsten voll Muth und Kraftgefühl mußte sich die Frage erheben, ob solche Verträge, welche die Gewalt früherer Zeiten dictirt, bindend seien für immer.

Ein preußischer Schriftsteller legt mit Eifer dar, wie furchtbar der Gedanke sei, daß ein Staat in Europa sagen könne: „Wir wollen diesen Vertrag nicht mehr." Also nämlich hatte Kaunitz dem Baron Wassenaar geantwortet auf die Aeußerung desselben, daß die Verträge doch auch etwas seien. Lag denn in der That die Sache so, daß irgend Jemand einen Grund haben durfte zur moralischen Entrüstung gegen den Kaiser Joseph? Im belgischen Lande hielten die Holländer belgische Festungen besetzt, und schossen von da aus auf belgische Fahrzeuge, weil sie auf dem belgischen Strome einherfuhren, weil sie den eigenen Strom benutzten, um ins freie Meer zu gelangen und ihren von Gott und der Natur angewiesenen Antheil am Welthandel durch eigenen Fleiß und eigene Thätigkeit zu erwerben. Daß Joseph dieses Recht zu vertheidigen suchte, erweckte solchen Zorn bei denen, die davon weder Vortheil noch Nachtheil haben konnten! Welche Anschauungen mußten sich unter dem Könige Friedrich II. gebildet haben, daß ein ehrenwerther Mann ganz aufrichtigen Sinnes dem Kaiser dieses Recht absprach? [1])

Joseph II. und Kaunitz erhoben eine lange Reihe von gleichartigen Forderungen gegen die Holländer, nur nicht zuerst diejenige der Oeffnung der Schelde. Dann erst, als Unterhandlungen darüber im Gange waren, trat Joseph im August 1784 mit der Forderung auf die Schelde zu öffnen und die Schifffahrt auf derselben frei zu lassen, auch seinen Unterthanen nicht ferner zu wehren aus ihren Häfen nach anderen Welttheilen Handel zu treiben. War die Forderung etwas Entsetzliches?

Die Sache ward ein Gegenstand für Europa. In Frankreich

1) Dohm III. 247.

trat Mirabeau auf, der Apostel der Freiheit, und behauptete, daß die Einschränkung der Belgier nicht so nachtheilig sei, wie der Kaiser Joseph behaupte. Mirabeau, dessen Ziel das Zerreißen der Freundschaft zwischen Oestreich und Frankreich war, bemühte sich darzulegen, daß die Belgier bei ihrem Landbau und ihren Fabriken des Handels nach fremden Welttheilen sehr wohl entbehren könnten: sie seien vielmehr glücklich zu preisen diesen Handel und die Nachtheile desselben nicht zu kennen. Dieses Glück wollte der Franzose den Belgiern erhalten, die Holländer bei ihrem vermeinten Unglücke dieses Handels nach Ostindien beschützen. Darum stößt er in die Lärmtrompete: andere Mächte dürfen nicht zugeben, daß Holland gezwungen werde. Dieser letzten Ansicht war auch der Minister Vergennes. Kaunitz fürchtete ein Zerreißen des Bundes mit Frankreich, demgemäß abermalige Freundschaft des erobernden Friedrich mit jener Macht. Er gab nach. Der schon begonnene Krieg ward nicht weiter geführt. Die Holländer zahlten eine Geldsumme.

Es ist die Frage, wie Friedrich II. sich dazu verhielt. Er, der in einem gleichen Falle beim Besitzergreifen von Ostfriesland der holländischen Besatzung von Emden, die auf gleiche Verträge sich stützte, ohne Verzug die Entfernung geboten, war gegen Joseph II. für Holland. 1) Allein offen aufzutreten wagte er nicht. Er mußte sich begnügen dem Kaiser kleine Steine in den Weg zu wälzen. Er als Reichsfürst verweigerte den Truppen des Kaisers den Durchzug. Er allein. Die anderen Reichsfürsten nicht. Aber Friedrich II. war kreisausschreibender Fürst, der als solcher die Obliegenheit hatte dafür zu sorgen, daß der Durchmarsch nach Ordnung der Reichsgesetze geschehe. Friedrich II. weigerte auch das. Der Kaiser verlangte, daß die Werbungen der Holländer im Reiche untersagt würden. Friedrich weigerte auch das. Es

1) Dohm I. 217.

ist derselbe Geist der Politik, aus welchem er den Bürgern von Danzig das Trinkwasser abgräbt.

Aber freilich, jede Regung des Kaisers Joseph erfüllte den König Friedrich mit Angst und Sorge, um so mehr da er sich nun endlich sagen mußte, daß die Zeit der Eroberungen für ihn persönlich vorüber sei. [1]) Der Prinz Heinrich sucht ihn zu beruhigen. Es ist vergeblich: allzu mächtig regt sich das böse Gewissen. „Ich glaube wohl," erwiedert Friedrich im October 1782, „daß der Kaiser im gegenwärtigen Augenblicke keinen Krieg will, weil seine Festungen nicht vollendet sind, weil er noch nicht Geld genug hat aufhäufen können, weil er noch nicht dahin gelangt ist sein Bündnis mit Rußland abzuschließen. Aber, mein lieber Bruder, diese Plane existiren darum nicht weniger, und wenn man ihm nicht das Widerspiel hält in seinen Unterhandlungen, wenn man sich nicht behauptet in der möglichst respectabelsten Stellung: so werden Sie sehen, wie er unvermuthet sich auf unsere Besitzungen stürzt und einen eben so verderblichen Krieg erregt, wie der von 1756." Wußte nicht der Prinz Heinrich besser, wem Deutschland jenen entsetzlichen Krieg verdankte? — Aber der König fährt fort: „Der Kaiser hat die nämlichen Absichten, wie seine Mutter. Er arbeitet an einem Bunde der ersten Mächte Europas gegen uns. Ich sehe das Alles. Täglich kommen mir Nachrichten darüber zu. Wie soll ich denn mit kaltem Blute ein Verfahren betrachten, das so gefährlich ist für diesen Staat! Die Sorge für die Erhaltung desselben ist mir anvertraut, und darum ist es meine Pflicht nicht bloß bei Lebzeiten, sondern auch nach dem Tode durch gute Bündnisse und alle Mittel, die ich habe, die künftige Gefahr zu entfernen."

Aber weder Frankreich, noch Rußland wollte mit ihm zu thun haben. Jenes wollte mit dem Kaiser gut Freund bleiben, damit

---

1) Oeuv. XXVI. 491. 3. Oct. 1782.

nicht Joseph sich für England erkläre. Rußland wollte mit dem Kaiser in gutem Verhältnisse bleiben, damit nicht Joseph den Türken Beistand verleihe. Friedrich II. sah sich nach einer Stütze um im deutschen Reiche selbst.

Hier regten sich seit einiger Zeit andere Gedanken.[1]) Die andauernd fast feindselige Stellung des deutschen Kaisers Joseph und des preußischen Königs erweckte die Besorgnis, daß über kurz oder lang einmal wieder ein heftiger Ausbruch erfolgen werde. Abermals würden dann die übrigen Länder des Reiches mit hinein verwickelt werden. Um dem zuvorzukommen, faßte der Minister Schlieffen in Kassel den Gedanken einer bewaffneten Neutralität des übrigen Deutschlands für einen solchen Fall. Die übrigen Fürsten des Reiches sollten einander versprechen an solchem etwaigen Zwiespalte keinen Antheil zu nehmen, vielmehr gegenseitig sich geloben sich schnell und insgesammt gegen denjenigen zu erklären, der Theilnahme würde erzwingen wollen. Der Entwurf wurde mehren Fürsten mitgetheilt. Sie äußerten sich beifällig. Dennoch scheiterte er an den gerechten Besorgnissen, die Jeder für sich hatte. Keiner mochte sich dem Gefahr bringenden Rufe aussetzen für den gehalten zu werden, der zuerst einen solchen Gedanken angeregt habe.

Unterdessen hatte Friedrich andere Entwürfe. Er wollte einen Bund der gesammten deutschen Fürsten unter seiner Führung zusammen bringen gegen den Kaiser. Der Gedanke ging von ihm persönlich aus. Er erörtert ihn.

„Ein Bündnis so wie ich es vorschlage,“ sagt er,[2]) „zielt nur dahin die Besitzungen eines Jeden zu sichern, und zu hindern, daß ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiser dahin gelange die deutsche Verfassung umzustürzen, indem er sie stückweise zerstört. Wenn man nicht bei Zeiten Sorge trägt: so wird der Kaiser alle

1) Dohm III. 54. — 2) Oeuv. VII. 211. Oct. 1784.

seine Neffen in die Bisthümer, Erzbisthümer und Abteien von Deutschland setzen. Dann wird er sie bald säcularisiren, und auf allen Reichstagen durch die Stimmen seiner Neffen die Mehrheit erlangen. Die Reichsverfassung nöthigt uns die katholischen Geistlichen in ihren Rechten zu schützen. Die weltlichen Fürsten beider Confessionen haben ein gleiches Interesse an Behauptung der Länder, welche sie besitzen. Darum wird dieser Bund den Kaiser hemmen und hindern in allen Ansprüchen auf unsere Staaten."

„Nicht minder wichtig," sagt der König, „ist der Reichstag von Regensburg und das Kammergericht von Wetzlar. Wenn man nicht zeitig darauf Bedacht nimmt diese alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu behaupten: so wird der Kaiser sie benutzen, um seinen Despotismus durch ganz Deutschland zu begründen. Das sind die wichtigen Punkte, welche die deutschen Fürsten zu diesem Bündnisse bewegen müssen, weil ihre Interessen die nämlichen sind. Der Vortheil besteht darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht misbrauchen will, die vereinigten Stimmen des ganzen deutschen Reichskörpers ihm Gefühle der Mäßigung einflößen können."

Dahin war es gekommen, daß der König von Preußen, der niemals eine Institution des Reiches geachtet, der den Reichstag durch seine Gesandten hatte beschimpfen lassen, der nicht bloß für seine eigenen Länder, sondern im Friedensschlusse von Teschen auch für Mecklenburg wider den Willen der Stände dieses Landes die Freiheit, wie man es nannte, von den Reichsgerichten gefordert und erlangt hatte, [1]) der ferner geflissentlich seit dem Beginne seiner Regierung in seinen Unterthanen jede Erinnerung an das einstige Band mit dem Reiche zu ertödten gestrebt hatte — daß dieser selbe König nun den Plan ausarbeitet, sich der bestehenden

1) Dohm I. 249.

Institutionen des Reiches zu bedienen, um den Kaiser in allen Dingen zu hemmen und zu hindern!

Die Umstände lagen dies Mal günstig für seinen Plan. Er fand Geneigtheit für seinen Bund bei Diesem und Jenem. Es war eben damals in mehre mächtige deutsche Fürstenhäuser ein seltsamer Schrecken gefahren.

Werfen wir unsere Blicke zurück. In dem Friedensschlusse von Rastadt-Baden im Jahre 1714 war das Haus Wittelsbach in das verlorene Land Bayern wieder eingesetzt, mit dem Zusatze, daß, wenn das Kurhaus gut finde einen Austausch dieses Landes gegen ein anderes einzugehen, der König von Frankreich nichts dawider haben wolle. Das deutsche Reich hatte diesen Frieden bestätigt. Nun brachten im Jahre 1784 der Kaiser Joseph und Kaunitz einen solchen Austausch in Vorschlag, nämlich dem Hause Wittelsbach für Bayern die östreichischen Niederlande zu geben. Frankreich und Rußland erkannten im Voraus an, daß nach den Bestimmungen jenes Friedens das Recht nicht zu bestreiten sei. Der Kurfürst Carl Theodor in München willigte ein. Dem Neffen desselben, dem Herzoge Carl von Zweibrücken als Nachfolger wurde der Vorschlag von dem russischen Gesandten Romanzoff gemacht. Carl lehnte ab. Er that das Vorhaben dem preußischen Könige kund, im Jahre 1785.[1])

Sofort wandte sich Friedrich mit klagendem Flehen an die Czarin.[2]) Er beschwor die Kaiserin bei ihrer alten Freundschaft und Allianz, die er noch nicht ganz erloschen glaube, sie wolle doch einen so gefährlichen Entwurf, der ihr eigenes glorreiches Werk, den Frieden von Teschen, ganz zerstören würde, nicht zugeben. Die Kaiserin erklärte, daß sie weit entfernt sei einigen Zwang ausüben zu wollen. Der Herzog von Zweibrücken möge nach seinem

---

1) Dohm III. 33. — 2) a. a. O. p. 43. Der Brief ist nicht gedruckt. Wir entnehmen den Inhalt aus Dohm.

Interesse handeln. Sie habe aber geglaubt, daß ein freiwilliger und billiger Tausch mit dem Frieden von Teschen sehr wohl bestehen könne, und nach den Bedingungen, welche der deutsche Kaiser aufgestellt, habe sie den Tausch dem pfälzischen Hause für vortheilhaft gehalten. Da indessen der Herzog Carl nicht wolle: so verstehe es sich von selbst, daß damit die Sache erledigt sei. Dieselbe Erklärung gab Frankreich, eben dieselbe Erklärung gab der deutsche Kaiser Joseph II. Das Projekt war aufgegeben.

Aber daß dieser Plan nur hatte auftauchen können, war ein vortreffliches Mittel der Agitation in der Hand des Preußenkönigs und seines Ministers Herzberg. Auch die Kurhöfe von Dresden und Hannover zeigten Furcht vor den Planen des Kaisers. Es bot sich die Gelegenheit beide zu einem Bündnisse gegen denselben heran zu ziehen. Sie ward rasch benutzt. Der Kaiser hörte von diesen Planen. Er erließ Abmahnungen,[1]) daß man nicht gehässigen Erdichtungen und falschen Vorstellungen von bedenklichen Absichten des Kaiserhofes Glauben beimessen, nicht einen Bund schließen möge gegen Kaiser und Reich. Hannover und Kursachsen lehnten die Mahnung ab. Sie waren schon fast mit Preußen einig. Ihre Abgeordneten gingen nach Berlin, um dort das Bündnis zu schließen, von welchem, wenn es einen praktischen Erfolg haben konnte, der Löwenantheil dem Könige von Preußen zufallen mußte.

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, wie die anderen Deutschen damaliger Zeit sich äußern durften. Einer der Hauptarbeiter an diesem Fürstenbunde, der ehrliche Dohm, beklagt sich über die freie Sprache der Zeitungen in Oestreich, und stellt die preußische Weise entgegen.[2]) „Unsere Zeitungen," sagt er, „sind so unschuldig, wie

---

1) Dohm III. 70. — 2) Dohm: über den Fürstenbund. Wieder abgedruckt in den Denkwürdigkeiten III. 354.

alle Hofzeitungen. Die eigentlich Berlinischen Nachrichten in denselben sind gewöhnlich lauter strenge Wahrheit. Unter demjenigen, was sie anderen, vorzüglich auch östreichischen Zeitungen nachschreiben, mögen sich freilich zuweilen wohl Unfacta einschleichen; aber Verläumdungen werden zuverlässig nie darin geduldet, und die Verfasser enthalten sich mit Bescheidenheit alles Räsonnements, oder übereilter Nachrichten, die irgend einen Hof beleidigen könnten. In hiesigen Journalen ist, so viel ich weiß, bis jetzt" — d. h. bis Ende des Jahres 1785, nachdem der Tauschantrag im Januar geschehen, der Fürstenbund im Juli abgeschlossen war — „weder des Tausches von Bayern, noch der Association gedacht, und besondere Privatschriften sind hier vor der meinigen noch nicht erschienen. Von Wien aus haben wir dagegen schon verschiedene erhalten, von welchen man in der Schrift von Gemmingen eine Probe hat. Auch kann es wohl keinem Leser von Zeitungen und Journalen entgehen, daß sie wenigstens zehn Artikel, die offenbar von Wien oder aus den Prager und Brünner Zeitungen sich herschreiben, enthalten gegen einen, der von Berlin kommt."

Derselbe ehrliche Dohm ruft gegen die Wiener Broschüren das Censur-Collegium in Wien an. „Jeder Deutsche," meint er, „ist berechtigt von dem Wiener Censur-Collegium eine bestimmte Erklärung zu fordern, entweder, daß diese Schriften nicht in Wien, wenigstens wider Wissen des Censur-Collegiums gedruckt und verbreitet sind, oder zu gestehen, daß es einer strafbaren Nachlässigkeit sich schuldig gemacht habe, die seinen Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt auf immer beflecken muß." Der kluge Mann setzt hinzu: „Das sicherste Zeichen einer bösen Sache würde sein, wenn eben diese Censur, welche alle jene Schmähungen geduldet hat, etwa meine Schrift verbieten wollte." Man wird nicht annehmen, daß Dohm Liebkosungen geschrieben habe. Indessen fühlte sich das Wiener Censur-Collegium nicht bewogen

diesem seinem Wunsche des Verbotes zu willfahren. Es gestattete Jedem die Schrift zu lesen, der etwa sie lesen wollte.

Wie war doch auch wieder dieser Fürstenbund, dem Hannover, Kursachsen und einige Kleinere beitraten, so wenig offen und ehrlich! Was in der Natur der Sache begründet war, daß der Bund nur gegen den Kaiser geschlossen werden konnte, das spricht Friedrich II. in seinen Briefen offen aus. „Wir wollen uns einmüthig dem maßlosen Ehrgeize des Cäsar von Oestreich widersetzen.“[1] Aber die Worte des Bundes sagen das nicht. Derselbe nennt Oestreich und nicht den Kaiser. Er hält sich in allgemeinen Redensarten, zur Köderung der Schwachen. Man berief sich darauf, daß ein solcher Bund nicht etwas Neues sei. Und doch sollte derselbe nach den Worten des Ministers Herzberg, des vornehmsten Werkzeugs, ein neues politisches System in Deutschland begründen. Und dies wollte man thun ohne Vorwissen des Reichsoberhauptes, des obersten Richters im Reiche. Man wollte nach den Worten die Reichsverfassung schützen, und forderte doch zu diesem Schutze nicht Alle und Jeden auf, denen doch Allen in gleichem Maße an diesem Schutze gelegen sein mußte. Man ließ zuerst und vor allen Dingen das Haupt selbst, den Kaiser weg. Man wollte nach den Worten allerdings jeden Reichsstand auffordern: in der That forderte man auf nach der Auswahl des Königs von Preußen. Die geistlichen Kurfürsten und Fürsten, mit Ausnahme von Mainz, die kleineren weltlichen Fürsten, die Grafen, die Reichsstädte wurden nicht gefragt. Der Grund liegt nahe. Der natürliche Schützer aller dieser Schwachen war der Kaiser. Es lag im natürlichen und wohlbegründeten Interesse aller dieser Kleinen, daß die Macht des Reichsoberhauptes nicht noch mehr geschwächt, sondern daß sie gefestigt würde.

Darum machte die Schließung dieses Fürstenbundes auf alle

---

1) Oeuv. XXVI. 517.

Deutsche einen peinlichen Eindruck. Selbst der erklärte Lobredner des Bundes, den er selbst mit hat schließen helfen, der preußische Rath Dohm berichtet uns,[1]) daß „nicht bloß Anhänger Oestreichs, sondern auch wohlgesinnte Patrioten nicht ohne Bedenken und Zweifel diesen Bund anschauten. Die Erhaltung des Reiches liegt allen Ständen desselben ob, sagten sie: warum einigen sich wenige zu diesem Zwecke? Warum trägt man die Bedenken, die man hat, nicht dem Reichsoberhaupte selber vor? Warum wählt man nicht den einfachen, den geraden Weg? Daß man dieses nicht thut, beweist zur Genüge, daß bei den Leuten andere Absichten verborgen sind. Der Kaiser selbst hat sich zu einer Verbindung mit allen Reichsständen erboten, welche die Verfassung in Gefahr glauben: warum will man nicht dieses Anerbieten benutzen, und dadurch allem Mistrauen und aller Spaltung zuvorkommen? Und was ist denn geschehen? Oestreich hat dem pfälzischen Hause einen Tausch angeboten. Das Haupt dieses Hauses hat angenommen, ein Mitglied hat ausgeschlagen. Sofort hat der Kaiser sein Angebot fallen lassen und öffentlich erklärt, nicht weiter daran zu denken. Wo liegt in dieser Handlung etwas Unrechtes, etwas Gewaltsames, eine Bedrohung für das Recht und die Freiheit Anderer? Ein Tausch ist freiwillig. Finden beide Theile denselben zuträglich: wer dann hat das Recht sie daran hindern zu wollen?"

Also, sagt der preußisch gesinnte Dohm, redeten deutsche Patrioten. Er dagegen beruft sich darauf, daß die deutschen Fürsten das Recht unter einander und mit Fremden Bündnisse schließen zu dürfen, von jeher als ihr köstlichstes Kleinod betrachtet haben. Freilich also war es: denn mit gutem Bedachte hatten Frankreich und Schweden zu Münster und Osnabrück dies Recht den deutschen Fürsten gegeben. Der Vorbehalt war nur, daß ein solches

1) Dohm III. 129.

Bündnis nicht gegen Kaiser und Reich sei. Auch dieser Vorbehalt war hier gewahrt; denn die Worte des Fürstenbundes erwähnten den Kaiser nicht, sagten mithin auch nicht, daß der Bund gegen den Kaiser sei.

Es war die letzte bedeutende politische That Friedrichs im Reiche oder vielmehr gegen dasselbe und die Nation. Die unausbleibliche Folge war früher oder später ein Kampf auf Leben und Tod. Also wäre es geschehen, wenn nicht der Eintritt der gewaltigen Ereignisse im Westen mit vielen anderen Dingen auch den Fürstenbund in die Vergessenheit geschleudert hätte.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Ein warmer Verehrer des Königs Friedrich II. hat die Vortrefflichkeit, welche er an demselben findet, genauer bezeichnet.[1]) Er hebt hervor die Leitung der politischen Verhältnisse mit anderen Staaten. Wir haben gesehen, wie es darum stand, namentlich um das Verhältnis zu Rußland und der Czarin Katharine II. Er hebt ferner hervor die Behauptung der wichtigen Stellung, welche Friedrich II. allein durch die Kraft seines Geistes errungen. Der Punkt knüpft sich eng an den vorhergehenden. Die wichtige Stellung ist unbestreitbar; aber eben so unbestreitbar ist es, daß sie errungen und behauptet ward auf Kosten der deutschen Nationalmacht. Er hebt ferner hervor die Bildung des Heeres, den kräftigen Gebrauch, den der König davon in den Kriegen für die Existenz seines Staates führte. Wir haben zu erwiedern, daß die Kriege sämmtlich dem Wesen nach geführt wurden gegen Deutsche, und ferner, daß sie sämmtlich ausgingen von dem Könige. In Betreff der inneren Regierung, der Verwaltung der Finanzen enthält Dohm sich des Lobes. Dagegen hebt er das Bestreben des Königs hervor in der Gesetzgebung etwas Vollkommenes zu leisten.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Eifer des Königs auf diesem Gebiete nie bestritten worden ist. Wenn auch immer-

1) Dohm IV. 489 ff.

hin es an Uebereilungen nicht gefehlt haben mag: so war doch sicherlich die Gesinnung gut und löblich. Friedrich II. trug sich sein Lebenlang mit dem Gedanken eines klaren, bündigen Gesetzbuches, bis die Sache des Müllers Arnold den Gedanken zur That reifte. Man kennt sein Verfahren bei dieser Gelegenheit, seine Gewalt gegen die Richter. Es war die Veranlassung des preußischen Landrechtes, das gewissermaßen als eine besondere Verfassung des preußischen Staates zu betrachten war. In dieser Beziehung vollendete das Landrecht die Trennung der Unterthanen Friedrichs vom deutschen Reiche. Das Landrecht prägte die Ansichten des Königs aus. Er war sich dessen voll bewußt, daß sein neues Gesetzbuch dem Adel eine ganz andere Stellung anwies, als welche derselbe bis dahin nach gemeinen Rechten hatte. [1]) Friedrich wollte es so. Das Landrecht legt ferner die Ansicht des Königs dar über den Grundpfeiler aller menschlichen Gesittung, über die Ehe. Es ist nicht unsere Absicht, die Laxheit der Meinungen, welche der späteren Gesetzgebung und Regierung in Preußen bereits so viele Noth gemacht hat und voraussichtlich ferner machen wird, hier zu erörtern. Ob überhaupt das Landrecht ein Vorzug der preußischen Staaten vor dem übrigen Deutschland sei, ist eine Frage, über welche die Ansichten der Urtheilsfähigen je nach ihrem Standpunkte verschieden ausgefallen sind. Wir halten uns an die Thatsache, daß das Bestreben dieser Gesetzgebung des Königs aus einem löblichen Grunde hervorging, daß es jedoch daneben zugleich wesentlich dem Zwecke diente auch in der Gesetzgebung ein besonderes Reich zu constituiren, verschieden von dem übrigen Deutschland.

Der höchste Ruhm Friedrichs außer demjenigen der Siege besteht für einen großen Theil der Deutschen in dem Worte, daß ein Jeder nach seiner Façon selig werden müsse. Dieses Wort mithin haben wir zu betrachten.

---

1) vergl. Preuß: Urkundenbuch IV. 299.

Der Ausdruck ist so seltsam, wie der Gedanke, den er in sich zu schließen scheint. Wir sagen absichtlich: scheint; denn klar ist er nicht. Façon kann entweder sein das individuelle Verhältnis des Einzelnen zur Religion und Kirche überhaupt, oder das positive Bekenntnis, welchem Jemand zugethan ist: sei es das katholische, das lutherische, das reformirte, wie der Friede von Osnabrück die Gewissensfreiheit im Reiche festgestellt hatte. Scheint der Wortsinn für die erstere Erklärung zu sprechen: so ist in Betreff der anderen zu bemerken, daß sie unterstützt wird durch den Zusatz des Königs: die Religionen müssen alle tolerirt werden. Am sichersten vielleicht dürfte man gehen, wenn man das Wort Façon von dem Könige selbst in beiderlei Weise gemeint ansieht. Demnach würde er mit diesen Worten unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit für seine Länder proklamirt haben. So allerdings ist die gewöhnliche Annahme. Es fragt sich dann, ob sie außer den Worten auch thatsächlich begründet sei.

Bis auf Friedrich II. war die Zahl katholischer Unterthanen in den Ländern des Hauses Brandenburg kaum nennenswerth. Wo sich katholische Gemeinden fanden, da gründete sich der rechtliche Bestand derselben auf das Normaljahr 1624. Einzelne Katholiken fanden sich weit zerstreut, namentlich in den größeren Städten. Neue kirchliche Gemeinden hatten sie nicht gebildet, oder vielmehr durften sie eben nach jenem Normaljahre nicht bilden.

Wir haben gesehen, wie Friedrich II. einige Monate, nachdem er jene Worte von der Façon zuerst gesprochen, sich erobernd auf Schlesien stürzte. Der Krieg fand bei seinen bisherigen Unterthanen keinen Anklang, bis der König, um die Worte des Philosophen Jordan zu gebrauchen, den Meisterstreich machte den Krieg als einen Religionskrieg zu verkünden und seinem Heere eine Anzahl protestantischer Geistlicher zur sofortigen Verfügung beizugesellen. Man sagt, also habe es das Bedürfnis der gedrückten Protestanten in Schlesien verlangt. Die Frage zu erörtern dürfte

schwierig sein; doch haben wir hier wie früher, Gewicht darauf zu legen, daß in Breslau, der hauptsächlichsten Stadt des Landes, die Katholiken, also die Bekenner der Religion des Landesfürsten, von den Rathsstellen ausgeschlossen waren. Wo solche Zustände bleibend möglich sind, da drängt sich die Vermuthung auf, daß der kirchliche Druck, den dieser Landesherr ausgeübt, auch anderswo nicht sehr lastend gewesen sein dürfte. Sobald Friedrich II. sich im Besitze des eroberten, noch nicht abgetretenen Schlesiens sah, setzte eine Cabinetsordre vom 11. October 1741[1]) fest, daß fortan die Stellen der ersten Bürgermeister, der Syndici und Cämmerer der Städte nur mit Protestanten besetzt werden dürften.

In den Friedensschlüssen, durch welche Maria Theresia dem Könige das schlesische Land abtrat, übernahm er die Verpflichtung, die kirchlichen Zustände des Landes nicht zu ändern. Es war das erste Mal in Deutschland, daß eine bedeutende Verschiebung dieser Art eintrat, daß ein protestantischer Fürst Herr wurde über sehr viele katholische Unterthanen. Hier also mußte sich das Wort des Königs von der Façon nicht bloß nach seinem persönlichen Willen, sondern auch nach seiner rechtlichen Verpflichtung erfüllen. Es ist wichtig ihn zu hören, wie er selbst sich darüber äußert. Er ließ durch Algarotti dem Papste melden, daß die Katholiken in seinen Staaten nicht bloß geduldet, sondern selbst beschützt würden.[2]) Ueber den Unterschied spricht er sich nicht näher aus. Wie auch immer der König das Wort Schutz verstand: es enthält jedenfalls so viel, daß die Katholiken mit den Protestanten nicht gleichberechtigt waren. Sie waren ausgeschlossen von den höheren Landes-Collegien. Also blieb es auch ferner; denn erst 1825 ist der erste katholische Assessor beim Kammergerichte in Berlin angestellt worden. Die akademischen Lehrfächer waren unter Friedrich II. den Katho-

1) Preuß. III. 187, als Norm und Principium regulativum. — 2) a. a. O. 197.

liken schon darum unzugänglich, weil in dem Professoreneide die evangelische Confession von allen vier Facultäten beschworen werden mußte. Doch hat Friedrich II. einmal einem Katholiken zur medizinischen Professur in Frankfurt a/O. die Dispensation ertheilt.[1])

Die Theilung Polens führte dem Könige eine neue Zahl katholischer Unterthanen zu. Damals indessen scheint die Meinung des Königs den Katholiken noch weniger günstig gewesen zu sein, als zuvor. Er bewies diese Ungunst in Ostpreußen.[2]) Der Wehlauer Vertrag von 1657 sicherte den Katholiken in Ostpreußen den Zutritt zu den Aemtern und Ehrenstellen, zu welchen sie geschickt sein würden. Der Warschauer Vertrag von 1773 hob dieses Recht auf, weil es den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr angemessen sei. Die übrigen bürgerlichen und kirchlichen Rechte wurden zugesichert. Friedrich II. nahm also dort ein Recht, welches der große Kurfürst zugesichert und die beiden nächsten Nachfolger desselben aufrecht erhalten hatten. Nach derselben Anschauung verfuhr der König bis an sein Lebensende. Als der Magistrat zu Preuß. Eilau im Jahre 1786 einen Katholiken zum Stadtrichter erwählte, versagte der König die Bestätigung. Nur in Collegien, erwiederte er, die aus mehren Mitgliedern bestehen, dürfe ein und anderes Subject zugelassen werden, welches dem katholischen Glaubensbekenntnisse zugethan sei.

Die Sache liegt mithin also. Die Katholiken in den Staaten Friedrichs wurden geduldet, und durften auf seine besondere Erlaubnis auch da Kirchen bauen, wo es früher keine gab z. B. in Berlin. Aber gleichberechtigt waren sie nicht, selbst nicht in katholischen Gegenden seines Staates. Ihr Religionsbekenntnis schloß sie der Regel nach von öffentlichen Anstellungen im Dienste des Staates aus.

1) Preuß. III. 238 — 2) Preuß. III. 188.

Wir verkennen den Werth nicht, den auch nur eine solche Toleranz — denn mehr war es nicht — für die damalige Zeit hatte. Doch liegt es andererseits nahe, daß der König nach den übernommenen Verpflichtungen, namentlich in Schlesien, weniger nicht wohl thun konnte. Ob sein Verhalten gegen den Katholizismus aus Eifer für den Protestantismus hervorging, werden wir später zu erfragen haben.

In einer ganz besonderen Beziehung jedoch ist das Verfahren des Königs hervorzuheben zur Zeit der Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Die katholischen Regierungen wetteiferten ihren Unwillen gegen die Jesuiten an den Tag zu legen. Der Papst hob den Orden auf. Die Pariser Philosophen, namentlich Voltaire und d'Alembert, hetzten den König zu ähnlichen Maßregeln, wie diejenigen, welche der Minister Pombal in Portugal anwandte. Friedrich II. lehnte alle dergleichen Zumuthungen, die mehre Jahre hindurch immer erneuert wurden, in fester und bestimmter Weise ab. Er erwiedert namentlich dem unabläſſig drängenden d'Alembert: wenn man den Sturz der Jesuiten als einen Sieg der Philosophie geltend machen wolle: so könne er beweisen, daß Eitelkeit, geheime Rachsucht, Ränke und vornämlich Eigennutz alles gewirkt habe.

Demgemäß verhielt sich Friedrich, als er das päpstliche Breve der Aufhebung des Ordens erhielt. Er verbot die Bekanntmachung desselben in seinen Ländern. Er trug seinem Agenten in Rom auf es bei schicklicher Gelegenheit dem Papste selber anzudeuten, es sei der Wille des Königs die Jesuiten seiner Länder in dem bisherigen Stande zu belassen. Der König fügt hinzu, daß er in aller Rücksicht nie bessere Priester gefunden habe, als die Jesuiten. Das Wort scheint nicht ohne Bedeutung gesprochen zu sein. Der König sprach nach dem siebenjährigen Kriege der katholischen Geistlichkeit von Schlesien in scharfer Weise seinen Unwillen über ihr Verhalten aus. [1]) Es sei bekannt, sagte er, wie frech und untreu

1) Preuß. I. 328.

gegen den König sich die meisten der katholischen Pfarrer vormals und im letzten Kriege betragen, wie sie sich vom Gehorsame gegen ihn losgesagt und die Gemeinden gegen ihn aufgehetzt. Ein solches pflichtwidriges Betragen habe die härteste Ahndung verdient. Wir finden allerdings ein schauriges Beispiel königlicher Ahndung gerade an einem Jesuiten.[1]) Ein Deserteur sagte aus: er habe im Beichtstuhle den Pater Faulhaber gefragt, ob die Desertion eines katholischen Soldaten von dem protestantischen Könige eine so große Sünde sei, daß sie nicht vergeben werden könne. Der Geistliche habe die Achseln gezuckt und gesagt: „Freilich ist es eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könne vergeben werden." Der Geistliche ward verhaftet. Der General Fouqué berichtete dem Könige über ihn, und es erfolgte der Befehl: „Man hänge den Pater Faulhaber, ohne ihm einen Beichtiger zu verstatten." Also geschah es. Man hing den Geistlichen neben den Resten eines Spions, der bereits ein halbes Jahr gehangen. Dennoch ist es uns fraglich, ob der König bei jenem Tadelworte die Jesuiten im Auge hatte. In der Regel waren die Jesuiten die Lehrer der katholischen Jugend, und wahrscheinlich nur das. Als solche lobt der König sie gegen die Angriffe Voltaires und d'Alemberts. Er erinnert Voltaire mit feiner Ironie, daß aus den Schulen der Jesuiten große Männer hervorgegangen seien.[2]) Er hielt ihm vor, daß die Jesuiten nützliche Mitglieder seines Staates seien. „Was auch immer anderswo man den Jesuiten vorwerfen mag: sie haben sich bei mir darauf beschränkt in ihren Gymnasien die Schulstudien zu lehren. Soll das ein Grund sein sie zu verfolgen?"[3]) Der König fährt fort in dieser Weise den Pariser Philosophen, die daheim gegen jede Verfolgung eines Philosophen von ihrer Art ein lautes Geschrei erhoben, den Spiegel des eigenen

1) Preuß. III. 237. — 2) Oeuv. XXII. Brief v. 11. Dzbr. 1773. — 3) 28. Juli 1774 an d'Alembert.

Thuns vorzuhalten. „Wollen Sie es mir zum Vorwurfe machen," fragt er, „daß ich eine Gesellschaft von Gelehrten nicht ausrotte, weil einige Mitglieder dieser Gesellschaft, zweihundert Meilen von meinem Staate wegen Frevelthaten angeklagt worden sind? Die Gesetze bestimmen die Bestrafung der Schuldigen; aber sie verdammen zugleich jene grausame und blinde Erbitterung, die in ihrer Rache den Schuldigen mit dem Unschuldigen verwechselt. Beschuldigen Sie mich immerhin zu weit getriebener Toleranz. Ich werde stolz sein auf diesen Fehler, und es wäre zu wünschen, daß man den Fürsten keine andere als solche Fehler vorzuwerfen hätte."

War dies allein der Grund des Königs, der früher einstimmig mit den Pariser Philosophen oft und oft die Jesuiten ein schädliches Ungeziefer genannt hatte? Er hatte ohne Zweifel noch einen anderen. Die Jesuiten waren an vielen Orten vermögend und sogar reich. Indem Friedrich ihnen eine Zufluchtsstätte bei sich eröffnete, hoffte er, daß eine große Zahl sich zu ihm begeben werde, und zwar mit ihrem Vermögen, soweit man ihnen dasselbe beließ.[1]) Diese Hoffnung freilich schlug fehl; aber der König beharrte.

Wie oft auch der Fanatismus des Philosophenthums aufs neue die Aufhetzerei versuchte, der König blieb bei seinem Entschlusse die Jesuiten als Lehrer zu dulden und zu schützen. Wohlfeiler als durch sie konnte der Unterricht seiner Unterthanen nicht beschafft werden. Er äußert sich dem Pater Rector Reinach in Schlesien gegenüber stets mit einer besonderen Freundlichkeit.[2]) Er nimmt die Jesuiten im Bisthume Ermeland in besonderen Schutz gegen den Bischof. Er spricht zu diesem die im Munde eines preußischen Königs allerdings auffallend klingenden Worte: „Da ich von der Jugend eurer Religion rede, habe ich mit Verdruß wahrgenommen, daß meinem Erziehungsplane der völlige Untergang bevorgestanden, als man den Jesuitenorden vernichten

---

1) Preuß. III. 237. — 2) Preuß: Urkundenbuch III. 109 ff.

wollte. Denn mir kam derselbe so tauglich vor zur Bildung und Führung der Jugend in der Erlernung der Wissenschaften. Ich habe deswegen zur Beibehaltung dieses Ordens in meinen Landen alles Mögliche gethan, und der Papst selbst hat den Grundursachen, die mich bewogen dergleichen Lehrmeister zu begünstigen, seinen Beifall nicht versagen können. Er hat vielmehr darüber sein Wohlgefallen geäußert und mir zu wissen gethan, daß er sich gegen die Patres in meinen Staaten aller Erklärungen enthalten würde." Gestützt auf diese Zusicherung des Papstes fordert der König den Bischof auf die Jesuiten in jeder Beziehung zu belassen und ihnen die kirchlichen Weihen nicht zu versagen.

Friedrich II. erreichte nach seinen eigenen Worten seine hauptsächliche Absicht die Jesuiten zum Vortheile seiner katholischen Jugend in ihren Würden und Verrichtungen erhalten zu sehen.[1]) Und selbst als der Orden auch bei ihm nicht mehr als Orden existiren konnte, ließ er durch Mitglieder desselben und seinen Minister Hoyer die Güter zum Besten der Gesellschaft verwalten, mit dem ausdrücklichen Versprechen, daß diese dabei nicht verlieren sollte. Mit der Zeit mußte allerdings auch dies sich ändern; aber es ist augenscheinlich des Königs ernster Wille gewesen die Jesuiten so lange zu halten, wie nur immer möglich.

Am wenigsten von allen Glaubensparteien hatte sich die nichtchristliche der Juden einer Gunst des Königs Friedrich II. zu erfreuen. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sie in mancher Weise härter behandelt, als seine Vorfahren gethan. Nach den Jagden des Königs mußte die Judenschaft zu Berlin eine Anzahl der erlegten Wildschweine annehmen und den dafür gesetzten Preis sofort erlegen.[2]) Sie mußte Wohnungen beziehen und räumen nach dem persönlichen Willen des Königs, und zwar, ohne zu räsonniren. Als ein Münzlieferant Veit die Münze um eine bedeutende Summe

---

1) a. a. O. S. 117. — 2) Förster: F. W. I. 342.

betrog, ließ Friedrich Wilhelm die ganze Judenschaft in die Synagoge bescheiden, damit sie dort den Bannfluch anhöre, den der Oberhofprediger Jablonsky über sie auszusprechen den Befehl hatte.[1])

Härter wurde die Behandlung dieses Volkes unter Friedrich II. Während er die Juden für seine Finanzspeculationen, insbesondere für die Verschlechterung seiner Münze im siebenjährigen Kriege nicht entbehren konnte, lud er ihnen als Preis seines Schutzes die härtesten Lasten auf. Er machte aus dem eigentlichen Zwecke derselben kein Hehl: die Zahl der Juden sollte sich nicht vermehren.[2])

Im Jahre 1750 wurden die Angelegenheiten der Juden durch ein besonderes Reglement geordnet und durch dasselbe der Druck verschärft. Alle gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe wurden ihnen untersagt, eben so die Erlangung des Bürgerrechtes, der Ankauf von Grundbesitz. Das Höchste, was sie erreichen konnten, war Schutzjude zu sein. Als solche waren sie entweder ordentliche, oder außerordentliche. Der letztere genoß den Schutz nur auf Lebenszeit, und vererbte ihn nicht auf seine Kinder. Der ordentliche Schutzjude durfte den Schutz nur auf ein Kind vererben, jedoch nur dann, wenn dasselbe 1000 Thaler baar besaß. Allen Juden, die nicht den Schutz hatten, war das Heirathen untersagt. Der Schutz selbst ward auch da wo er vererbte, durch schwere Opfer erkauft: 200 Thaler baar an den König. Im Jahre 1763 erkauften die preußischen Schutzjuden für 70,000 Thaler die Erlaubnis noch ein zweites Kind auf den Schutz zu verheirathen. Zugleich gedachte der König dies zur Hebung, wie er meinte, seiner Fabriken zu benutzen. Ein solches zweites Schutzjudenkind mußte nämlich für 1500 Thaler Manufacturwaaren ausführen. Dies schien noch besser ausgebeutet werden zu können für die eigenen Fabriken des Königs. Er änderte es dahin, daß jeder neue Schutzjude fortan aus der königlichen Porzellanfabrik für 300 Thaler

---

1) a. a. O. II. 287. — 2) Preuß. III. 428.

Porzellan übernehmen mußte, nicht nach eigener Auswahl, sondern das was man ihm aussuchte. Auch durfte er es nicht selbst behalten, noch im Lande verkaufen, sondern nur außerhalb desselben. Damit man sich überzeuge, daß dieses wirklich geschehe, mußte er einen Ort im Auslande benennen, wohin nicht er, sondern die Direction der Fabrik es schickte. Brachte der Jude es wieder ins Land: so ward er als Schmuggler bestraft.

Die Juden sollten sich nicht vermehren. Im Jahre 1752 befahl der König, daß die Schutzjuden nicht mehr nach Familien, sondern nach Köpfen gezählt werden sollten. Sei die bestimmte Zahl überstiegen: so müßten die ärmsten und unsittlichsten weggeschafft werden. [1]) — Aber wohin denn mit diesen Unglückseligen? Diese Frage ward nicht aufgeworfen.

Es ist nicht unsere Absicht weiter die kleinlichen Lasten aufzuzählen, weiter in die Zustände einzudringen, die aus einem solchen Drucke des armen gequälten Volkes sich entwickeln mußten. Es ist die Frage, ob bei einem solchen menschlichen Jammer eine menschliche Selbstachtung übrig bleiben konnte. Und doch gedieh in einer solchen Zeit ein Charakter wie Moses Mendelssohn, schrieb dieser Mann den Phädon! Und doch fühlte Lessing in solcher Zeit sich bewogen den Juden Nathan zum Träger seines Humanitätsprinzipes zu machen! Weniger auffallend dürfte sein, daß unter Friedrich II. nur Juden sich bedeutendes Vermögen erworben haben. [2])

Aber wenn auch allerdings, wird man uns entgegnen, die Nichttheilnahme der Katholiken an allen bürgerlichen Rechten, wenn auch der Druck auf die Juden wenig vereinbar sind mit dem Spruche des Königs, daß ein Jeder nach seiner Façon selig werden müsse: so hat er doch innerhalb des Bekenntnisses der weitaus überwiegenden Mehrheit seiner Unterthanen, innerhalb des Prote-

---

1) a a. O. 429. — 2) Mir. u. Mauv. IV. 516.

stantismus, der individuellen Selbstbestimmung alle erdenkliche Freiheit gegönnt. Wir haben dies zu untersuchen.

Lange bevor Friedrich II. den Thron bestieg, hatte er für sich persönlich mit allen positiven Religionsformen gebrochen. Der katholischen Kirche war er von Hause aus entschieden abgeneigt, und in geringerem Grade ward er es schon früh auch den anderen bestehenden Kirchen. Er war fünf und zwanzig Jahre alt, als er über die Reformation dem Philosophen Voltaire gegenüber seine Ansicht also darlegte: [1]) „Die Fürsten im Norden sind Luther und Calvin unstreitig große Verbindlichkeiten schuldig; denn diese übrigens armseligen Leute haben sie von dem Joche der Priester befreit, und durch die Säcularisation der Kirchengüter ihre Einkünfte beträchtlich vermehrt. Indessen ist ihre Religion noch nicht von Frömmlingen und abergläubischen Leuten gereinigt." Dem Zusammenhange nach versteht der damalige Prinz unter diesen Leuten die Umgebung seines Vaters. Er bemüht sich bereits damals über Voltaire hinaus zu gehen. Er schreibt 1738 dem französischen Philosophen: [2]) „Um mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit zu reden, gestehe ich Ihnen offenherzig, daß alles was den Gottmenschen betrifft, im Munde eines Philosophen mir misfällt, weil ein solcher Mann über die Irrthümer des Volkes hinaus sein muß. Lassen Sie dem großen Corneille, der nun zum alten kindischen Schwätzer hinabgesunken ist, die abgeschmackte Arbeit die Nachahmung Jesu Christi zu reimen, und nehmen Sie das was Sie uns zu sagen haben, nur aus sich selbst. Man kann von Fabeln reden, aber nur so, daß man sie als solche ansieht, und ich halte es für besser ein tiefes Stillschweigen über die christlichen Fabeln zu beobachten, die durch ihr Alterthum und die Leichtgläubigkeit ungereimter und stumpfköpfiger Leute heilig geworden sind. Nur auf dem Theater würde ich irgend ein Stück aus der Geschichte dieses

1) Oeuv. XXI. 64. 14. Mai 1737. — 2) a. a. O. p. 201. Mai 1738.

angeblichen Erlösers vorzustellen gestatten. Aber Sie scheinen durch allzu große Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten oder das Priestergeschmeiß bewogen worden zu sein in einem anderen Tone zu reden. Sie sehen, mein Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich kann mich irren, aber niemals meine Gesinnungen verhehlen."

In Wahrheit hat Friedrich II. diese Gesinnungen ebenso wenig wie gegen Voltaire, auch gegen Andere verhehlt. Was er von den positiven Lehren des Protestantismus halte, verkündete er der Welt mittelbar im Jahre seiner Thronbesteigung durch einige hingeworfene Sätze im Antimachiavelli. Die Protestanten, sagt er, benutzen gegen die katholische Lehre von der Wandlung die Sätze der Ungläubigen. Für die eigenen Lehren benutzen sie gegen die Ungläubigen dieselbe Beweisführung, welche sie bei den Katholiken verworfen haben. — Dies war die Façon, in welcher er selbst lebte: die in der damaligen Zeit nothwendige Vorbedingung des Philosophenthums nach französischer Schule: das Modell, nach welcher sich die ganze Lebensanschauung regelte, vor allen Dingen die geschichtliche.

Indessen die Lebensstellung der Menschen hat eine sonderbare Macht. Voltaire und Friedrich II. standen einander im Philosophenthume ziemlich nahe. Aber Voltaire war äußerlich Katholik. Friedrich II. war äußerlich Protestant. Voltaire ging zu Zeiten, wenn für ihn darauf etwas ankam, in die Messe. Für Friedrich II. lag die Sache noch ganz anders. Er war als Landesherr geborener Oberbischof seiner Landeskirchen. Eine solche Stellung bei seinen Ansichten über Religion, Christenthum und positive Kirchenformen durfte mislich erscheinen.

Der Vater Friedrich Wilhelm I. hatte diese Stellung, welche durch den Entwickelungsgang der Reformation den Landesfürsten angewiesen war, kräftig behauptet. Er hatte gewissenhaft nach seiner Weise auch auf diesem Felde seine Thätigkeit entfaltet. Die lutherische Kirchenform, die nirgends so prinzipiell mit dem alt-

katholischen Kirchenthume gebrochen hatte, wie der Calvinismus, hatte manche Gebräuche und Ceremonien mit herüber genommen und bewahrt. Friedrich Wilhelm erstrebte die völlige Verschmelzung, und gebot zunächst den Lutheranern solche Gebräuche zu unterlassen. Es blieb keine Wahl als Gehorsam oder Entlassung. Friedrich Wilhelm selbst hielt sich für durchaus orthodox. Er forderte dasselbe von Anderen.

Friedrich Wilhelm handelte so in gutem Glauben. Der Protestantismus war ihm nicht ein vager, unfaßbarer Begriff, den der Eine so auslegt, und ein Anderer wiederum anders: er war ihm die fest bestimmte Lehre, die in den symbolischen Büchern Gestalt gewonnen hatte. Die Geistlichen, häufig auch die Lehrer, namentlich diejenigen der Universitäten beschworen diese symbolischen Bücher. Einem streng gewissenhaften Manne von der Art Friedrich Wilhelms konnte es nicht in den Sinn kommen, daß Jemand nur der Form wegen einen solchen Eid leiste. Er nahm es für Wahrheit.

Wie sollte sich nun Friedrich II. dazu verhalten? Wenn Jemand unter ihm die Façon des Königs in Glaubenssachen annahm, wie es leicht möglich, wie es sogar nach der Weise der Menschen in vielen Fällen wahrscheinlich war: sollte da der König solche Männer, die er vermöge seiner Anschauung als die eigentlichen Philosophen für die rechten Lehrer des Volkes halten mußte, sollte er als Oberbischof solche Männer ausschließen von der Lehrthätigkeit auf Kanzeln und Kathedern? Der König half sich auf andere Weise. Er statuirte stillschweigend eine doppelte Lehre: die eine für die Philosophen, die andere für das Volk. Für das letztere sollte das Hergebrachte bestehen bleiben. Es scheint, daß das Wort von der Façon mindestens die Bildung von Sekten ermöglicht haben müsse. Dem war nicht also. Als sich zu Anfang seiner Regierung zu Treptow eine neue Sekte bilden wollte, und der Geistliche des Ortes selbst an der Spitze eine auffallende Predigt hielt, gab der König Befehl den Urhebern nachzuforschen und die-

selben ohne große Umstände und, so viel möglich, in der Stille wegzuschaffen. Wohin sie geschafft werden sollen, sagt er nicht. Aber er fügt ausdrücklich hinzu:[1]) „Es ist dies Mittel um so nöthiger, da ohnehin schon dergleichen Versammlungen zur Privatandacht außer den Kirchen und in Particulierhäusern nicht ohne Ursache gänzlich verboten sind." Für die Façon blieb also lediglich über die individuelle Stellung des Einzelnen in sich zu den bestehenden Kirchen.

Es ist ein eigenthümlicher Zustand, der daraus sich entwickeln mußte. Die kirchlichen Gebräuche bestanden fort. Es ward gepredigt, kirchlich getraut, getauft, confirmirt, das Abendmahl gereicht. Und zur selben Zeit, wo nur die Theilnahme an solchen Dingen, wenigstens an kirchlicher Trauung, an Taufen, an Confirmation die kirchlichen Rechte verbürgte, sah man von höchster Stelle herab, von dem berufenen Schützer aller dieser kirchlichen Gebräuche, von dem Schlußsteine des Gebäudes sowohl der Kirche als des Staates langsam und allmälig durch alle Schichten des Volkes die Meinung sich ergießen, daß es nichts sei mit allen diesen Bräuchen, die man da feiere. Selbst wenn Friedrich II. vorsichtig genug war, wie man ihm oft nachgerühmt, nicht absichtlich und planmäßig die Gewissen anderer Menschen irre zu machen: so wußte man doch, mit wem er umging, so wußte man, daß der Cyniker la Mettrie und ähnliche Philosophen von gleichem Schlage diese Vorsicht nicht kannten, so wußte man doch, daß Friedrich Bücher in die Welt ausgehen ließ, welche Kinder desselben Geistes waren, der die damals allerdings nicht bekannten Briefe an Voltaire, an Jordan, an d'Alembert und Andere schrieb.

Ob Friedrich II. einmal ernstlich die Frage erwogen, was denn zuletzt werden solle aus solchem Dualismus, damit wir nur ein solches Wort hier gebrauchen?

---

1) Preuß: Urkundenbuch I. 33. von 1746.

Seine Erziehung brachte es mit sich, daß sein Nachdenken früh auf religiöse Fragen gerichtet war. Namentlich fesselte ihn das alte Räthsel der Philosophen, welches nicht durch grübelnde Speculation sich lösen läßt, nicht durch den Klingklang der Worte, welche nur die Unwissenheit zu verhehlen dienen, sondern lediglich durch das Schaffen und Wirken des Lebens: das Räthsel von der Freiheit oder Nothwendigkeit in den Handlungen der Menschen. Friedrich huldigte in seinen Jünglingsjahren zum großen Kummer des Vaters der Lehre der unbedingten Prädestination. Er ließ sie später fahren; doch kam er in seinen Briefen häufig auf derartige Erörterungen zurück. Namentlich ist der Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert reich an solchen Fragen. Unter denselben mußte der Natur der Sache nach sich die eine und wichtige vordrängen, welche Stellung die Philosophie dem Volke gegenüber einzunehmen habe.

Wir sehen in dieser Beziehung ein beständiges Schwanken. Denn obwohl Friedrich II. oft und oft betont,[1]) daß das Volk eines Aberglaubens bedürfe: so lebt doch auf der anderen Seite in ihm der natürliche Drang des Menschen die eigenen Ansichten und Meinungen auch Anderen mitzutheilen und sie zum Gemeingute zu machen. Es ist bekannt, daß er auf die Veranlassung d'Alemberts seiner französischen Akademie die Frage zuschob, ob es nützlich sei das Volk zu täuschen, oder nicht. Er selbst erörtert die Frage vor dem Philosophen d'Alembert. Er unterscheidet zweierlei Zeiträume. Der erste ist der ursprüngliche, wo Irrthum und Aberglauben noch unbekannt waren. In der folgenden Entwickelung findet er eine doppelte Art des Betruges. Der ersten Art desselben diente der Aberglaube zum Fußschemel: die andere Art dagegen konnte durch das Mittel einiger Vorurtheile dienen den Geist des Volkes zum eigenen Besten desselben zu lenken. Zur ersten

1) Brief an d'Alembert vom 3. April 1770.

Classe dieser Betrüger gehören: die Bonzen, die Zoroaster, die Numa, die Muhamed u. s. w. Diese gibt er sehr gern preis. „Die zweite Classe," fährt der König fort, „besteht aus den Staatsweisen, die zum größeren Vortheile der Regierung ihre Zuflucht zum Systeme des Wunderbaren nehmen, um die Menschen lenksam, um sie gelehrig zu machen. Dahin rechne ich den Gebrauch, den man in Rom von den Augurien machte. Der Beistand derselben war oft höchst nützlich, um die Empörungen kühner Volkstribunen aufzuhalten oder zu stillen. Ich kann Scipio Afrikanus nicht tadeln wegen seines Umganges mit einer Nymphe, welcher ihm das Vertrauen seiner Kriegsvölker erwarb, und ihn in den Stand setzte so glänzende Thaten auszuführen. Ich tadele Marius nicht wegen seiner alten Martha, nicht den Sartorius wegen seines Rehes. Alle, die es mit einem großen Haufen von Menschen zu thun haben, werden gezwungen sein bisweilen zu Täuschungen ihre Zuflucht zu nehmen. Und wenn sie das Publikum aus den Gründen täuschen, die ich angeführt habe; so halte ich sie nicht für strafbar."

Man sieht, diese Worte enthalten zugleich seine eigene Vertheidigung für das Vorgeben des Religionskrieges. Es dürfte nicht unwichtig sein zu bemerken, daß überhaupt diejenigen, welche er entschuldigt, nur Kriegshäupter sind, daß dagegen Numa vor seinen Augen keine Gnade findet.

„Anders aber," fährt der König fort, „verhält es sich mit dem groben Aberglauben. Dieser ist eins von den schädlichen Kräutern, welche die Natur auf dieser Erde ausgesäet hat, welches sogar mit dem Wesen des Menschen innig verbunden ist. Errichtete man eine zahlreiche Colonie von Ungläubigen: so bin ich moralisch überzeugt, daß man nach Verlauf einiger Jahre ganze Gattungen von Aberglauben dort aufwachsen sehen würde. Das System des Wunderbaren scheint nun einmal für das Volk gemacht. Man schafft eine lächerliche Religion ab, um eine noch mehr unsinnige

dafür wieder einzuführen. Man bemerkt zwar Veränderungen in den Meinungen: der Gottesdienst aber wird stets durch einen neuen ersetzt."

Hier trat nun die Frage nah, ob denn nicht die Philosophie dahin gelangen könne alle positive Religion und allen Gottesdienst abzuschaffen.

„Ich glaube allerdings," fährt der König fort, „daß es gut und sehr nützlich ist, die Menschen aufzuklären. Die Bekämpfung der Schwärmerei ist die Entwaffnung des grausamsten und blutgierigsten Ungeheuers. Laut wider den Misbrauch der Mönche reden, wider jene Gelübde, die den Absichten der Natur so sehr zuwiderlaufen, und der Bevölkerung so sehr entgegen stehen: das heißt wahrhaft seinem Vaterlande dienen. Aber ich glaube zugleich: es wäre unklug und selbst gefährlich, wenn man jene Nahrungsmittel des Aberglaubens abschaffen wollte, die man öffentlich den Kindern austheilt, um sie dem Willen ihrer Väter gemäß damit zu nähren."

Als Beweis dieser Gefahr ersieht sich Friedrich die Kriege der Reformationszeit. Wir haben gesehen, wie er ein anderes Mal die Bedeutung der Reformation in die Befreiung der Fürsten von der priesterlichen Herrschaft, in den Erwerb der Kirchengüter setzt. Da die Kriege jener Zeit niemals vom Volke ausgehen, sondern immer von den Fürsten: so hätte die folgerichtige Durchführung jener Ansicht gefordert, daß die Kriege für jene bestimmten Zwecke der Fürsten geführt seien. Dies hätte für die sogenannten Religionskriege der Reformationszeit dem Könige um so näher gelegen, wenn er sich an sein eigenes Beispiel gleich im ersten schlesischen Kriege hätte erinnern, sich von dort her vergegenwärtigen wollen, auf welche Weise man einen Religionskrieg macht. Allein dann hätte das Beispiel der Reformation hier nicht gepaßt. Es lag im Interesse des Philosophenthumes jener Tage, daß zum Zwecke der eigenen Verherrlichung gegenüber den positiven Religionen

diesen als solchen der Makel des Fanatismus und der Kriege angehängt wurde. Darum hat das achtzehnte Jahrhundert, das Zeitalter Friedrichs II. mit solchem Nachdrucke den Namen der Religionskriege aufrecht erhalten.

„Die Reformation," sagt der König, „machte, wie Sie wissen, eine große Veränderung; allein welch' ein Blutvergießen, welches Menschenwürgen, welche Kriege, welche Verheerungen, um nur einiger Glaubensartikel entbehren zu dürfen! Und welche Wuth würde die Menschen ergreifen, wenn man sie alle abschaffen wollte! Es wäre in der That ein herrlicher, ein einziger Anblick ein Volk zu sehen ohne Irrthum, ohne Vorurtheil, ohne Aberglauben, ohne Schwärmerei."

Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß diese Worte in sich begreifen: ein Volk ohne alle und jegliche positive Kirchenform.

„Aber es steht in den hundert Weissagungen des Nostradamus geschrieben, daß man es nicht eher entdecken wird, als bis man zuvor ein Volk ohne Laster, ohne Leidenschaften, ohne Verbrechen wird gefunden haben. Sie, mein lieber Anaxagoras, und die anderen großen Lichter in dieser dunkelen Welt werden Feuergarben der Vernunft ausstrahlen, um die Welt zu erleuchten; — aber was wird geschehen? Einige Gelehrte werden Ihnen Recht geben: die Bonzen und die Lamas werden Lärm schreien. Eine zahllose Schaar von Schwachköpfen wird die Ritzen ihrer Höhlen hermetisch verschließen, damit ja Ihr Tageslicht weder sie noch die Bewohner ihrer Schlupflöcher blende, und die Welt wird blind bleiben wie zuvor."

Er fragt nach den bisherigen Wirkungen der Philosophie und spricht seine vorher schon erwähnte Ansicht über die Vertreibung der Jesuiten aus.

„In diesem Jahrhunderte hat die Philosophie mehr Muth gewonnen, und sich mit mehr Nachdruck und Stärke geäußert, als zuvor; aber worin bestehen denn nun die Fortschritte, welche sie

gemacht hat? Die Jesuiten sind vertrieben, werden Sie sagen. Ich gebe es zu; allein, wenn Sie es verlangen, will ich es beweisen daß hierbei nur Eitelkeit, geheime Rachsucht, Kabalen und endlich Eigennutz alles gethan haben."

Als Gegenbeweis, daß die Philosophie noch keine Fortschritte gemacht, gibt der König unter vielen anderen Dingen auch den damaligen Krieg in Polen an, welcher eine Art von Religionskrieg sei. Katharine II. hatte nämlich als Apostel der Humanität und Toleranz nach Polen ihre Kosacken geschickt, welche zu diesem Zwecke das unglückliche Land in eine Einöde verwandelten. Die Russen machten es in Polen, wie einst die Schweden in Deutschland.

Während der König hier in dieser Weise seine Ansicht darlegt, daß das Volk nun doch einmal von dem positiven Kirchenthume nicht zu entwöhnen sei, hat er kurz zuvor einen Auszug aus dem philosophischen Wörterbuch des Skeptikers Bayle gemacht, und mit einer Vorrede in die Welt geschickt, damit daran die Menschen seiner Zeit Logik lernten. [1]) Wußte der König nicht oder dachte er nicht daran, daß Bayle seine Skepsis mit dem Rücktritte in die katholische Kirche beschlossen hatte? Zur selben Zeit gab er einen Auszug aus der Kirchengeschichte Fleurys, in welchem seine Abneigung gegen alles positive Christenthum alles Maß überschreitet. Das Buch wurde zu Bern öffentlich verbrannt. Es ist nicht sicher, ob das ganze Buch von dem Könige verfaßt sei. Die Vorrede jedoch ist unzweifelhaft von ihm. [2])

Man sieht aus dem ganzen Verhältnis der Dinge, daß der König prinzipiell keinen Unterschied macht zwischen den positiven Kirchenformen des Katholizismus und des Protestantismus. Wir fassen, wie sich von selbst versteht, den Protestantismus nicht in dem modernen, seit Friedrich II. gebräuchlichen Sinne der Negation, oder der reinen Subjektivität, sondern in demjenigen, in wel-

---

1) Oeuv. VII. p. XIV. — 2) a. a. O.

chem er als Kirchenform mit bestimmten Bekenntnissen zu Recht besteht. Dennoch hatte der Protestantismus in seinen Augen große Vorzüge.

Diese beruhten allerdings einerseits auf einem Irrthume, der eben so wie jene Auslegung des Protestantismus als die Religion der reinen Subjektivität sich auch sonst häufig findet. Friedrich II. maß dem Reformator Luther bei, daß er die katholische Kirche angegriffen habe aus Gründen der Vernunft. Es genügt einen Blick in die öffentlichen Schriften Luthers, wie in seine Briefe zu werfen, um darzuthun, daß Luther sich für seine Lehre einzig und allein auf das Wort der Bibel, und niemals auf die Vernunft berufen hat. Friedrich II. konnte diese Behauptung, daß die Gründe der Vernunft Luther zum Auftreten gegen die bisherige Kirchenform bewogen haben, nur deshalb aufwerfen, weil in den Schriften des Königs sich auch nicht eine Spur findet, welche für eine eigene Bekanntschaft des Königs mit Luthers Gedanken und Worten Zeugnis ablegt. Luther war dem Könige fast wie ein mythischer Name, dem er einen Körper gab, indem er ihm die eigenen Gedanken unterlegte. Ist doch dies eine so häufige Erscheinung, namentlich in unseren Tagen, wo mit der raschen Verbreitung des Wissens zugleich auch eine noch raschere Verbreitung des Halbwissens ermöglicht ist. Es ist in unseren Tagen nicht selten, daß Luther, dessen ganzes Sein und Denken sich concentrirte in seiner Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den stellvertretenden Versöhnungstod, gelten muß als der Urheber und Anfänger des Wortes von der Façon. In gewissem Sinne war er es; aber seine Meinung und diejenige des Königs Friedrich sind wie Wasser und Feuer.

Wir würden dem Könige Unrecht thun, wenn wir ihm persönlich vor Anderen seiner Zeit diesen Vorwurf machen wollten. Wie überhaupt der Mangel an eingehender geschichtlicher Wissenschaft der hauptsächliche Fehler des seichten Rationalismus ist, der

sich zur Zeit Friedrichs II. und zum bedeutenden Theile durch sein Zuthun ausbildete: so tritt dieser Irrthum namentlich bei der Person Luthers hervor. Die Lehre, welche dieser Mann so oft und so nachdrücklich als den alleinigen Kern des Christenthums hervorgehoben, welche die Fahne der Orthodoxie des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts gewesen war, gerieth bei dem Geschlechte des achtzehnten in völlige Vergessenheit. Die symbolischen Bücher und Bekenntnisschriften, welche diese Lehre predigen, wie Luther es gethan, bestanden fort. Man unterschrieb sie. Man erkannte die Gültigkeit an. Allein den Inhalt kannte man nicht mehr. Und doch pries man Luther. Freilich man pries ihn, nachdem man ihm zuvor das Gewand des achtzehnten Jahrhunderts angelegt.

Ein anderer Grund, weshalb Friedrich II. auf seinem Standpunkte die protestantische Kirchenform der katholischen vorzog, ist für Friedrichs Stellung gewichtiger und wahrer. Er spricht denselben am kürzesten aus in seiner Instruction für die Erziehung des Thronerben Friedrich Wilhelm.[1]) „Wenn der Knabe," sagt der König, „ein fanatischer Calvinist würde: so wäre alles verloren. Es ist sehr nothwendig, auch den Geistlichen zu hindern, daß er nicht frommer Weise Injurien gegen die Papisten vorbringe. Aber der Gouverneur muß seinen Zögling geschickt zu der Erkenntnis führen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken die Oberhand im Staate haben, wegen der Verfolgung und des Ehrgeizes des Papstes, und daß ein protestantischer Fürst weit eher Herr ist in seinem Hause, als ein katholischer."

Die letzten Worte vor allen Dingen sind bezeichnend. Nach der Anschauung Friedrichs konnte die absolute Allgewalt des Königs nicht mit dem Katholizismus, sondern nur mit dem Protestantismus bestehen.

---

1) Oeuv. IX. 37.

Aus demselben Grunde legt der König Werth auf den Religionsunterricht der Jugend. Der Pariser Philosoph d'Alembert rieth ihm an es einzurichten, daß die Predigt sich nur mit der Moral beschäftige und daß Religion und Predigt gesondert gelehrt würden, ohne sie so übel, wie man thue, mit einander zu verbinden. Als Grund dieser Meinung gab der Philosoph an, daß die Menschen, indem sie ungläubig werden, zugleich auch die Moral verlieren. D'Alembert bezeichnet dies als einen der größten Mängel der üblichen Erziehung.

Der König jedoch folgte dabei einem anderen Plane. „Daß die Schulmeister auf dem Lande," sagt er,[1] „den jungen Leuten Religion und Moral lehren, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen. Denn die evangelische Religion ist die beste und weit besser, als die katholische. Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und müssen sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und morden. Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur. Denn natürlicher Weise ist alles Volk diebisch, auch andere Leute und solche, die bei den Cassen sind und sonst Gelegenheit dazu haben."

Der wesentliche Grund also, weshalb der König Religionsunterricht in den Schulen wünsche, ist die Furcht vor dem Katholizismus. Sein Vertrauen auf die positive Kraft der Religion überhaupt ist gering. Er legt diese seine Ansicht über die Macht der Religion, den Grad seines Vertrauens auf die moralische Kraft im Menschen noch klarer und bestimmter dar in dem Briefwechsel mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich.[2])

Der Prinz, der in ähnlicher Weise an dem Philosophenthume

---

1) a. a. O. — 2) Oeuv. XXVI. 479, Nvbr. 1781 ff.

jener Tage Theil nahm, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß nicht der Mangel an den Gefühlen der Pietät von Jugend auf sein inneres Wesen erkältet hatte, spricht seine Ansicht aus: „Es ist recht jedes für die Gesellschaft gefährliche Dogma zu bekämpfen: die Autorität der Priester, die Absurdität einen Gott zu essen. Aber der wahre Philosoph wird um des Wohles der Gesellschaft willen da stehen bleiben, wo die Religion beginnt mit den Gesetzen des Staates enger verbunden zu sein, und wo das Dogma, indem es nicht mehr schädlich ist, immerhin ein Irrthum sein mag, ein Irrthum nämlich, welcher dann der Gesellschaft nützlich ist. So ist es z. B. mit der Meinung eines anderen Lebens."

Der König entgegnet: „Ich denke ungefähr wie Fontenelle: wenn ich die Hand voll Wahrheiten hielte: so würde ich sie nicht öffnen, weil das Volk nicht verdient aufgeklärt zu werden. Ich gestehe übrigens zu, daß, wenn ich die Wahl hätte zwischen allen christlichen Sekten: so würde ich die protestantische wählen, weil sie die wenigst schädliche ist. Ich bin ferner fest überzeugt, daß man einem Jeden die Freiheit lassen muß zu glauben, was er für glaublich hält. Man lasse Unsterblichkeit zu. Ich bin nicht dawider, wenn man nur einander nicht verfolgt. Was die Sitten betrifft: so möge man in allen Zeitaltern und überall nachforschen: man wird überall dieselbe Verderbnis der Sitten finden, weil nicht die Meinungen die Kraft haben die Menschen zu ändern, und weil die Leidenschaften in jedem Lande und in jedem Zeitalter dieselben sind. Bilden Sie sich ein, was Sie wollen: die Zügel der bösen Handlungen finden Sie nur in Leibesstrafen und in der Schande. Das hält einige Menschen zurück und hindert sie der Gesellschaft zu schaden. Die Strafen dagegen eines anderen Lebens werden vor den bereit liegenden Vortheilen des Eigennutzes, des Ehrgeizes vergessen. Dies kommt daher, weil die Gegenwart die Menschen empfindlicher reizt, als die Gefahren nach einem Tode, den sie noch entfernt glauben. Also, mein Lieber, werden die

religiösen Meinungen, wie diejenigen der Philosophie immer schwach sein, wenn sie nicht gestützt sind durch die Furcht vor dem Galgen und der öffentlichen Verachtung. Die Religion kann dem Ehrgeize nur dienen in der Zeit der Schwärmerei, wie es zur Zeit Constantins, der Kreuzzüge, der Reformation Luthers und Calvins gewesen ist. Wenn diese Gährung vorüber geht, so ist es mit dem Eifer aus, und dem Fanatismus folgt die Lauheit. Uebrigens möge man erfinden, was man wolle, möge man die Grundsätze des Stoizismus erneuern, die Entsagung und die Demuth der ersten Christen: das Volk wird die schönen Reden hören, ohne sie zu begreifen. Es wird sich rächen, wenn es beleidigt ist. Es wird zornig werden, wenn sich zu viel Galle in den Magen ergießt: kurz, es wird sich den Lastern ergeben nach Umständen und Gelegenheit. Das ist, mein lieber Bruder, die Schilderung unserer Gattung. Ich würde sie edler halten, wenn ich könnte. Meine Eigenliebe hat ja auch ihren Theil daran. Allein wenn man die Dinge mit Nachdenken und Consequenz prüft, und besonders, wenn Einem so viele Ungerechtigkeiten vorkommen, und manchmal so abscheuliche Dinge, welche jenes Urtheil bestätigen: so ist man genöthigt einzuräumen, daß, so lange die Welt nur von Menschen bewohnt wird, man sie moralisch nicht auf eine höhere Stufe heben kann, als die sie gegenwärtig einnimmt. Vielleicht gibt es eine andere Welt, nur von Engeln oder stoischen Idealen bewohnt, bei denen Religion und Moral etwas mehr vermögen. Das vernünftigste Verfahren ist uns zu nehmen wie wir sind, und mit Ituriel zu sagen: wenn nicht alles gut ist, so ist doch alles vergänglich."

Der Prinz Heinrich bekämpft diese trostlosen Ansichten. Friedrich geht zur Erwiederung darin nur weiter. „Alexander," sagt er, „ferner Timur, Dschingiskhan, Julius Cäsar, Karl XII. haben sich alle dem Teufel übergeben, um von sich reden zu machen. Dennoch hat sich ein Jude gefunden, der sich auf dem Calvarien-

berge hängen ließ, und dadurch über sie alle den Preis davon trug. Das heißt doch den Ruhm ein wenig theuer erkaufen, und ich versichere Ihnen, daß ich es vorzöge Ameise in Rheinsberg zu sein, als um diesen Preis die Unsterblichkeit des Namens zu erkaufen."

Doch wozu noch weiter die moralische Zerrüttung eines Mannes ausmalen, den die Nachwelt preist und der selber sich so unaussprechlich elend fühlte?

Es lag in der Natur der Sache und der Regierungsweise des Staates, daß, wenn nicht diese extremen Ansichten des Königs, dennoch eine ihr verwandte herrschend wurde an den grünen Tischen der Consistorien, auf Kanzeln und Kathedern, herrschend wurde bei denselben Männern, welche ohne Zögern und Bedenken die Bekenntnisschriften des positiven Protestantismus unterschrieben. Die Augen schienen blind zu sein gegen den grellen Widerspruch. Noch widerstrebte das Volk. Als die Consistorien die Gesangbücher im neuen Sinne umzugestalten sich bemühten, übernahm der König selbst den Schutz des Alten. Aber er that es in einer Weise, welche den klaffenden Spalt der Meinung zwischen dem Schützer und dem Beschützten nur noch schärfer zu Tage legte. „Jedermann kann bei mir singen: Nun ruhen alle Wälder, und was des dummen und thörichten Zeuges mehr ist." Also der geborene Oberbischof seiner Kirche. Was sollte aus diesem unseligen Zwiespalte endlich werden? — Das Volk faßte die Dinge auf nach seiner Weise. Berlin galt als die Heimat der Atheisten.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Es war Friedrichs Entschluß schon vor seiner Thronbesteigung die Wissenschaften auf seinem Boden heimisch zu machen. [1]) Er nahm schon damals gern solche Männer bei sich auf, die, mit ihm, wie er sich ausdrückt, überzeugt waren, daß die Wissenschaften dem Adel keinen Eintrag thun und eine hohe Geburt nicht herunterwürdigen. Nach seiner Thronbesteigung berief der junge König Gelehrte, diesen und jenen. Er stellte die Akademie in Berlin wieder her. Er adoptirte das Wort, das Voltaire ihm zurief: „Berlin werde Athen!" Er mochte immerhin glauben, daß der Sand des neuen Athen kein Hindernis für dasselbe sei.

In späteren Jahren hob Friedrich namentlich dem Philosophen d'Alembert gegenüber mit allem Nachdrucke die Nothwendigkeit der Bildung auch des Volkes hervor. „Je älter man wird," sagt er, [2]) „desto mehr erwägt man den Nachtheil, den die vernachlässigte Erziehung der Tugend der menschlichen Gesellschaft zufügt. Ich wende alle meine Kräfte an diesem Misbrauche möglichst abzuhelfen. Ich verbessere die Bürgerschulen, die Universitäten, und sogar die Dorfschulen; aber es gehören dreißig Jahre dazu, um die Früchte davon zu sehen. Ich werde sie nicht genießen. Allein

1) Oeuv. XXI. 326. an Voltaire 10. Octbr. 1739. — 2) 6. Octbr. 1772.

ich werde mich damit trösten, daß ich meinem Vaterlande diesen ihm noch mangelnden Vorzug verschafft habe." Der König ist unermüdlich in der Erörterung dieses Gegenstandes seiner Sorge. Er nennt es das Steckenpferd seines Alters.

Es ist merkwürdig, daß dessen ungeachtet ein eifriger Anhänger und Verehrer des Königs, ein Mann, der alle Verhältnisse des preußischen Staates unter Friedrich II. genau kannte, dem für sein geschichtliches Werk über Friedrich II. die Briefe an d'Alembert nicht unbekannt haben bleiben können, dennoch in Betreff des Schulwesens und der Volkserziehung ein so ganz anderes Urtheil über Friedrich II. fällt, als der König selbst es gethan. „Der größte Vorwurf," sagt Dohm, [1] „der dem Könige Friedrich II. in Absicht der sittlichen Bildung seines Volkes gemacht werden kann, ist unstreitig der, daß er für die Erziehung der Jugend so wenig gethan hat. Daß diese, und gute Unterrichtsanstalten von höchster Wichtigkeit sind, und die aufmerksamste Beförderung der Regierung verdienen, darüber hat Friedrich sowohl in seinen Verordnungen, als in Schriften und Briefen sich mit solchem Nachdrucke erklärt, daß man an seiner Ueberzeugung von dieser Wahrheit nicht zweifeln kann. Allein er hat nicht dieser Ueberzeugung gemäß gehandelt. Die Schulen, besonders diejenigen für den Landmann, waren von der schlechtesten Beschaffenheit, und der König hat äußerst wenig, eigentlich gar nichts für sie gethan." Dohm sucht nach der Ursache, und glaubt sie gefunden zu haben. „Dieser Widerspruch," sagt er, „läßt sich nur daraus erklären, daß die geführten Kriege, die stete, fast alle seine Zeit wegnehmende Beschäftigung mit äußerer Politik, und mit der Ausbildung der Armee, ihm für diesen wichtigen Gegenstand gar keine Zeit übrig ließen. Auch nahmen andere Dinge von den Einkünften des Staates so viel weg, daß bei aller Sparsamkeit nicht so viel

---

1) Dohm IV. 439.

übrig zu bleiben schien, als nöthig war, um die Schulen gründlich zu verbessern."

Man sieht, Dohm hat in diesem seinem Versuche der Erklärung des Widerspruches den Gesichtspunkt etwas verschoben. Der König hat nicht bloß gesagt, daß er die Bildung der Jugend für zweckmäßig halte, daß er sie fördern wolle, daß er die Absicht habe dies zu thun. Er sagt vielmehr ganz bestimmt und ausdrücklich, daß er dies thue und gethan habe. Er fordert ganz bestimmt und ausdrücklich den Dank des Vaterlandes, weil es die Früchte seines Thuns ernte, die Früchte, die er selbst nicht mehr erblicken könne. In solcher Weise spricht sich der König zu dem Philosophen d'Alembert aus. Es bleibt mithin auch nach Dohms Versicherung, daß so viel wie nichts geschehen sei, die Frage übrig, ob denn nicht der König etwas gethan habe. Betrachten wir das Schulwesen seiner Zeit.

Die Mutter des eigentlichen Volksschulwesens ist die Kirche. Die lehrende Thätigkeit schloß sich eng und untrennbar an die gottesdienstliche an. Auf kirchlichem Boden wuchsen wie die Universitäten, so auch die niederen Schulen empor. Selbst auch diejenigen deutschen Universitäten, welche nach der Reformation gestiftet wurden, verdankten ihre Ausstattung dem alten Kirchengute, und verbanden sich innig mit dem neuen Kirchenthume. Ja es kommt sogar der merkwürdige Beweis des zähen Festhaltens der alten Tradition vor, daß der Herzog Albrecht, der Preußen säcularisirt hatte, für seine neue Universität in Königsberg die Bestätigung des Papstes sich erbat und erhielt. In gleicher Weise war es mit den Schulen für das Volk. Diese waren bei jeder größeren Kirche vorhanden vor der Reformation. Luther hob mit gewichtigem Nachdrucke die Nothwendigkeit der Erhaltung und Beförderung derselben hervor. Seine Wirksamkeit trug mächtig bei, daß die Reformation in Deutschland in dieser Beziehung einen so sehr verschiedenen Charakter von derjenigen in England an sich

trug. Was an Volksunterricht in England vor der Reformation vorhanden war, das fegte diese hinweg. In Deutschland war die Wirkung eine andere. In Folge der Reformation wurde ein Theil der ehemaligen Kirchengüter lediglich für die Zwecke des Unterrichtes verwendet.

Das also entstandene und beförderte Schulwesen fand der preußische König Friedrich II. vor. Die Wichtigkeit des Unterrichtes für das Volk leuchtete ihm ein. Schon unmittelbar nach dem zweiten schlesischen Kriege sprach er das inhaltsschwere Wort:[1]) „Keine Sorgfalt ist eines Gesetzgebers würdiger, als diejenige für die Erziehung der Jugend." Von praktischer Bedeutung scheint indessen dies Wort nicht geworden zu sein. Dann riefen Vorfälle des siebenjährigen Krieges in dem Könige den Wunsch einer besseren Volksbildung hervor.[2]) Die Unteroffiziere mußten lesen und schreiben können. Nun war man aber bei den märkischen und pommerschen Regimentern oft genöthigt diese Posten Ausländern anzuvertrauen, weil sich keine geeigneten Inländer fanden. In Sachsen dagegen erkannte Friedrich die Wirkungen eines besseren Volksunterrichtes. Ueberhaupt erschienen die sächsischen Bauern ihm gebildeter[3]) und gewandter, als diejenigen von Pommern und der Mark Brandenburg. Besonders lobte er die Altenburger Landleute als ordentlich und vernünftig. Er suchte von dort Lehrer zu gewinnen, und es gelang ihm acht derselben hinüber zu führen: vier für Hinterpommern und vier für die Kurmark. Diese acht sollten als Beispiele dienen und die anderen Lehrer unterrichten. Später begnügte der König sich mit dem Wunsche: wenn man von Sachsen her Schulmeister kriegen könnte, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut sein.

Der Gedanke war indessen einmal angeregt, und es erfolgte

---

1) Oeuv. I. 151. — 2) Mirabeau und Mauv. Bd. IV. 577. — 3) Dohm IV. 442. Oeuv. XXVII. 3. 255.

einige Monate nach dem Frieden das General-Schul-Reglement. Man hat dasselbe in neueren Zeiten oft gelobt. Es scheint dieses Lobes nicht unwürdig. Wichtiger jedoch ist die Frage, ob dasselbe eine bedeutende Wirksamkeit habe üben können. Dies ist deshalb nicht anzunehmen, weil man nicht sicher weiß, ob es überhaupt jemals in Kraft getreten sei.[1]) Es kam so sehr in Vergessenheit, daß ein langjähriges Mitglied des Ober-Schul-Collegii unter Friedrich II., der als Schriftsteller bekannte Büsching in seiner Charakteristik des Königs dieses Reglements nicht einmal erwähnt.

Der König dagegen faßte einen anderen Gedanken, der ihm nützlich erschien zur Erreichung zweier Zwecke auf einmal. Nach dem siebenjährigen Kriege durchschwärmten die Invaliden und Krüppel bettelnd die Länder.[2]) Zugleich forderte der Zustand der Schulen Aufhülfe. Der König gerieth auf den Einfall diese Aufhülfe zu bewirken durch Versorgung der Invaliden. Es war ein sonderbarer Gedanke solchen verdienten braven Männern dadurch ein ruhiges Alter sichern zu wollen, daß man ihnen die Bildung einer rohen Landjugend übertrug und dafür sie höchst schmal bezahlte. Und wiederum war es eine arge Zumuthung, daß die Eltern ihre Kinder einem Manne zum Unterrichte übergeben sollten, der als Soldat auf seinem Posten ehrlich und brav seine Pflicht gethan haben mochte, der indessen von der Möglichkeit anderer Anforderungen an seine Befähigung nie geträumt hatte. Allein der König wollte es nun einmal so. Dagegen blieben alle Vorstellungen der Behörden vergeblich, und die Sache ward ins Werk gerichtet. Hatte schon früher der König wahrnehmen müssen, daß seine Pommern und Märker mit den Sachsen nicht auf gleicher Stufe der geistigen Entwickelung ständen: so ist nicht anzu-

1) Preuß. III. 114. verneint es. Es ist abgedruckt bei Dohm a. a. O. — 2) Dohm IV. 445.

nehmen, daß sie nach solchen Maßregeln sich höher empor geschwungen haben werden.

Denn man sollte doch dies nicht außer Acht lassen. Eben so wie ursprünglich aller Volksunterricht in der Kirche wurzelt: so sind auch noch bis auf den heutigen Tag ungeachtet der Modificationen im Einzelnen auf deutschem Boden die Geistlichen und Volksschullehrer durchweg die Träger der Cultur des Volkes. Die Wirksamkeit der eigentlichen Männer der Wissenschaft und Kunst ist nur eine mittelbare, die für die Menge Bedeutung erst gewinnt durch die Theilnahme derer, welche unmittelbar und stetig, nicht auf die Hunderte, die Tausende, sondern auf die Millionen der Menschen wirken. Diese Bemerkung liegt so nahe, daß sie kaum der Erwähnung bedürfte, wenn sie nicht uns auf einen anderen Zweck führte, den aller Wahrscheinlichkeit nach der König Friedrich bei diesem seltsamen Verfahren gegen Wunsch und Willen aller Betheiligten verfolgte. Die Invaliden sollten die leicht entzündliche Jugend erfüllen mit den Erzählungen der Kriegesthaten, sollten in ihnen den Geist der Nacheiferung erwecken, sollten durch diesen Eifer der Jugend den unverkennbaren Widerwillen der Eltern gegen den Militärdienst abstumpfen.

Dagegen bedurften die Schulen und ihre Lehrer, die weniger durch den Unterricht, als durch irgend welchen Nebenerwerb ihren dürftigen Lebensunterhalt gewannen, einer Aufhülfe durch Geldmittel. Diese hat der König Friedrich II. nur selten gewährt. Er hat wohl einmal, wenn er dem Adel einer Provinz ein Darlehen zu geringem Zinsfuße, etwa zu 1 und 2 Prozent bewilligte, die Zinsen dieses Capitals zur Verbesserung der Einkünfte von Lehrstellen auf dem Lande angewiesen.[1]) Im Jahre 1772 nach der Theilung Polens nahm er einen noch stärkeren Anlauf. Es war um dieselbe Zeit, als er zu d'Alembert über seine Thätigkeit auf diesem

1) Preuß. III. 117.

Felde redete. Er setzte damals ein Capital von 200,000 Thaler aus. Für diese Summe sollten Landgüter, und zwar nach ausdrücklicher Vorschrift des Königs aus katholischen Händen angekauft werden. Der jährliche Ertrag, den der König auf 10,000 Thaler anschlug, sollte dazu dienen 187 Schulmeister in Westpreußen anzusetzen. Rechnen wir, daß diese Summe wirklich aufgebracht und verwendet wurde: so ergibt sich, daß diese 187 Schulmeister mit einem Durchschnittseinkommen von je 53½ Thaler jährlich in gesammter Zahl gerade die Hälfte dessen kosteten, was der eine französische Blutsauger de la Haye de Launay jährlich auf besonderen Befehl des Königs zog. Für den Gehalt dieses einen Mannes, den im preußischen Staate Niemand für nothwendig erachtete, als der König selbst, hätte Friedrich nach seiner Art zu verfahren, zwei seiner Provinzen mit Volksschullehrern ausstatten können. Von einer anderen, irgendwie erklecklichen Fürsorge des Königs für das Volksschulwesen ist nichts berichtet.

Der König hat ferner oft mit scharfen Zügen den Zustand der Gymnasien und Universitäten charakterisirt, so weit er denselben kannte. Jene, meint er, stopfen den Kopf mit Kenntnissen voll und bilden nicht das Urtheil. Auf den Universitäten herrscht Ungeschliffenheit und Rohheit. Die deutschen Gelehrten sind Handwerker, die Franzosen sind Künstler. Der König ist reich an derartigen Vorwürfen und Schilderungen.

Angenommen auch, diese Ausdrücke seien alle völlig so wahr, wie der König sie spricht: wem denn vor Allen hätte es nahe gelegen, nach Maßgabe seiner Kräfte dazu beizutragen, daß seine Nation der französischen ebenbürtig würde, als einem Könige, der so lebhaft diese Mängel erkannte? —

So scheint es. Aber selbst abgesehen davon, daß Friedrich II. alles Geld seines Staates für sein Heer und seine Kriegsrüstung bedurfte, gab es noch andere wesentliche Hindernisse. Es hat große Regenten gegeben, welche mit weit hinausschauendem Blicke die

Grundlagen einer neuen Cultur legten. Also der Kaiser Karl, also Alfred der Große von England. Aber diese beiden Männer standen dabei in doppelter Beziehung auf einem festen Boden. Sie gehörten ihrer Kirche an und ihrer Nation. Sie gründeten ihre Schöpfungen Hand in Hand mit jenem Institute, und zugleich erfüllt von dem lebendigen Bewußtsein, daß sie ihrem eigenen Volke nicht etwas Fremdes, ihm Widerwärtiges zumutheten. Karl war ein Franke, Alfred ein Angelsachse. Sie blieben es. Friedrich war nur von Geburt ein Deutscher. Er war Philosoph nach Voltaire und Franzose. Er selbst mußte fühlen, daß seinem innersten Wesen die constitutiven Elemente zur Schaffung neuer Culturinstitute, oder auch zur Umbildung der vorhandenen auf deutschem Boden abgingen. Wir wissen nicht, ob er jemals sich mit solchen Gedanken der Neubegründung beschäftigt. Wenn er es gethan: so mußte ein unbestimmtes Etwas ihm sagen, daß seine etwaigen Institute sehr kurzlebig sein würden, weil sie nicht anders als im Widerspruch stehen konnten mit den Gefühlen der Nation. Wir reden selbstverständlich nicht von der nation prussienne, die nicht existirt, sondern von der deutschen. Es gab preußische Eroberungen, ein preußisches Heer u. s. w.; aber es gab nicht eine preußische Cultur, sondern eine deutsche.

Es war jedoch eine wissenschaftliche Anstalt, deren der König so sehr sich annahm, daß seine Sorgfalt für dieselbe immerhin als eine Neuschöpfung betrachtet werden darf. Dieselbe stand demgemäß außer allem Zusammenhange mit Kirche und Nation. Es war die Akademie zu Berlin, die dem Könige deshalb persönlich besonders am Herzen lag, weil er seine eigenen Geistesprodukte dort zuerst in die Welt treten ließ. Nach seiner Thronbesteigung berief Friedrich sofort den Franzosen Maupertuis, der sich einen berühmten Namen gemacht hatte durch die Gradmessung in Lappland zur Bestimmung der sphäroidischen Gestalt der Erde. „Kommen Sie," rief er diesem zu, „um der Akademie die Gestalt zu geben, welche

Sie allein ihr zu geben vermögen. Kommen Sie, um diesem Wildling das Pfropfreis der Wissenschaften einzuimpfen, damit es gedeihe."[1]) Es gedieh indessen nicht sehr. Maupertuis berichtet im Jahre 1746: „Ich kann nichts ausrichten ohne meine Bestallung. Ich fühle die Schwierigkeit meine Stelle auszufüllen und den Wetteifer unter Leuten der Wissenschaft anzuregen, die regiert werden durch Staatsminister und Generale der Armee, welche durch ihre Titel über alle Uebrigen erhaben sind. Ich habe in der Akademie der Wissenschaften (zu Paris) oft den Vorsitz geführt vor Herzögen und Ministern; allein in Frankreich hatten der Geschmack der Nation für die Wissenschaft, und vielleicht eine Art Glück mir eine gewisse Beachtung verliehen, welche ich hier unmöglich finden kann, wenn nicht Ew. Majestät mir dieselbe geben. Die Wissenschaften sind hier zu Lande in einem Zustande der Erniedrigung, den das Reglement der Akademie selbst ankündigt. Man kann bis jetzt hier sagen, was Fontenelle von der gothischen Zeit Frankreichs sagt, wo es noch nicht entschieden war, ob nicht die Wissenschaften den Mann von Stande herabwürdigten." In Folge dessen ließ der König dem Maupertuis das gewünschte Patent als Präsident ausfertigen. Man sieht, wie das alles das soldatische Gepräge an sich trug. Maupertuis war wie der Hauptmann einer Compagnie. Als solcher hatte er auch die Verwaltung der Gelder der Akademie zu besorgen. Es bedurfte seiner dringenden Bitte, bis der König ihm das abnahm.

Die Sprache der Akademie war französisch, und der König Friedrich II. war darin französischer als Maupertuis. Die deutschen Gelehrten, welche Mitglieder der Akademie waren, beklagten sich, daß ihre Schriften zum Zwecke der Herausgabe erst ins Französische übertragen wurden. Auf die dringende Verwendung des Maupertuis erhielten sie die Erlaubnis, daß ihre Schriften fortan

1) Oeuv. XVI. 335. ff.

auch lateinisch gedruckt werden durften. Von der deutschen Sprache war selbstverständlich nicht die Rede. Maupertuis hat niemals ein Wort der Sprache des Landes verstanden, in welchem er den Wissenschaften vorgesetzt war. Es ist das ein ähnliches Verhältnis, wie mit dem Generalregisseur der Regie de la Haye de Launay. Es dürfte fraglich sein, ob jemals ein König die Nation, welcher er durch seine Geburt angehörte, in dieser Beziehung so tief erniedrigt hat, wie Friedrich II. die seinige. Wir reden selbstverständlich auch hier nicht von einer nation Prussienne, welche dieser König erfand, sondern von der deutschen Nation, welcher die Brandenburger und die anderen Unterthanen Friedrichs II. als Glieder angehörten.

Auf den Vorschlag des Franzosen d'Alembert [1]) stellte der König dieser Akademie die Preisfrage, die ihn selbst so oft und so lebhaft beschäftigte: „Ist es nützlich das Volk zu hintergehen, sei es durch Verleitung zu neuen Irrthümern, oder durch Bestärkung in denjenigen, welche es schon hat?" Man hat bedauert, daß nicht die Gelehrten diese Gelegenheit ergriffen, um sich nachdrücklich über diese Fragen auszusprechen. Theils mochten diese Gelehrten an die Thore von Spandau denken, theils aber auch haben sie durch den Bestand dieser Akademie selbst die Antwort praktisch gegeben. Der König nämlich hatte der Akademie als Hauptquelle des Einkommens, von welchem Maupertuis und die anderen Männer der Wissenschaft lebten, das Verlagsrecht des Kalenders angewiesen. [2]) Bei schwerer Geldbuße war jedem anderen Menschen der Verlag und Verkauf eines Kalenders untersagt. Jeder neue Landgewinn des Königs war in gleicher Weise ein Gewinn für die Akademie, weil er dem Privilegium derselben eine weitere Ausdehnung verlieh. Es kommt für uns auf die Beschaffenheit dieses Kalenders an. Das Volk hangt am Alten und liebt das Hergebrachte. Hergebracht

1) d'Alembert an den König 22. Septbr. 1777. — 2) Oeuv. XX. 209.

war in den Kalendern astrologischer und ähnlicher Aberglauben aller Art. Es ward darin mit rothen Lettern gedruckt, welche Tage gut seien zum Aderlassen, Schröpfen, Kinder entwöhnen, Holz fällen und was mehr dahin gehört. Dieselben Männer der Wissenschaft, die nach dem Vorgange ihres Königs allen möglichen Eifer entwickelten im Deklamiren gegen die Finsternis des Mittelalters, von welchem sie sehr wenig wußten, fanden es ganz in der Ordnung, daß sie im Zeitalter der Philosophie ihren eigenen Lebensunterhalt zogen von dem kindischen Aberglauben des Volkes.

Im Jahre 1779 jedoch schlug ihnen das Gewissen. Der Kalender erschien ohne rothe Buchstaben. Die Akademie verkündete im hohen Tone: sie könne nicht länger mehr zusehen [1]) — ein seltsamer Ausdruck für das was man selber thut — daß der gemeine unwissende Mann durch ungegründete Wetterprophezeiungen, durch Anzeige der Tage, die man ehedem zum Aderlassen, Schröpfen u. s. w. für vorzüglich gut gehalten, und durch mehr albernes Zeug hinters Licht geführt werde. Die Akademie hat also befohlen, daß all dieses unnütze Zeug künftig aus ihren Kalendern weggelassen werden soll. Dagegen will sie statt dessen nützliche und angenehme Sachen zum Unterrichte des Bürgers und des Landmannes einrücken.

Mit unwilligem Erstaunen sah das Volk den Kalender ohne die rothen Buchstaben. Es wollte ihn nicht kaufen. Die armen Akademiker mußten ihren Anlauf zur Offenherzigkeit und Wahrheit mit der Hälfte ihrer Einnahme bezahlen. Das war gar zu hart und bitter. Sollten sie die Märtyrer sein? Lieber kehrten die Philosophen um von diesem unpraktischen Wege. Im nächsten Jahre erschien der Kalender wieder mit der alten wohlbekannten Mischung von Schwarz und Roth. Er zeigte wieder an, wann gut Haarabschneiden, gut Purgiren, bös Arznei brauchen, gut

---

1) Preuß. III. 242.

Brechen, gut Schwitzen u. s. w. sei. Der Absatz stieg sofort wieder zu der vorigen Höhe, und die Besoldungen der Akademiker waren hergestellt.

Demgemäß erhielt sich in den preußischen Volkskalendern der ungereimteste Aberglaube und die für die Gesundheit der Menschen schädlichsten Vorurtheile länger,[1]) als in den Kalendern anderer deutschen Länder, welche nicht unter den Augen und mit Vollmacht der Gelehrtenvereine verfaßt wurden. Mithin war der praktische Beweis, ob es nützlich sei das Volk zu täuschen, von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin unwiderleglich geführt. Daß eben dieselbe Akademie bei allem Eifer gegen das, was sie im Vereine mit dem Könige, und nach seinem Willen Fanatismus nannte, für die Bildung derjenigen Deutschen, welche dem Könige von Preußen gehorchten, nur schädlich gewirkt haben könne, dürfte kaum bezweifelt werden.

Dennoch nahm der König Friedrich für sich Verdienste in Anspruch auf vielen Gebieten der menschlichen Cultur. Er selbst datirt von sich eine Art neuer Civilisation. „Ich habe," sagt er,[2]) „in meinem Lande die Reste der wilden Gebräuche unserer alten Vorfahren abgeschafft." Hatten denn jemals diese Vorfahren ein Werbesystem und eine Heereseinrichtung wie diejenige des Königs von Preußen, eine Monopolwuth wie die seinige mit der Kehrseite des Schleichhandels, ein Steuerwesen nach Art der Regie gekannt, oder die Möglichkeit einer solcher Misregierung mit den unzähligen Förderungen der Immoralität auch nur zu ahnen vermocht? Aber freilich, Industrie und Handel, Wissenschaften und Künste waren nach der Meinung des Königs sein Werk. „Die Baukunst," sagt er,[3]) „datirt bei uns seit 1740." Voran nennt er dann das Schloß und das Zeughaus von Berlin. Doch ermäßigt er dies eigene Lob. „Es sind keine Werke von Athen und Rom," meint

1) Dohm IV. 457. — 2) Oeuv. XX. 258. — 3) Oeuv. II. 39.

er, „aber doch weit vorzuziehen den gothischen Gebäuden unserer Vorfahren.“ Derselbe König, der diese Worte schrieb, erwarb im Jahre 1772 bei der Theilung Polens auch das Schloß Marienburg. Er bestimmte dasselbe zu einem Zuchthause. Dahin kam es nicht: man richtete es zur Kaserne ein. Am 11. Septbr. 1779 machte der König den großen Remter zum Exercierhause, und theilte den Rittersaal in acht Colonistenwohnungen ein.

Wir halten den Vergleich fest, den der König selbst gemacht. Wie sein Zeughaus und sein Schloß in Berlin als Werke der Baukunst sich verhalten zu dem Remter von Marienburg: so verhalten sich die Ideen, nach welchen er seine Welt um sich gestaltete, sein persönliches Gepräge allem aufdrückte, was um ihn war auf deutschem Boden, zu den Ideen der Zeit, welche in den Denkmälern der gothischen Baukunst ihr Walten ausgeprägt hat.

Jegliche Unterstützung deutscher Wissenschaft hat der König von sich gewiesen. Man darf nicht einmal sagen, daß sein Heer und sein Kriegesschatz so sehr alles verschlungen haben; denn er fand doch Mittel Pariser Philosophen Pensionen zu geben. Selbst Bitten geringfügiger Art fanden bei ihm kein Gehör. Der bekannten Dichterin Karsch sandte er auf ihre Bitte um Unterstützung zwei Thaler. Die Frau schickte das Geld zurück. Aehnlich verhielt es sich mit der eigentlichen Wissenschaft. Ein Arzt Bloch in Berlin wollte 1781 eine wissenschaftliche Arbeit über Fische herausgeben,[1]) und bat um Einsendung seltener Exemplare durch die Kriegs- und Domänenkammern. Nicht das Abschlagen des Königs hat für uns Interesse, sondern die Motive des Abschlagens. „Es ist nicht nöthig,“ sagt er, „von den Kammern eine solche Liste einzufordern. Denn das wissen sie hier schon allerwegs, was es im Lande für Fische gibt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten, ausgenommen in Glatz. Da ist eine Art von Fischen, die

---

1) Oeuv. XXVII. 3. gegen Ende.

man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen. Die hat man weiter nicht. Sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Davon ein Buch zu machen, würde unnöthig sein; denn kein Mensch würde ein solches kaufen."

Schärfer und schneidiger noch urtheilt der König als Selbstherrscher auf allen Gebieten über die Bestrebungen des Professors Müller für die Kenntnis der mittelalterlichen Poesie. Er antwortet demselben 1784 auf die Einsendung eines Exemplars des Nibelungenliedes: „Ihr urtheilet viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13., 14. Säkulo, deren Druck ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache für so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage aber verspricht demselben nicht euer sonst gnädiger König."

Friedrich hat sein Lebelang die Kenntnisnahme der deutschen Poesie und Literatur von sich abgewehrt. Er wies sie zurück, auch da wo sie ihm dargeboten, ihm empfohlen wurden. Aber diese Literatur wuchs empor auch ohne ihn, mächtig und gewaltig. Es regte sich in ihr der entschiedene Gegensatz gegen den gallischen Geschmack des Königs. Er konnte nicht umhin: er mußte Kenntnis davon nehmen, daß sie empor wuchs, auch wider seinen Willen. Er, der diese deutsche Literatur nicht hatte kennen lernen wollen, ergriff die Feder, um seinen Unmuth über sie auszulassen, indem er die Schilderung aus den Erinnerungen seiner Jugend nimmt und diese karrikirt. Und dennoch ist es merkwürdig, wie auch er sich dem Wesen des neuen Geistes nicht verschließen konnte, wie auch er bei aller seiner Abneigung das Nahen besserer Zeiten ahnt.

Das Verhältnis ist seltsam. Ein König in Deutschland schreibt über die deutsche Literatur. Er schreibt in französischer Sprache, weil er nicht deutsch schreiben kann. Ob er auch damals das kannte, worüber er schreibt, ist eine Frage, die sich nur aus seiner eigenen Schrift beantworten läßt.[1])

Der König rühmt die Griechen, deren Theologen und Geschichtschreiber in harmonievoller Rede als Dichter die Menge lehrten. Er ergießt ein ähnliches Lob über die Römer, die schönen Geister, welche das Zeitalter des August verherrlichten. Er geht zu Deutschland über. Ich weise alle Vorurtheile ab, sagt er, nur die Wahrheit soll meinen Geist erleuchten. Was also findet er? Eine halbbarbarische Sprache, in eben so viele verschiedene Dialekte getheilt, als Deutschland Provinzen zählt. Jeder Kreis des deutschen Reiches lebt in der festen Ueberzeugung, daß sein Kauderwelsch das beste sei. Nirgends sieht man eine Sammlung, welche etwa die nationale Sanction empfangen, eine Auswahl von Worten und Phrasen, welche die Reinheit der Sprache constituirte. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg nicht verständlich, und der Stil der Oestreicher erscheint dunkel in Sachsen. Es ist also physisch unmöglich, daß ein Schriftsteller, und wäre er mit dem reichsten Geiste begabt, diese rohe Sprache in überlegener Weise handhaben könnte. Wenn man fordert, daß Phidias eine Venus von Gnidus bilde: so gebe man ihm makellosen Marmor und scharfen Meißel. Nur dann kann es gelingen. Was ist ein Künstler ohne Werkzeug? —

Also der König. Und eine solche Schrift voll solcher Unkenntnis, als wenn in Wahrheit ein Franzose sie gemacht, ließ der König, um den Nutzen derselben zu verbreiten, zugleich französisch und deutsch erscheinen! Dohm übersetzte sie.[2])

Damals hatte Lessing längst dargethan, daß nicht bloß an Reichthum, sondern auch an Reinheit und Klarheit keine lebende

1) Oeuv. VII. 91. — 2) Dohm I. 257.

Sprache der deutschen sich vergleichen dürfe. Längst hatte Lessing bewiesen, wie selbst die Erörterung abstruser theologischer Fragen in der Hand des Meisters also sich ordnet und glättet, daß der Inhalt unsterblich wird durch die kunstgerechte Form. Aber freilich, das wußte König Friedrich nicht.

Man sagt mir, fährt der König fort, daß auch Griechenland und Italien eine Vielheit von Dialekten besaßen und besitzen. Das ist wahr. Aber die Dichter, die Redner, die Geschichtschreiber stellten die Sprache fest durch ihre Werke. Die Menge ahmte das schweigend nach und erkannte sie an.

Und nun in Deutschland? Ich höre ein Kauderwelsch ohne Zier und Schmuck, welches ein Jeder handhabt nach seiner Laune. Die Ausdrücke werden angewandt ohne Wahl. Die eigentlichen, die treffenden Ausdrücke werden vernachlässigt. Der Sinn der Dinge geht unter in einem Meere von Beiworten. Ich suche unseren Homer, Virgil, Anakreon, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thucydides und Livius. Ich finde von dem Allen nichts. Sein wir also aufrichtig und geben wir zu, daß bislang die schönen Wissenschaften auf unserem Boden nicht gedeihen. Deutschland hat Philosophen, welche den Vergleich mit den Alten wagen dürfen, welche die letzteren in mancher Hinsicht übertreffen: in den schönen Wissenschaften sind wir arm. Alles was ich zugestehen kann, ohne mich zu einem niedrigen Schmeichler meiner Landsleute zu machen, ist, daß wir in dem kleinen Genre der Fabel einen Gellert haben, der sich neben Phädrus und Aesop stellen kann. Die Poesie des Canitz ist erträglich, weil er in schwacher Weise den Horaz nachzuahmen sucht, jedoch nicht wegen seiner Diction. Auch Gesners Idyllen will ich nicht vergessen. Unter den Historikern finde ich nur Mascov, den ich als den wenigst mangelhaften nennen könnte. Haben wir Redner? Ich kenne nur einen, Quandt in Königsberg; allein ich muß zu unserer Schande hinzufügen, daß sein Verdienst weder anerkannt, noch gefeiert worden ist. Ich könnte diesem

Namen noch einen anderen hinzufügen, der mir entfallen ist. Er hat Verse ohne Reime gemacht, in welchen Daktylen und Spondeen wechseln. Mein Ohr ward überrascht durch die klangvollen Töne, deren ich unsere Sprache nicht fähig gehalten habe. Ich wage zu behaupten, daß diese Art der Dichtkunst für unsere Sprache am besten sich eignet, und dem Reime weit vorzuziehen ist.

Der König führt andere jetzt verschollene poetische Stücke an, die ihm gefallen haben. Man fühlt herdurch, wie doch auch ihn das Wehen eines neuen Geistes berührt hat. Er schwankt, ob er anerkennen solle oder nicht. Er forscht nach den Ursachen, wegen deren die Deutschen zurückgeblieben sind. Er findet als wesentliches Hindernis die Kriege, und es entfährt ihm das für ihn bemerkenswerthe Wort: „Deshalb muß man nicht der geistigen Befähigung der Nation das zuschreiben."

Hätte dieser französirte König auf deutschem Boden doch nur einmal in solcher Weise sich den Pariser Philosophen gegenüber geäußert! Es würde das wenigstens zur Milderung des Ueberdrusses dienen, mit welchem wir nun in seinen Briefen an die französischen Schwätzer von Anfang bis zu Ende die Entschuldigung lesen, daß er nur ein Deutscher, nur einer von jenen Menschen sei, denen der Pater Bouhours mit vollem Rechte den esprit absprechе. 1)

Ja, er erkennt nun sogar an: der nationale Geschmack ist so entschieden für alles, was unser Vaterland verherrlichen kann, daß augenscheinlich die Musen auch uns einmal in den Tempel des Ruhmes einführen werden.

Doch erörtert er die Hindernisse. Sie sind ihm der Mangel an Klarheit des Ausdruckes, der Mangel an guten Studien. Um den Vorwurf der Pedanterie zu vermeiden, sagt Friedrich, lernt man die alten Sprachen nicht mehr. Die Jugend lernt nicht mehr griechisch, und wenige lernen ordentlich latein. Die Lehrer sind

---

1) Oeuv. XXI. 180. 28. März 1738. — an d'Alembert 15. Mai 1774.

Pedanten. Und dann nimmt er die Beispiele deutscher Geschmacklosigkeit aus seinen Kinderjahren, aus der ekelhaften Schweifwedelei hungriger Gelegenheitsdichter: „Ihre Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit." Ist es denn Recht nach solchen Leistungen eines einzelnen Professors den Geschmack beurtheilen zu wollen?

Allein Friedrich spricht auch noch seiner Zeit, seiner Gegenwart den Geschmack ab. Er wendet sich an seinen Minister, den Grafen Herzberg. „Um sich von dem geringen Geschmacke zu überzeugen, der bis auf unsere Tage in Deutschland herrscht," spricht der König zu dem Minister, „haben Sie nur die öffentlichen Theater zu besuchen. Sie sehen dort die abscheulichen Stücke von Shakespeare in unsere Sprache übersetzt, und das ganze Auditorium ist außer sich vor Freude beim Anhören dieser lächerlichen Possen, die der Wilden von Canada würdig sind. So bezeichne ich sie, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstoßen, die doch nicht willkürlich sind, namentlich gegen die drei Einheiten. Immerhin kann man es Shakespeare verzeihen; denn der Anfang der Kunst ist nicht ihre Vollendung. Aber da ist nun gar ein Götz von Berlichingen auf der Scene, eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Begeisterung die Wiederholung dieser ekelhaften Plattheiten. Ueber den Geschmack soll man nicht streiten. Aber diejenigen, welche eben so viel Vergnügen an Seiltänzern und Marionetten finden, wie an Tragödien von Racine, gehen nur darauf aus die Zeit zu tödten."

Und bei alle dem übt auf diesen tadelnden König die geistige Regsamkeit, welche immer stärker die Nation zu durchzucken begann, ihre unausbleibliche Wirkung, bis der Tadler zum Propheten wird. „Uebrigens," sagt er, „übertreffen diejenigen, welche zuletzt kommen, manchmal ihre Vorgänger. Das kann uns eher widerfahren, als man es glaubt, wenn die Souveräne Geschmack haben für die

Wissenschaft, wenn sie diejenigen ermuthigen, die ihnen sich widmen, diejenigen loben und belohnen, welche Erfolg darin haben. Wenn wir unsere Medicis haben: so werden wir Talente aufsprossen sehen. Auguste machen Virgile. Wir werden unsere Classiker haben. Ein Jeder wird sie lesen wollen. Unsere Nachbaren werden deutsch lernen. Die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß sich unsere gebildete und vervollkommnete Sprache vermöge unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum anderen ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen: aber sie nahen heran. Ich kündige sie an. Sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht mehr sehen. Mein Alter untersagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses. Ich sehe das gelobte Land; aber ich werde nicht hineinkommen."

Der prophezeiende Schluß steht in seltsamem Widerspruche mit dem Tadel des Aufsatzes selbst. War es neben der unvermeidlichen Anerkennung das Gefühl des eigenen Unrechtes, welches den König nach seiner Selbstvertheidigung überkommt? Denn in Wahrheit ist sein Aufsatz eine Art von Selbstvertheidigung, daß er nichts für deutsche Wissenschaft und Kunst gethan.

Wir unsererseits verargen es ihm nicht. Wenn der preußische König Friedrich sich um deutsche Wissenschaft, um deutsche Kunst bemüht hätte: so möchte in irgend einer Weise diese Gunst nachtheilige Einwirkungen hinterlassen haben. Nicht umsonst war Mäcenas der Gönner und Freund des Horaz. Dem ist nicht so. Keinem der großen Dichter jener Zeit lag es nahe ein Wort zum Lobe des Mannes zu singen, der auf die Existenz der deutschen Nation den schwersten aller Streiche geführt, der politisch sie zerspalten und in diesen Spalt immer wieder aufs neue die Keile von Blut getrieben hatte. Was hätte auch ein deutscher Dichter aus jener Zeit, die noch das furchtbare Walten seiner Regierung vor Augen hatte, und noch nicht sich ein Bild von ihm ausmalte

nach eigener Phantasie und ohne historischen Boden, zum Lobe dieses Mannes sagen können oder mögen? Vielleicht das Wort von Göthe, daß erst mit Friedrichs II. Thaten im siebenjährigen Kriege ein wahrer Inhalt in die deutsche Poesie gekommen sei? In Wahrheit scheint uns dies Wort des großen Dichters über den König nicht Stoff zu bieten für den vielen Verbrauch, den man davon gemacht. Denn Friedrichs Absicht und Wunsch war das nicht. Er kümmerte sich nicht darum.

Friedrich II. selbst hat, wenn auch nicht von unserem deutsch-nationalen Gesichtspunkte aus, doch in ähnlichem Sinne sich ausgesprochen. Der Franzose Mirabeau [1]) wagte dem Könige gegenüber sein Bedauern auszusprechen, daß Friedrich der deutschen Literatur eine solche Gleichgültigkeit bewiesen. „Warum ist der Cäsar der Deutschen," fragte ihn Mirabeau, „nicht auch ihr August geworden? Warum hat Friedrich der Große sich nicht die Mühe nehmen wollen sich an dem Ruhme der zu seiner Zeit bewirkten Revolution in der Literatur zu betheiligen, sie durch sein Genie, seine Macht zu beschleunigen und furchtbar zu machen?" — „Was hätte ich aber," erwiederte Friedrich, „zum Besten der deutschen Gelehrten wohl thun können, das so vortheilhaft für sie gewesen wäre, als der Umstand, daß ich gar nicht an sie dachte und ihre Bücher nicht las?" —

Also verhält sich in Wahrheit die Sache, und zwar in höherem Maße, als der König es selber sagt und meint. Seine Gunst für das Franzosenthum war negativ ein Glück für die Deutschen. Sie reizte zu Widerspruch und Widerstreben. Klopstocks Ruf zur Einkehr in das deutsche Vaterland fand Widerhall an allen Orten. „Man that alles, um sich vor dem Könige bemerkbar zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur um beachtet zu werden; aber man that es auf deutsche Weise nach innerer Ueber-

---

1) Mir. u. Mauv. I. 166.

zeugung. Man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dies deutsche Recht anerkennen und schätzen sollte." 1)

Der König that es nicht. Allein daß er es nicht that, hemmte den Zug der Geister nicht. Die neue Literatur entwickelte sich ohne ihn, und mittelbar gegen ihn. Deutscher Geist und deutsches Leben verdankt also dem Könige einen Anstoß zur Förderung, ohne Zweifel, nämlich die Förderung des Widerspruches gegen ihn. Diese Anerkennung ist berechtigt; aber ein Ruhm irgend welcher Art scheint daraus eben so wenig zu folgen, wie ein Verdienst irgend welcher Art in der göttlichen Weltordnung für jene „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

---

1) Göthe: Dichtung u. Wahrheit. Theil II. S. 106.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Wir haben das Leben des merkwürdigen Mannes betrachtet nach verschiedenen Seiten. Wir haben gesehen, wie in dem jungen Manne, der früh sich gelöst von allen Banden menschlicher Pietät, die Gier des Ruhmes emporstieg, wie er diesem Götzen zu Liebe gegen Wunsch und Willen aller und eines jeden einzelnen seiner Unterthanen sich auf das deutsche Nachbarland stürzte, um im Vertrauen auf die Hülfe der Franzosen die unvorbereitete Tochter seines Wohlthäters zu berauben. Wir haben gesehen, wie der Erfolg mit ihm war, wie dieser eine erste Schritt entschied über seine Lebensrichtung, über das Glück seiner Unterthanen, über die Schicksale der deutschen Nation. Seine Seele war fortan erfüllt von Haß und Erbitterung gegen die, welche er beleidigt hatte, und dürstete nach neuem Kriege gegen sie. Nur so lange vergönnte er Ruhe, bis sein Kriegsschatz wieder den nöthigen Vorrath an Gelde zu enthalten schien. Dann brach er los. Wie es im Jahre 1740 geschehen, so geschah es abermals 1744, 1756, 1778. Friedrich hat keinen Krieg geführt, als den er selber wollte, und nur auf Kosten der deutschen Nation und des deutschen Vaterlandes. Bis auf ihn konnte noch das Oberhaupt des Reiches die deutschen Völker von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee in die Waffen rufen gegen den gemeinsamen Feind in Ost und West. Erst durch Friedrich trat die bedeutungsvolle Wendung ein, daß er und die-

jenigen, die seinem Willen gehorchen mußten, dem Fremden sich zu Dienste erboten gegen die alten Bande der deutschen Nation: si les as nous viennent, nous partagerons. Erst seit ihm fand die von Osten oder Westen gegen die deutsche Nation herandringende Macht nicht mehr zufällig einmal, sondern in jedem Falle und gewis die deutsche Nation in zwei Heerlager zerspalten.

Alle Maßregeln des Königs im Innern seiner Länder waren nur berechnet auf den einen großen Zweck: Geld zusammen zu bringen zum Kriege gegen Oestreich. Daraus entsprang der unsägliche Druck, die unsägliche Bevormundung, das Auspressen und Ausdrücken bis zur völligen Trockenheit. Der König verglich seine Thätigkeit mit derjenigen der Ameisen, die im Sommer sammeln, was sie im Winter verzehren. Aber es war das ein großer Unterschied. Die Ameisen sammeln ein nur durch Fleiß und Thätigkeit. Friedrich lähmte den Fleiß und die Thätigkeit seiner Unterthanen durch seine unzähligen Verbote. Seine Zölle, seine Monopole trieben den Fleiß und die Thätigkeit vieler seiner Unterthanen auf die verderblichen Bahnen des Schleichhandels, des Luges und des Truges, in die Schule aller Laster.

Wußte der König nichts von dem traurigen Zustande, in welchem sich die unendliche Mehrzahl seiner Unterthanen befand? Es ist nicht anzunehmen, daß seitdem der Finanzrath Ursinus in Spandau die Karre schob, ferner noch, wie der König sich ausdrückte, die Canaille in der Insubordination verharrt hätte eine andere Meinung aussprechen zu wollen als er. Sie schwieg. Nur einer durfte seine Stimme erheben. Es war der Minister Herzberg. Er redete in der Akademie der Wissenschaften vor den gelehrten Häuptern, die von dem Aberglauben des armen Volkes täglich aßen und tranken, über das blühende Glück dieses Landes, und die gelehrten Häupter winkten Beifall dem Minister, der seinerseits aß und trank von dem Aberglauben des Königs. Beide Theile waren bemüht diesem so nützlichen, so ersprießlichen Aberglauben stets

neue Nahrung zuzuführen. Darum redete Herzberg in der Akademie der Wissenschaften nicht, wie die Dinge in Wahrheit lagen, sondern wie sie gelegen haben würden, wenn das System des Königs, statt von Grund aus verderblich zu sein, in Wahrheit nützlich und heilbringend gewesen wäre.

Am letzten Geburtstage des Königs, dem 24. Januar 1786, berichtete Herzberg in dieser Akademie: „Das Reich ist im blühenden Zustande, ohne Vermehrung der Lasten, mit wohlbezahltem Civil- und Militär-Etat, mit angefülltem Schatze, frei von allen Schulden. Das Geld hat sich so vermehrt, daß die Zinsen von 6 auf 4 Prozent gefallen sind, ja auf 2½, da die Bank nicht mehr zahlt. Der Preis der liegenden Gründe ist gestiegen. Die Fabriken sind in blühendem Zustande: sie verfertigen im Jahre für mehr als 30 Mill. Thaler Arbeit. Der Handel hat nicht nur die Bilanz für sich, sondern liefert einen sehr ansehnlichen Ueberschuß an Gelde. Endlich lebt das gemeine Volk und der Landmann im Wohlstande, indem der König jährlich mehr als 3 Mill. Thaler als Geschenk hergibt. Ein jeder kann aus diesem glücklichen und wahren Bilde, das seine Augen ihm bestätigen, urtheilen, wie irrig die Schilderung der Verheerung und des Elendes ist, welche man an die Stelle zu setzen gewagt hat."

Also man hatte es doch gewagt! Wir haben uns mithin nach einer solchen Schilderung umzusehen, nicht wie wir sie in unserer Zeit entwerfen würden, sondern wie sie damals, ein Jahr später entworfen worden ist. [1])

„Eine ungeheuer große Menge von Menschen aus allen Ständen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, Jung und Alt, Ausländer und Inländer laufen im Lande umher, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, erbitten, erbetteln, erbeten, ertrotzen, erschimpfen, erdrohen, erstehlen sich den nöthigen

---

1) Berliner Monatsschrift von 1787. 1 Stück.

Lebensunterhalt. Krüppel, Lahme, kleine oder kranke Kinder ꝛc. werden von gesunden und starken Menschen, die mit ihnen verwandt sind, oder sich zu ihnen gesellt haben, geführt, getragen, geschleppt, oder auf Schubkarren umher gefahren. Ein sehr großer Theil dieser Menschen besteht aus abgedankten Soldaten, die mitunter auf ihren König und das Vaterland schimpfen, daß sie, nachdem wie sie sagen, ihre Haut und ihre Knochen zu Markte getragen haben, nunmehr darben und betteln müssen, ferner aus Soldatenweibern und Soldatenkindern. Die Menge dieser umher streifenden Menschen und ihr Ueberlauf ist so groß, daß durch ein Dorf, zumal wenn es an der Landstraße liegt, zuweilen dreißig bis vierzig und noch mehr tagtäglich durchpassiren, und von Haus zu Haus, oder dahin gehen wo sie etwas zu erhalten hoffen oder wissen, und dort um ein Almosen ansuchen. Man muß bedenken, daß die nämlichen Leute nicht zu oft in einem und demselben Orte wieder erscheinen, und dann kann man sich einigen Begriff von ihrer Anzahl machen. Manche kommen alle Jahre nur einmal in eine Gegend, andere noch seltener, nachdem der Kreis ihrer Wanderschaft größer oder kleiner ist."

Der Verfasser desselben Aufsatzes behauptet: er wisse nach einer zuverlässigen Erfahrung, daß ein gewisser Bauer in einem Dorfe an der Landstraße fast eben so viel Brotkorn auf die Bettler, wie auf seine Familie und seinen großen Hausstand rechnen müsse. Der wackere Herr von Rochow auf Rekahn, der sich durch seine Fürsorge um die Bildung des Volkes wahren und unsterblichen Ruhm erworben, berechnete die jährliche Abgabe des Landes an die Bettler auf zwei Millionen Thaler. Wir wissen nicht zu sagen, ob die Summe zu hoch oder zu niedrig gegriffen sei. Es war Thatsache, daß außer den Spitälern in Berlin der dreizehnte Mensch von Almosen lebte oder genöthigt war beim geringsten Zufalle seine Zuflucht zu denselben zu nehmen.[1])

---

1) Mirabeau u. Mauvillon I. 414.

Das Land, welches also durch Elend und Bettelei vor allen anderen deutschen Ländern ohne Ausnahme hervorragte, war die Kurmark Brandenburg. Wir heben dies hervor, um nachher darauf zurückzukommen.

Es könnte nun doch scheinen, als müßte von solchen Berichten die offizielle Zusammenstellung durch einen Minister, der das Ganze überschaut, immer eine höhere Glaubwürdigkeit verdienen, als die Berechnungen eines Privatmannes, selbst auch wenn diese, wie hier, keineswegs das Gepräge des Uebelwollens gegen eine Regierung oder eine Person derselben an sich tragen. So allerdings könnte es scheinen, wenn die Berichte des Ministers Herzberg ihrerseits den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich trügen. Und diesen eben haben sie nicht. Es ist derselbe Minister Herzberg, der von demselben Jahre 1786 berichtet: Die Nationalproduction der preußischen Fabriken betrage 34 Mill. Thaler, für 1785 nur 30 Mill. Thaler. Es ist derselbe Minister Herzberg, der ausdrücklich hervorhebt, daß die gesammte Production der Länder des Königs von Preußen nur 40 Mill. Thaler betrage, mithin für Korn, Holz, Salz u. s. w. nur 6 Mill. Thaler rechnet. Wir haben früher dargethan, daß demnach, wenn alles für Herzbergs Angaben günstig berechnet wird, ein Unterthan des Königs von Preußen durchschnittlich das Jahr hindurch von noch nicht einem Thaler habe existiren müssen. Ein Mann, der solche Ungereimtheiten niederschreibt, der solche Ungereimtheiten mit Zahlen belegt seinem Könige vorbringt, hat auf Glaubwürdigkeit irgend welcher Art auch nicht den leisesten Anspruch. Die Tendenz vielmehr liegt klar vor Augen. Weil der König Friedrich II. glaubte, daß in Fabriken das Heil seines Staates bestehe, das heißt, daß durch Fabriken Geld und Menschen zu seinen Kriegszwecken sich vermehren: deshalb reichte ihm sein Minister Herzberg derartige Tabellen ein, deren Unwahrhaftigkeit der König zu durchschauen nicht im Stande war.

Diese Anklage gegen Herzberg ist nicht neu. Sie ist von

Mirabeau sofort nach dem Tode des Königs erhoben und aller Welt offen dargelegt. Herzberg kannte alle diese Anklagen gegen ihn. Er empfand es tief, sagt ein ihm ergebener Mann, [1]) daß seine so oft öffentlich dargelegte Vorstellung von dem hohen Wohlstande und dem Glücke des preußischen Staates, wie sie es durch Friedrichs II. weise Regierungsanstalten bewirkt sei, als auf ganz falschen Angaben beruhend geschildert ward. Herzbergs patriotische Anhänglichkeit war so groß, sagt dieser ihm ergebene Mann, daß eine Behauptung von solcher Art ihn eben so sehr schmerzte, als der bitterste persönliche Angriff. Wir begreifen völlig diesen Schmerz. Denn es handelte sich in diesem einen Falle ja nicht mehr um einen unverschuldeten Irrthum, sondern um etwas ganz Anderes, um eine Anklage der schwersten Art. Allein was that denn nun Herzberg? Er gab, fährt Dohm fort, seinen Unwillen über das Werk von Mirabeau in seiner nächsten Vorlesung in der Akademie zu erkennen, und versprach umständlich, zu beweisen, wie jenes Werk nur auf grundfalschen und verdrehten Thatsachen und Schlüssen beruhe. Die Akademiker hörten das an, und waren, wie sich von selbst versteht, völlig überzeugt, daß es also sei. Aber die That? Herzberg, sagt weiter Dohm, war zu dieser Beweisführung auch fest entschlossen; allein seine Geschäfte, und nachdem er dieselben niedergelegt, der Mismuth, in welchem er seine letzten Lebensjahre verbrachte, ließen ihn nicht zur Ausführung seines Vorsatzes kommen. Also darum? Auf jeden Fall ist das Ausbleiben dieser Vertheidigung für die Kenntnis der Regierung Friedrichs II. sehr zu beklagen.

Der König ist seinen Täuschungen nie entrissen worden. Seit einer langen Reihe von Jahren lag es jedem Beobachter vor Augen, was aus dem Gesindel wurde, das man Colonisten nannte. Friedrich II. beharrte in seiner Meinung, daß diese Colonisten eben

---

1) Dohm V. 422.

so viele Muster seien für seine übrigen Unterthanen. Er schreibt es ausdrücklich noch 1776 vor,[1]) die Colonisten nicht einzeln anzusetzen. „Es müssen mitten unter dem groben und bunten Zeuge gleich ganze Dörfer und Colonien angelegt werden, die ganz allein wohnen und ihre Nahrung und Gewerbe für sich treiben, damit das hiesige Volk um so besser sieht und gewahr wird, wie jene sich einrichten und wirthschaften. Wenn sie sodann Nutzen davon sehen: so werden sie nach und nach auch sich schon gewöhnen den fremden Leuten nachzuahmen, und fleißiger und ordentlicher zu werden. Gleich im Anfange ist solches wohl nicht zu erwarten; aber mit der Zeit werden sie wohl klüger werden und begreifen lernen, welchen Nutzen und Vortheil Fleiß und Industrie gewähren." Also spricht der König, während die Colonisten, deren Fleiß er rühmt, lebten und starben als Vagabunden, als ein Schrecken aller Umwohner.

Die wesentliche Triebfeder dieses Colonistensystemes war die Populationstheorie. Auch in dieser war der Minister Herzberg des Königs gläubiger Schüler, und umgekehrt. Es ist ausgemacht, sagt Herzberg, daß in der Menge der Menschen die Kraft eines Staates beruht. Demgemäß durfte der preußische Staat bis 1786 in der Population nicht zurückgeblieben sein: er mußte mehr Fortschritte gemacht haben, als andere. Auch darüber baute Herzberg seine Tabellen auf, und goß vermöge derselben Glanz und Ruhm über die Regierung seines Königs. Wir haben seine Tabellen[2]) zu vergleichen mit denjenigen eines anderen Forschers jener Zeit.

	Nach Herzberg	Nach Mirabeau-Mauvillon.
Zahl der Einwohner bei der Thronbesteigung .	2,585,000 M.	2,800,000 M.
Schlesien brachte . . .	1,300,000 M.	1,300,000 M.
Ostfriesland	100,000 M.	100,000 M.
	3,985,000 M.	4,200,000 M.

1) Preuß: Urkundenbuch IV. 193. — 2) Mir. u. Mauv. I. 478. Wir bemerken, daß es die zweite Auflage ist.

Dazu kam im Jahre 1772 Westpreußen mit einer halben Million. Nun hätte nach der natürlichen Vermehrung, wie Herzberg den Maßstab derselben annimmt, die Zahl der Menschen unter der Regierung Friedrichs steigen müssen auf 6,943,520 M. Nach dem Maßstabe, den Mirabeau und Mauvillon zu Grunde legen, auf 6,464,000. In Wahrheit betrug die Bevölkerung im Jahre 1786 — 5,450,000 M. Mithin findet eine Differenz statt von je 1,493,000 M. oder 1,014,180 M., um welche die wirkliche Vermehrung der Menschen zurückblieb hinter derjenigen, welche die Rechnung nach dem angenommenen Maßstabe der Natur zu fordern schien. Man beachte, daß Herzberg von einer geringeren Zahl ausgeht, als seine Gegner, daß dagegen seine imaginäre Zahl für 1786 bedeutend höher ist, als die seiner Gegner. Bei dieser imaginären Zahl ist indessen von beiden Theilen der Verlust durch die Kriege nicht in Anschlag gebracht. Angenommen nun selbst, daß dieser große Ausfall auf Rechnung des Krieges zu schreiben sei: so sind auf der anderen Seite auch die Colonisten und angeworbenen Söldner aus dem Reiche und sonst woher nicht mitgerechnet. Herzberg schlug die Zahl der bis 1785 ins Land gezogenen Colonisten auf 215,000 Seelen an. Außerdem hat der König durch Bewilligung großer Vortheile viele andere Fremde ins Land gezogen. Mithin würde, wenn der Krieg so viele Menschen verschlungen, wie jene Differenz angibt, die wirkliche Bevölkerung der preußischen Länder im Jahre 1786 hinter der imaginären dennoch um die ganze Summe der Eingewanderten zurückstehen.

So viele Menschen indessen hat der Krieg nicht verschlungen. Wir legen kein Gewicht auf die Rechnungsweise des Königs selbst, der hier wie überall mit runden Zahlen sehr oberflächlich und leicht zu Werke geht. Seine Rechnung [1]) für seine Länder bringt nur einen Verlust von 213,000 Menschen heraus. An den mittel-

1) Oeuv. V. 230.

baren Verlust denkt er augenscheinlich nicht. Mirabeau und Mauvillon verfahren genauer und vervierfachen die Zahl. Die Steigerung liegt offenbar im Interesse der Populationstheorie des Königs und Herzbergs. Je höher die Zahl derer ausgebracht wird, welche der Krieg verschlungen: desto eher kann von einem Steigen der Bevölkerung in der Vergleichung die Rede sein. Und doch bleibt bei der Annahme des Verlustes von reichlich 800,000 Menschen, wie es Mirabeau und Mauvillon berechnen, noch ein bedeutendes Defizit gegen die natürliche Vermehrung.

Das Ergebnis ist, daß der preußische Staat beim Tode des Königs mindestens eine halbe Million Menschen weniger enthielt, als er mit Rücksicht auf den Verlust durch die Kriege nach der naturgemäßen Vermehrung hätte haben müssen. Wenn mithin nicht einmal die gewöhnliche Menschenzahl erreicht wurde: so kann von einem ungewöhnlichen Steigen der Bevölkerung noch viel weniger die Rede sein.

Der Grund, um deren willen die Bevölkerung nicht stieg und nicht steigen konnte, liegt sehr nahe. Es war der nagende Wurm einer in aller Beziehung überspannten, regulirenden, fiskalischen, inquisitorischen Staatsverwaltung. Nicht bloß ward die natürliche Population gehindert: die Menschen flohen. Seit der Besitznahme von Westpreußen im Jahre 1772 bis zum Tode des Königs traten aus diesem Lande allein an Cantonisten und anderen Unterthanen 10,219 Menschen aus.[1]) Auswanderung nach Amerika kannte man nicht. Sie begaben sich in andere nah gelegene Länder, in denen sie einer milderen Regierung sich zu erfreuen hoffen durften: nach Rußland oder Polen.

Herzberg indessen verkündete dem Könige und der Welt: das gemeine Volk und der Landmann leben im Wohlstande. Dasselbe Volk, für welches de la Haye de Launay sorgte, indem er von

---

1) Mir. u. Mauv. I. 257.

dem Gedanken ausging: das Volk ißt kein Fleisch und deshalb nur für nöthig hielt ihm Brot und Covent, den Spülicht von der Braupfanne, übrig zu lassen. Herzberg mochte diese Dinge kennen. Er gibt uns einen anderen Grund des Wohlstandes an: der König verschenkt jährlich an drei Mill. Thaler.

Es ist eine seltsam unerhörte Quelle des Wohlstandes der Unterthanen, die aus der Freigebigkeit des Souveräns entspringt. Woher denn nimmt er die Mittel zu seiner Freigebigkeit, als von dem Volke? Zunächst nun schenkte der König auf Kosten des Volkes, welches zahlte, dem Adel, der nichts zahlte. Indessen er schenkte in einigen Provinzen etwas auch dem Volke. Ob diese Schenkungen Segen brachten? Noch niemals hat geschenktes Brot die Thatkraft der Menschen belebt und gespornt, sondern nur das erworbene, der Lohn der eigenen Arbeit. Aber freilich, was der König schenkte, war im Ganzen sehr bedeutend. Wir haben es zu vergleichen mit dem, was er durch de la Haye de Launay einnahm.

Dieser Finanzkünstler vertheidigte [1]) sich später vor Friedrich Wilhelm II.: „Ich habe während der 20 Jahre meiner Wirksamkeit dem preußischen Staate sehr nützliche Dienste geleistet. Nach Abzug aller Unkosten habe ich über das Einkommen, das zur Grundlage meiner Berechnung gedient hat, einen Mehrertrag eingeliefert von 42,718,656 Thaler. Dabei hatte ich den größeren Theil derjenigen Abgaben, aus welchen früher das Einkommen entstand, deshalb eingebüßt, weil diese Artikel verboten waren." Der König nun hat in der ersten Zeit nach dem siebenjährigen Kriege jährlich zwei Millionen verschenkt. Später erhöhte sich diese Summe, bis sie, wie Herzberg sagt, in den letzten Jahren auf drei Millionen stieg. In Allem rechnet man vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode des Königs an fünfzig Mill. Thaler, die er

1) Sr. M. dem Könige dargelegte Rechnung des G. Finanzrathes de la Haye de Launay p. 259.

schenkte, mithin acht Mill. Thaler mehr, als Launay nach seiner Berechnung dem Könige eingebracht haben wollte. Was denn war das Ergebnis dieser Schenkungen?

Wir sehen zwischen diesen Schenkungen und dem Wohlstande der Länder ein umgekehrtes Verhältnis. Diejenigen Provinzen erhielten sich am kräftigsten, denen der König am wenigsten schenkte: es waren die westfälischen. Der Kurmark dagegen schenkte der König in den letzten vier Jahren reichlich 3⅓ Mill. Thaler, fast dreimal so viel, als Schlesien in derselben Zeit erhielt und drei Achtel dessen, was er überhaupt in dieser Zeit verschenkte.[1] Der Erfolg lag zu Tage. Nirgends auf deutschem Boden erreichte die Bettelei eine so erstaunliche Höhe, wie in der Kurmark Brandenburg.

Warum ließ der Mann, der so augenscheinlich sich angelegen sein ließ, etwas für das Volk zu thun, nicht der Thätigkeit desselben freien Raum? Sein Geben war vielleicht eben so schädlich, wie sein Nehmen. Aber so hing es zusammen mit der innersten Natur Friedrichs, mit der Grundanschauung seines Lebens. Glauben an die moralische Kraft der Menschen hatte er nie gehabt. Und weil er diesen Glauben nicht hatte: so konnte auch in ihm der Gedanke nicht erwachen, daß sein Schenken, nicht seiner Absicht nach, aber durch den Erfolg die moralische Kraft der Menschen ertödte. Diese sittliche Lähmung durch das Geben freilich lag nicht so offen vor Augen, als der Druck durch das Nehmen. Der nagende Wurm einer in aller Beziehung überspannten, regulirenden, fiskalischen, inquisitorischen Staatsverwaltung machte die Länder unglücklich.

Die Menschen duldeten still. Dennoch sind sie nicht so verschwiegen, daß nicht häufig aus der gepreßten Brust Seufzer emporstiegen, die selbst bis nach Sanssouci hinauf drangen. „Worüber

1) Mir. u. Mauv. I. 469.

klagen wohl die Menschen?" pflegte dann der König zu sagen. „Ich habe während meiner ganzen Regierung keine neue Auflage angeordnet."[1]) Die Last seiner drückenden Monopole und was alles damit zusammenhing, was alles die Aufrechthaltung dieser Monopole bezweckte, erschien ihm nicht als eine neue Auflage. Dagegen gewährte er einem jeden, die Freiheit über Religion und Kirche zu philosophiren nach seiner Art, und für diese Freiheit war man nicht einmal dankbar.

Und doch hätte der König in seinen späteren Jahren an der Wirkung seiner eigenen Maßregeln mit dem Monopol des Kaffees erkennen können, was denn eigentlich seine Unterthanen drücke. Im Jahre 1780 machte er den Kaffeeverkauf völlig zu seinem Eigenthume. Das Pfund Kaffee kostete in Hamburg damals 6—7 Schilling; demnach kam das Pfund in Berlin auf 4¾ ggr. Der König verkaufte dieses Pfund in gebranntem Zustande zu 24 Loth für einen Rthlr. Arme Leute sollten überhaupt keinen Kaffee trinken, meinte er. Sie könnten sich an Biersuppe halten; denn auch er sei damit auferzogen. Nur derjenige, welcher 20 Pfund auf einmal kaufen könne, erschien durch sein Vermögen als berechtigt zum Kaffeetrinken und erhielt mit seinem Kaffee zu 9 ggr. für das Pfund einen Brennschein. Die Geringeren mußten den vollen Preis des Königs zahlen. Um dies zu controlliren, gingen bei Tage und bei Nacht auf den Gassen besondere Angestellte umher, die man amtlich Schniffeler nannte. Sie schniffelten, wo Kaffee gebrannt wurde, drangen zu jeder Zeit und Stunde in jedes Haus und forderten den Brennschein. War ein solcher nicht da: so diente eine dreijährige Festungsstrafe zur Belehrung des Unglücklichen, der nicht einsah, daß er als Armer kein Recht zum Kaffeebrennen habe. Zu diesem Geschäfte des Schniffelns wurden 400 Invaliden abgerichtet. Es gab nicht wenige wohlmeinende Leute,

1) Mir. u. Mauv. II. 317.

die in dieser Einrichtung des Königs, wie überhaupt in der Kaffeeregie einen neuen Beweis von der Staatsklugheit des Königs erblickten und lobpreisend den neuen Ruhm in die Welt verkündeten. 1)

Nun erst stieg der Schleichhandel zu einer entsetzlichen Höhe. Der Zustand war unhaltbar. Der König sah sich genöthigt den ungeheueren Aufschlag zu ermäßigen. Sofort trat der Erfolg vor Augen. Im Jahre 1784 war nach den amtlichen Listen $2\frac{1}{5}$ Mill. Pfund Kaffee eingeführt. Im Jahre 1785 nach Herabsetzung der Auflage $6\frac{1}{2}$ Mill. Pfund. Für den ersten Betrag hatte der König rein eingenommen 565,000 Thaler, für den zweiten nach Herabsetzung seines Zolles 700,000 Thaler, also 135,000 Thaler mehr. 2) Hat denn der Kaffeeverbrauch in einem Jahre um das Doppelte zugenommen? Dies wird Niemand behaupten. Näher liegt die Annahme, daß der Schleichhandel um so viel abgenommen habe. Auch liegt es uns fern die Mehreinnahme von 135,000 Thaler als den eigentlichen Gewinn anzusehen. Unendlich wichtiger war die Thatsache, daß 4 Mill. Pfund Kaffee weniger geschmuggelt wurden. Die moralischen Folgen sind hervorzuheben, nicht der Geldgewinn.

Ob diese Erfahrung auf den König Eindruck machte? Wir wissen nicht es zu sagen. Er hätte kaum einer solchen augenfälligen Erfahrung bedurft, um zur Erkenntnis zu kommen, wohin sein System führe, wenn nämlich seine Grundansichten einer Aenderung fähig gewesen wären. Die ganze Geschichte seiner unseligen Regie legte ihm von einem Jahre zum anderen vor Augen, was davon komme. Er kannte sie durch und durch. De la Haye de Launay berichtete nur an den König selbst, und Friedrich überrechnete alles selbst bis zum Groschen und Pfennig. Das Ergeb-

---

1) Preuß. III. 29. — Schlözer Briefwechsel Heft 46. p. 211. — 2) Mir. u. Mauv. II. 59.

nis war: Verminderung der Einnahmen, vor allen Dingen von den Zöllen, Jahr auf Jahr.[1])

Suchte der König den Grund da, wo er lag? Er fand einen anderen.[2]) „Wegen des Mangels an Ordnung und Strenge gegen die Angestellten,“ sagt er, „bleibt dieser Zweig meiner Einkünfte immer im Rückstande. Die unteren Angestellten taugen der Mehrheit nach nichts. Man muß den ersten Schuldigen, den man trifft, auf die Festung schicken. Das wird die Anderen schrecken und ist ein besseres Mittel, als ein Dutzend nur entlassen.“ Indessen die Sache wird nicht besser. Launay zeigt dann und wann Neigung auch den Adel der grausamen Regie zu unterwerfen.[3]) Das indessen leidet der König nicht. So sehr er des Geldes für seinen Kriegesschatz bedarf, eben so sehr bedarf er des Selbstgefühls in seinem Adel. Darum muß der Adel durchaus frei sein. Nur die Anderen sollen zahlen. Mit Eifer drängt der König immer im Voraus auf die Rechnungsablage. Sie bringt kein günstiges Ergebnis. Es ist unleugbar, daß nicht bloß für einmal, nicht bloß durch Umstände veranlaßt, die sich nachweisen lassen, sondern in beständigem, stetigen Rückschritte die Einnahmen von Jahr zu Jahr sich minderen.[4]) Also spricht es der König aus 1782. Wie soll man das ändern? Wie davon sich erholen? — Bis dahin haben die Angestellten Tantiemen erhalten. „Die Vertheilung derselben hört auf, und dies Geld will ich in meine Cassen gezogen wissen,“ sagt der König.

Auch das reicht noch nicht hin. Der König prüft den Stand der Regie. Es sind zu viele Angestellte da, sagt er 1783, und sie genießen zu hoher Einkünfte.[5]) Zunächst muß die Zahl der Personen vermindert werden, dann die Besoldungen. „Da erhalten

---

1) Preuß: Urkundenbuch III. 11. — 2) a. a. O. p. 27. nr. 47. — p. 29. nr. 51. — 3) a. a. O. p. 36. nr. 76. nr. 80. — 4) a. a. O. p. 57. nr. 128. — 5) a. a. O. p. 59. nr. 134. 135.

die Controlleure in Berlin 200 und 100 Thaler. Das ist zu viel. 80 Thaler für jeden derselben reichen hin. Wenn sie sich durch Eifer und Unbestechlichkeit auszeichnen, so will ich ihnen 20 bis 30 Thaler mehr bewilligen." Aehnlich ist es mit den Anderen. Wie auch soll man ihnen so viel Geld geben? „Seit 1778 haben die Zölle in Westpreußen fast nichts mehr aufgebracht, und doch wollen die Angestellten Tantiemen, die man ihnen mit reinem Verluste bezahlen würde!" Der König erklärt: er könne bei der stetigen Verminderung der Einnahme die Dinge nicht länger auf diesem Fuße lassen. Er meint, daß man in Pommern und Ostpreußen mit gutem Gewissen die Hälfte der Angestellten entlassen könne.[1]) Dasselbe ergibt sich ihm für die anderen Provinzen. „Ich will nicht meine Einkünfte mit den Angestellten theilen," erklärt er.[2]) „Ich nehme von Accise und Zoll nicht sieben Millionen ein," sagt er, „und die Erhebungskosten sind 800,000 Thaler. Das ist zu viel. Ich will sie herabdrücken auf 600,000 Thaler." Indessen beruhigt er den de Launay.[3]) Nicht dieser Franzose mit 20,000 Thaler jährlich soll darunter leiden. Er soll alles behalten, und wenn er gute Ordnung hält, noch mehr haben; aber die Anderen, die Subalternen haben zu viel. De Launay wagt es eine Erhöhung der Zölle am Rheine vorzuschlagen.[4]) Der König genehmigt sie nicht. „Man schlägt ja doch schon den Landweg ein," sagt er, „denn alle Regierungen dort verlangen Zoll; aber wir können daran nichts ändern. Wir können nur unsere Angestellten überwachen; denn Directoren, Commis, kurz alle dort betrügen."[5])

Nachdem der König diese Dinge lange überlegt, trit er endlich am 25. Juni 1783 damit hervor.[6]) Er selbst hat die Gehalts-

1) a. a. O. p. 64. nr. 139. — 2) a. a. O. nr. 141. — 3) a. a. O. p. 69. nr. 144. — 4) a. a. O. p. 67. — 5) a. a. O. p. 74. nr. 153. — 6) a. a. O. p. 72. nr. 150.

säße ermäßigt. Er betont, daß es eigenhändig von ihm geschehen sei. Die Ermäßigung sollte 150,000 Thaler bringen. Also geschah es. Auch fernerhin bis in die letzten Tage des Lebens war die Erhöhung dieser Einkünfte der Gegenstand der Sorgfalt des Königs. Das war die Regie, die lähmende, vernichtende, der Brunnquell unendlichen Jammers und wüster Immoralität.

Auch die anderen Eingriffe in die Privatrechte der Menschen stiegen von Jahr zu Jahr. Im November 1783 erscheinen dem Könige die Kornpreise zu hoch. Es ist viel Getreide durch Berlin gekommen, sagt er: es kann also nicht anders sein: die Kornhändler haben dasselbe aufgeschüttet, und gedenken damit zu wuchern. Es müssen mithin sofort in der Stadt die Anstalten getroffen werden, um eine Visitation zu halten und nachzusehen. Dann müssen die Kornhändler angehalten werden, ihre großen Vorräthe auf dem Markte zu billigen Preisen zu verkaufen. Der Polizeidirector hat schon die nöthigen Weisungen empfangen. Auf dem Lande müssen ebenfalls die Kornvorräthe untersucht, und die Beamten und Landleute dahin angewiesen werden, daß sie mehr zufahren. [1])

Der Erfolg eines solchen Systemes der entsetzlichen Willkür lag aller Orten vor Augen. Von einem eigentlichen Handelsstande, einem kaufmännischen Wesen konnte unter Friedrich II. nach der langen Dauer seiner Misregierung nicht mehr die Rede sein. Derselbe Grundzug ging durch alle Zweige, und darum lagen alle gleichmäßig darnieder. In der ersten Hälfte der Regierungszeit hatte Schlesien jährlich für $1\frac{1}{2}$ Mill. Wollenwaaren verkauft. Im Jahre 1777 betrug der Umsatz nur noch für eine Million. [2]) Aehnlich war es mit den einstmals blühenden Erwerbzweigen aller Provinzen. Die lähmende Wucht des königlichen Regierungseifers erdrückte alles. Es gab in den preußischen Län-

1) Preuß: Urkundenbuch III. 300 — 2) Mir. u. Mauv. II. 395.

dern keinen reichen Kaufmann mehr, keinen Fabrikanten, der im Stande gewesen wäre eine Unternehmung aus sich selbst, ohne Monopol und Unterstützung anzufangen.[1]) Nur einige Münzjuden waren reich.

Auch entging die Erscheinung selbst trotz Herzberg dem Könige nicht so völlig, wenn er auch über die Ursache sich nicht klar wurde. Er philosophirte sich auch darin zurecht. „Wenn das Volk zu leben hat ohne Elend," meint er,[2]) „und der Staat sich vertheidigen kann: so ist unser Verhältnis zu den großen Mächten ähnlich wie dasjenige von Sparta zu dem Großkönige. Die Schweden und wir, wir befinden uns in dieser glücklichen Mittelmäßigkeit, und ich gestehe, daß ich sie den wunderbaren Summen vorziehe, welche die Engländer, Holländer und Franzosen besitzen. Die rechte Mittelstraße ist das Beste in der Welt. Es ist schwer diese zu bewahren, und die Täuschungen, die sich zur Begierde gesellen, wenden uns oft von diesem Wege, um uns in Verwirrung zu bringen. Das hindert nicht, daß man nicht wohl daran thäte Manufacturen anzulegen und Wüsteneien durch Arbeit gewinnen zu lassen. Das ist eine gute Handlung; denn die Arbeit ist der sicherste Wächter der Tugend."

Und diese Manufacturen legte er noch immer an, oder, um es richtiger zu sagen, er zwang seine Unterthanen sie anzulegen. Er findet auf dem Rapportzettel, daß ein Leipziger Oblatenhändler angekommen sei. Sofort erfolgt der Befehl, die Leipziger Oblaten zu verbieten, und fortan die Oblaten im Lande selbst zu machen 1781. Kleine Heiligenbilder haben in den katholischen Gegenden großen Absatz. Man muß sich erkundigen, befiehlt der König, welche Heiligen die Leute am liebsten haben. Die muß man machen.[3]) — Der Befehl ward gegeben. Ob und wie er dann ausgeführt wurde und ausgeführt werden konnte, lag hinaus über den Gesichtskreis des Königs.

1) a. a. O. 397. — 2) Oeuv. XXVI. 485. Jahr 1781. — 3) Preuß. III. 49

Indessen drängte sich doch wieder der Augenschein auf, daß sein Land arm war, ärmer als ein anderes. Wenn die Philosophie auch für einmal diese Beobachtung zur Ruhe sprach, so kehrte sie wieder. Der König dreht und wendet den Gedanken oft und nach allen Seiten. Er kommt wieder darauf zurück.[1] „Schweden, Dänemark, Preußen sind die ärmsten Länder Europas. Der Handel von England, Holland, Frankreich, Spanien ist so wunderbar, daß der unsrige damit in keiner Weise verglichen werden kann. Die Macht Oestreichs und diejenige Rußlands ist der unsrigen so sehr überlegen, daß wir uns nicht ins Gleichgewicht mit ihnen bringen können." Wenn er selbst einsah, daß das nicht möglich war: warum denn schraubte er dem unglücklichen Volke Saft und Blut aus, bis er es doch wieder zu können schien? „Man muß zufrieden sein und sein Glück in sich selber suchen. Namentlich aber muß man suchen genug gelben Koth (boue jaune) und Mittel zusammen bringen, um sich gegen seine Feinde zu behaupten."

Aber woher immer wieder der gelbe Koth, nachdem längst die Sehnen und Nerven bis zum Zerspringen und Vertrocknen angespannt waren? Die Münze des Königs von Preußen war längst verrufen. Kein Fürst gewann am Geldprägen so viel wie er. Er trieb dies höher und höher. Er ließ Scheidemünze ausprägen in ungeheurer Menge. Er überschwemmte in der letzten Zeit seine östlichen Provinzen mit sogenannten Düttchen. Er ließ auf dringende Bitten davon ab; allein die Einnahmequelle war einmal da, und mußte ersetzt werden. Um den Ausfall von vierteljährlich 19,500 Thlr. zu decken, ward ein Jude gegen eben diese Abgabe veranlaßt, Albertsthaler zu prägen und nach Polen abzusetzen.[2]

Und doch, er ja durfte nicht mehr hoffen noch einmal in den Fall der Möglichkeit eines Krieges zu kommen. Wohl sang er noch einmal seine Ode an seine confrères de la guerre: für

---

1) Oeuv. XXVI. 487. — 2) Baczko: Geschichte seines Lebens II. 130—133.

ihn selbst blieb nichts mehr als die Erinnerung, der Rückblick auf sein Leben. War dieser ihm erfreulich?

Wir haben zu sehen, wie er selbst sein Leben anschaute.

Im Jahre 1769 legte Friedrich II. sein Testament nieder.[1] „Es ist die Bestimmung des Menschen, zu arbeiten für das Wohl der Gesellschaft. Seitdem ich zur Leitung der Geschäfte gekommen bin, habe ich es mit aller Kraft mir angelegen sein lassen, um nach meiner schwachen Einsicht diesen Staat, den ich die Ehre habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit regieren lassen. Ich habe Ordnung und Richtigkeit in die Finanzen gebracht. Ich habe die Armee in der Zucht erhalten, welche sie allen anderen Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nachdem ich also meine Pflicht gegen den Staat erfüllt, würde ich mir einen ewigen Vorwurf daraus machen, wenn ich vernachlässigte, was meine Familie betrifft."

„Ich gebe willig und ohne Bedauern diesen Hauch des Lebens, der mich beseelt, der wohlwollenden Natur zurück, die mir ihn verliehen, und meinen Leib den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist. Ich habe als Philosoph gelebt, und als solcher will ich begraben werden, ohne Prunk und ohne Pracht. Ich will weder secirt, noch einbalsamirt werden. Man soll mich zu Sanssouci auf der Höhe der Terrasse begraben in einem Grabmale, das ich mir dort habe erbauen lassen."

Friedrich II. lebte noch 17 Jahre nach diesem Testamente.

Er weilt allein auf der Höhe der Terrassen von Sanssouci. Er unterhält noch mit der ihm angetraueten Frau einen Briefwechsel. Derselbe betrifft höchstens die Umstände seiner Gesundheit. Er correspondirt mit seinem Bruder dem Prinzen Heinrich, mit Pariser Philosophen, wie d'Alembert. Er ladet diesen ein, wiederholt und oft. D'Alembert kommt nicht. Weit sicherer ist

---

1) Oeuv. VII. 215.

es den großen Mann zu preisen aus der Ferne, als ihm nahe zu sein. Eine weite Kluft trennt von dem Oheime den Neffen, von dem Könige den Thronerben. Eine Zeitlang hat Friedrich II. sich gefreut, als sein Neffe dem Unterrichte des Finanzmannes de la Haye de Launay Aufmerksamkeit zu schenken schien.[1] Dies war 1767, der Prinz damals 23 Jahre alt. Friedrich betheuerte, daß dies geschehe zum Wohle der Nachwelt. Zugleich wollte er, daß Friedrich Wilhelm Theil nehmen solle an den Versammlungen der höchsten Departements.[2] Als der Prinz einmal darüber nicht befriedigend antwortete, sagt Dohm, wurde er von da an von der Kenntnis aller Geschäfte ausgeschlossen, und blieb es bis zum Tode des Königs Friedrich II. Man weiß, auf welche Weise der Prinz sich Ersatz gesucht hat, wie sein weiches Gemüth misbraucht wurde von Unwürdigen. Es ist nicht unsere Sache das zu erörtern.

Die Seele des Königs ward durchdrungen von dem erblichen Mistrauen seines Hauses gegen den Nachfolger. „Vielleicht gibt es Leute in der Welt," schreibt er im September 1776 an Voltaire, „denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verläumden, weil sie glauben, daß ihr Reden darüber den gefährlichen Sprung nach ihrem Wunsche beschleunigen könne. Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder. Vielleicht misbrauche ich das Privilegium zu leben, und bin nicht gefällig genug dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist."

Er hatte Liebe nie gesäet: wie sollte er ernten? Er war allein und verlassen. Er selbst wußte es. Längst schon nannte er sich nicht bloß mehr den Philosophen, sondern auch den Einsiedler von Sanssouci. Er konnte Generale und Offiziere um sich haben. Warum nicht? Sie erschienen auf Befehl und brachten Rapport. Von denen, welche die Bande des Blutes an den

---

1) Preuß. IV. 187. — 2) Dohm IV. 566. Preuß: Urkundenbuch III. 21.

alten Mann hätten binden sollen, betrat längst Niemand mehr das einsame Haus.

Die Weltanschauung des Einsiedlers ward trüber. In früheren Jahren hatte er statt der Religion die Eigenliebe zur Grundlage der Moral zu machen versucht. Er hatte sein System aufgestellt und öffentlich verkündet. Anhänger mochte er wenige gefunden haben. Damals hatte er noch einigen Glauben an eine sittliche Kraft des Menschen sich bewahrt: in seinen letzten Jahren schwand dieses Ueberbleibsel dahin, und der nackte baare Materialismus gewann völlig die Oberhand. „Ich betrachte," sagt er,[1] „den Menschen wie ein Maschinenwerk, welches den Gewichten und Rädern, durch die es geleitet wird, nothwendig folgen muß. Was man Weisheit und Vernunft nennt, ist bloß die Frucht der Erfahrung, welche auf die Furcht oder die Hoffnung wirkt, auf diese beiden großen Triebfedern unserer Handlungen. Für unsere Eigenliebe ist dies freilich ein wenig demüthigend; aber unglücklicher Weise ist es nur zu wahr." Er philosophirt über die Nichtigkeit des Endlichen, über die Gebrechlichkeit des Menschen. „Alles gibt uns zu erkennen, wie wenig wir sind, und in welche Unendlichkeit wir uns versenken werden. Und in einer solchen Lage haben wir noch die Frechheit uns aufzublähen, uns fast der Gottheit beizugesellen, von Würden, Hoheit, Majestät und hundert anderen solchen Thorheiten zu reden, die jeden anekeln müssen, welcher die Natur des Menschen, seine Eitelkeit, sein Nichts erkennt!"[2])

Es ist vielleicht nicht schwer im Besitze der Allgewalt in solchen Worten der Philosophie sich zu ergehen; aber nach der Analogie aller menschlichen Verhältnisse ist es sehr schwer denselben gemäß zu handeln.

Aus einer solchen Meinung des Königs mag das bekannte Wort geflossen sein, welches man ihm beilegt: „Ich bin es müde

---

1) 18. Mai 1782 an d'Alembert. — 2) 30. Octbr. 1782.

über Sklaven zu herrschen.“ Man hat dies Wort sehr gelobt als die Aeußerung einer hohen Seele. Warum das? War der Mann, der also sich äußerte, aus einem anderen Stoffe geformt, als seine Unterthanen? Hatte der Mann, der also sprach, in jener Zeit, wo auch noch an ihm die Reihe des Gehorchens war, auch nur ein einziges Mal dem Vater gegenüber sich so bewiesen, daß er Anspruch hatte auf den Namen eines innerlich freien Menschen? Wenn nicht, welches Recht hatte er eine solche Anklage zu werfen auf die Millionen von Menschen, die er nicht kannte, von denen er nicht wissen konnte, wie viele an wahrem Mannesmuthe und wahrer Menschenwürde ihm überlegen waren? Und nach Allem, was denn hatte dieser Mann, der also scharf und schneidig das Urtheil der Verwerfung über seine Zeitgenossen sprach, in den langen sechs und vierzig Jahren seiner Regierung gethan, um die Menschen emporzuheben aus der Sklaverei, in welcher er sie fand? Wir reden nicht von einer freien Presse, von einer freien Aeußerung der Meinungen, außer denen in kirchlichen und religiösen Dingen, wo alles gestattet war. Die Männer, die innerhalb der Grenzen ihrer Befugnisse und Pflichten anderer Meinung gewesen waren als er, weilten darum und nur darum in den Festungsmauern von Spandau. Friedrich hatte die Canaille zur Subordination gebracht. Fortan herrschte im Lande tiefe Stille. Wenn die Menschen unter ihm Sklaven waren, wie er sie nannte: was denn war er? [1])

Freilich d'Argens und d'Alembert und der ganze andere Troß der Franzosen hatten ja längst ihm gesagt, was er sei: der König der Philosophen und der Philosoph der Könige. Was er auch thun, was er auch sagen mochte: er war von Paris aus seines Lobes und Ruhmes gewis. Als in dem Prozesse des Müllers Arnold alle Welt sich entsetzte vor dem Eingriffe des Königs in

1) 22. August 1772.

die persönliche Sicherheit der Richter, als sogar die Berliner es wagten durch Aufmerksamkeiten aller Art vor den mishandelten Richtern ihre Entrüstung kund zu thun: da riefen die Pariser Philosophen dem Könige ihren Beifall zu. D'Alembert verkündete ihm:[1]) „Ich höre sagen, daß einige unserer Parlaments-Cannibalen die Strafe sehr strenge finden — denn ein anderes Wort wagen sie doch nicht — welche Ew. Majestät Ihren ungerechten Räthen zuerkannt haben. Ihr Tadel ist ein Lob mehr für Ew. Majestät.“ Der König sandte als den Apostel seines Ruhmes nach Paris den General-Regisseur de la Haye de Launay. „Dieser preist täglich in Paris die Handlungen der Wohlthätigkeit, der Gerechtigkeit, und wenn ich so sagen soll, der Vorsehung, welche jeden Tag Ihres Lebens erfüllen.“ Also d'Alembert, der Philosoph, an den König. Ob solche Worte diesem die Befriedigung gewährten, die er in sich nicht fühlte? —

Wenn er Anderen den Wunsch seines baldigen Todes zuschrieb: so regte sich doch auch in ihm selbst zuweilen der Vergleich, daß es den Todten besser sei, als den Lebenden. Als sein Neffe, der edle Herzog Leopold von Braunschweig in den Fluthen der Oder ein wahrhaft ruhmvolles Ende fand, schildert der König seiner Schwester seine damalige Lebensanschauung.[2]) „Ich bin nun über siebzig Jahre in der Welt,“ sagt er, „und habe in aller dieser Zeit nur ein sonderbares Spiel des Glückes gesehen, welches eine Menge trauriger Ereignisse mit einigen günstigen mischt. Wir schwanken beständig zwischen vielem Kummer und wenigen Augenblicken der Zufriedenheit. Das ist, meine Schwester, das gemeine Geschick aller Menschen. Junge Leute müssen bei dem Verluste ihrer nächsten Angehörigen empfindlicher betroffen werden, als alte. Die ersten fühlen lange den Verlust, anstatt daß die Personen in unserem Alter ihnen bald folgen. Die Todten haben den Vortheil

---

1) 29. Febr. 1780. — 2) Oeuv. XXVII. 1. 351. Jahr 1785.

im Schutze zu sein vor allen Schlägen des Geschickes, und wir, die wir im Leben bleiben, sind unaufhörlich solchen ausgesetzt."

Scheint es bei solchen Aeußerungen, als sei die Schärfe und Härte der früheren Jahre von dem Könige gewichen: so fehlt es in diesem Charakter voll Widersprüche, wie der Prinz Heinrich ihn genannt, nicht an anderen Aeußerungen drakonischer Art. Der Staat Friedrichs II. war der ganz persönliche, in welchem alle Beziehungen der Menschen bedingt wurden durch die Cabinetsordres. In den letzten Monaten seines Lebens kam der König auf den Gedanken, daß die Criminaljustiz zu gelinde sei. Der König hat misfällig vernommen, heißt es, daß in Criminalprozessen von den Gerichten nicht scharf genug erkannt wird, besonders in Fällen, wo es ein Menschenleben, wo es die allgemeine Sicherheit auf Land- und Heerstraßen betrifft. Wenn zwei sich streiten und schlagen und der Eine kommt dabei so zu Schaden, daß er gleich todt bleibt oder doch daran sterben muß: so mag der Andere nun dagegen sagen und zur Entschuldigung gebrauchen, was er wolle: so hilft das alles nichts; denn der eine Mensch ist einmal todt, und der andere als dessen Mörder und der an dessen Tode Schuld hat, muß dafür wieder am Leben gestraft werden. Desgleichen müssen auch solche Bösewichter, welche die öffentliche Sicherheit auf den Heerstraßen stören, die Reisenden und andere Leute insultiren, anfallen und beleidigen, auf Lebenszeit zur Festung verurtheilt werden. Denn diese Bösewichter sind eben so wohl im Stande die Leute auf den Heerstraßen zu plündern, auch zu ermorden, wenn nicht von ungefähr Leute dazu kommen. Es muß demnach gegen solche grobe Verbrecher nicht gelinder, als auf lebenswierige Festungsstrafe erkannt werden, und können sie noch Gott danken, wenn sie mit dem Leben davon kommen.[1])

Eben derselbe König hatte früher dem Vater eines seiner

1) Zeitschrift des histor. Vereines für Niedersachsen. Hannover 1852. S. 415.

Offiziere, der einen Tambour getödtet, tröstend gemeldet: [1]) „Ich habe die nöthigen Maßregeln getroffen, um die Flucht des Schuldigen zu begünstigen.“ Freilich tadelt er den Offizier: „Es ist eine unverzeihliche Unbesonnenheit, leichtsinnig mit dem Leben der Menschen zu spielen. Doch ist keine Bosheit dabei gewesen.“ Deshalb wird der Offizier in ein anderes Regiment gesetzt. Gab es denn für diesen Schützer der Gerechtigkeit ein doppeltes Gesetzbuch?

Der Wechsel der Stimmungen in den letzten Jahren des Königs ward wesentlich bedingt durch sein körperliches Befinden. Der Grund liegt nahe. Die Natur hatte ihn mit einem zähen Körper ausgestattet; aber der philosophische König war seines Gaumens selbst nicht Herr. In der einsamen Oede, zu welcher mehr der launenhafte und unnahbare Charakter des Königs als sein Wille und seine Neigung ihn gebracht hatten, entwickelte er in sich etwas von der Art des Vitellius. Die Eßgier war die hauptsächliche Ursache der körperlichen Leiden, die lange Jahre den alternden König zerwühlten. [2]) Man hatte wohl einmal Vorstellungen gewagt. Als Friedrich auf der Rückkehr aus dem bayerischen Erbfolgekriege 1778 zu Breslau am Magenkrampfe und Kolik litt, wagte es sein Leibarzt Möhsen mit der größten Devotion zu äußern, daß es gut sein werde, wenn Se. Majestät geruhen wollten sich eine Zeitlang vor dem Parmesankäse zu hüten, bis der Magen durch dienliche Mittel zur Verdauung mehr Kräfte erhalten haben würde. [3]) Der Philosoph rief im Zorne mit heftiger Stimme: „Alle Teufel, er will mich reprimandiren. Gehe er fort, ich brauche sein weiter nicht.“ Der Leibarzt war entlassen. Es ist merkwürdig, daß ein Mann in solcher Stellung auch nur den Gedanken fassen konnte, ein solches Wagnis werde ungestraft bleiben.

Der König versuchte es mit anderen Aerzten, mit diesem und jenem. Sie alle scheiterten aus nahe liegenden Gründen. Der

---

1) Oeuv. XVI. 351. — 2) Preuß. IV. 234. — 3) a. a. O.

König ließ den hannoverschen Leibarzt Zimmermann kommen, einen zu seiner Zeit berühmten Schwätzer und Gecken. Zimmermann berichtet, daß er dem Könige zu sagen gewagt habe: die Köche seien seine gefährlichsten Feinde. Ein solcher Freimuth ist selbst von einem der neuesten Lobredner [1]) des Königs leise angezweifelt. Glaubwürdiger dagegen ist von demselben Arzte die Ekel erregende Beschreibung dessen, was der kranke alte Mann auf einmal zu sich nimmt, wie er dann noch an der Tafel einschläft, bis Convulsionen ihn erwecken.

Das Letzte, wofür Friedrich II. Interesse an den Tag gelegt hat, ist sein Hund, um Mitternacht des 16/17. August 1786. Der Hund ist vom Stuhle gesprungen. Der König läßt ihn wieder aufnehmen und mit Kissen bedecken.[2]) Seine eigene Stunde ist gekommen, die von vielen längst erwartete. Um ihn sind der Arzt und zwei Kammerdiener. Sie drücken ihm die Augen zu.

1) Preuß. IV. 253. — 2) Preuß. IV. 467.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Wir haben uns bemüht Friedrich darzustellen im Lichte seiner Zeit und in seinem Verhältnisse zu der deutschen Nation, welcher er durch Abstammung und Geburt angehörte. Wir haben uns völlig losgesagt von der Idealisirung, welche die spätere Zeit über diesen König ausgegossen, und lediglich nach unmittelbaren Zeugnissen seines Thuns und Waltens gefragt. Auch fernerhin haben wir nur solche zu befragen. Um zu erfahren, welchen Eindruck der Tod des Königs auf die Menschen machte, haben wir uns nur zu halten an unmittelbare Augen- und Ohrenzeugen, welche durch eigenen Willen und Befähigung im Stande waren die erforderliche Beobachtung zu machen und dieselbe glaubwürdig zu überliefern. Einer der wichtigsten Zeugen für uns ist der französische Graf Mirabeau. Wir haben mithin seine Befähigung und seine Glaubwürdigkeit zu erörtern.

Mirabeau hatte seine feindselige Gesinnung gegen den deutschen Kaiser und gegen Oestreich insbesondere bereits dargethan durch seine Schrift über den Scheldestreit. Der spätere Apostel der Freiheit und Gleichheit hatte damals erörtert, daß die Bestrebungen des Kaisers, die Schelde frei zu machen von dem Drucke des holländischen Zwanges, für Europa nicht zu dulden seien. Diese Bemühungen hatten ihm im Voraus die Gunst des Königs Friedrich von Preußen erworben. Es war Mirabeaus Wunsch

und Wille die einstigen Beziehungen zwischen Frankreich und Friedrich II. herzustellen.

Er durchreiste die Länder, um sie zu erforschen. Er hatte für Berlin Empfehlungen an den Minister Herzberg.[1]) Bei seiner Ankunft waren die deutschen Verhältnisse ihm völlig unbekannt. Er sprach sich oft aus, als wenn Norddeutsche und Samojeden Nachbaren wären. Aber man sah mit Verwunderung, mit welcher Kraft und unglaublichen Thätigkeit Mirabeau es verstand diese Unwissenheit zu überwinden und seine mitgebrachten Vorurtheile abzulegen. Bald las er deutsche Schriften und verstand deutsche Rede. Dann brachte er alle Literatur zusammen, was in alter und neuer Zeit über Deutschland, insbesondere über Preußen geschrieben worden, machte sich den Inhalt bekannt und ließ die Bücher ausziehen und übersetzen. Diese Quelle seines Unterrichtes war jedoch nicht die hauptsächliche. Er suchte Menschen aller Classen auf: Staatsmänner, Militär, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Fabrikanten, Handwerker. Der Franzose verstand die Kunst zu fragen in einem merkwürdigen Grade. Auch dem scheinbar unbedeutenden Gegenstande wußte er eine interessante Seite abzugewinnen, auch von dem stumpfsten, unwissendsten Menschen wußte er zu lernen. Noch auffallender war die ihm eigene Gabe Männer von höherer Bildung, die entweder gar nichts mittheilen, oder gar ihn irre leiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Seinen Fragen, die oft gar nicht einmal das Ansehen von Fragen hatten, auszuweichen war ganz unmöglich. Die Lebendigkeit seiner Unterhaltung, das Interesse, das er den eigenen Bemerkungen gab, selbst die Lust zum Widerspruche, die er erweckte, brachte aus Jedem, mit dem er sprach, alles heraus, was in ihm war, und oft setzte er durch die Schlüsse, die er auf der Stelle aus dem Vernommenen zog, selbst diejenigen in Erstaunen, welche eben vorher die Vorder-

---

1) Dohm V. 400.

säße dazu geliefert hatten. Die von Verschiedenen erhaltenen Antworten verglich er unter einander, und wußte durch immer erneute Fragen die Widersprüche zu berichtigen. Also kannte ihn Dohm, der in Berlin diesen Franzosen fast täglich sah und sprach. Binnen einer Zeit von etwas über vier Monaten erwarb sich Mirabeau nach dem Zeugnisse Dohms eine solche Menge richtiger und genau bestimmter Kenntnisse über Preußens Staatseinrichtungen, so wie auch über andere deutsche Lande, wie sie mancher vieljährige Staatsdiener im eigenen Fache nicht hatte. Der König Friedrich II. wußte von Mirabeau und hielt viel auf ihn. Er schlug vielen französischen Militärs in hoher Stellung die erbetene Audienz ab: er gewährte sie dem Grafen Mirabeau. Sie dauerte lange, und der König äußerte sich sehr befriedigt über ihn. Dann reiste Mirabeau ab im Mai 1786, machte unterwegs in Braunschweig genaue Bekanntschaft mit dem gleichgesinnten Mauvillon, und ging nach Paris.

Im Juli 1786 kehrte er zurück nach Berlin, und zwar dies Mal, wenn nicht vielleicht auch schon vorher, mit geheimen Aufträgen seines Hofes. Wie weit diese Aufträge Mirabeaus gingen, liegt nicht vor: seine eigenen Wünsche und Absichten hat dagegen Mirabeau klar ausgesprochen. Er verfaßte gleich nachher mit Mauvillon in Braunschweig zusammen ein ausführliches Werk über den preußischen Staat. Am Schlusse desselben deckt er sein Ziel offen auf.[1]) Es ist die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen gegen Oestreich. Frankreich, sagt Mirabeau, darf keine Furcht haben vor Oestreich, so lange ein Preußen da ist, und noch weniger Preußen, wenn es mit Frankreich hält. Auch beide deutsche Mächte zusammen können für Frankreich nicht gefährlich werden, weil der Krieg von zwei Mächten gegen eine dritte immer sehr träge geführt wird. Aber Frankreich hat die Einigung Deutsch-

1) Mir. u. Mauv. IV. 798.

lands unter Oestreich zu fürchten. Die Möglichkeit derselben hängt allein ab von dem Grade der Macht des Hauses Brandenburg. Wenn dieses einen Augenblick das künstliche Gleichgewicht verliert, welches es durch eine überlegene Klugheit sich zu verschaffen gewußt hat: so wird der Kaiser das herrschende Oberhaupt von Deutschland. Darum ist es das Interesse Frankreichs das Haus Brandenburg zu halten, ja es noch zu vergrößern. Die preußische Monarchie ist das Palladium der deutschen Libertät.

Wir haben statt des Wortes Libertät nur das Wort Spaltung zu setzen, um die Ansicht des Franzosen auch von unserem nationaldeutschen Standpunkte aus völlig gerechtfertigt zu finden.

Und damit dürfte denn auch für die Bewunderer des Königs Friedrich II. die Glaubwürdigkeit von Mirabeaus Berichten in ihrem Interesse dargethan sein. Vernehmen wir also, wie der Franzose Mirabeau in seinem Werke sich über den Eindruck der Todesnachricht von Friedrich II. ausspricht: 1)

„Ich der ich ihn gesehen, ihn gehört habe, ich der ich bis in das Grab den süßen Stolz nähren werde ihn interessirt zu haben: ich schaudere noch und meine Seele ergrimmt über das Schauspiel, das Berlin meinen staunenden Augen darbot, am Todestage des Helden, der die Welt vor Erstaunen verstummen und vor Bewunderung reden machte. Alles war todtenstill; aber Niemand war traurig. Alles war beschäftigt; aber Niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören. Darauf also laufen so viele gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von beinahe einem halben Jahrhunderte, voll von einer solchen Menge von Wundern: darauf laufen sie hinaus! Man war ihrer bis zum Abscheu überdrüssig... Was erwarteten sie denn? Den Raub des Schatzes! Der einzige General Möllendorf weinte. Beim Eide der Truppen brach dem

---

1) Mir. u. Mauv. I. 193.

empfindenden Beobachter das Herz, bei seinem tief trauernden Blicke, bei seinen unwillkührlichen Thränen, bei seiner männlichen, aber doch gerührten Anrede, bei seinem ganzen Anstande eines verwundeten Helden. Allein er war der Einzige, dem man Schmerz ansah, und das sage ich zu seinem Ruhme."

„Woher diese wilde Undankbarkeit? Weil Friedrich diejenigen mehr liebte, denen er zugehörte, als diejenigen, die ihm zugehörten, und diese allein umgaben seinen Sarg."

Also der Franzose Mirabeau. Wir haben seinem Berichte entgegen zu stellen, was ein anderer Verehrer des Königs Friedrich II. lange Jahre nachher über seine eigenen Empfindungen und über Mirabeaus Zeugnis niederschrieb.

Als Friedrich starb, war Dohm zu Köln am Rheine. Er schildert die Gefühle, die er dort bei der Nachricht empfunden habe.[1] „Da der König so oft schon sterbend und todt gesagt war und dennoch sich wieder erholt hatte: so war es bei der Nachricht gestattet zu zweifeln. Aber wie es nun gewis und entschieden war, daß er der Erde entnommen sei: welche unbeschreiblichen Gefühle bemächtigten sich da des tief bewegten Gemüthes! Es war eine Empfindung der Leere, der Verlassenheit, der Besorgnis für die Zukunft, weil nun auf einmal derjenige fehlte, der so großen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten gehabt, dessen Weisheit den Ausbruch der Leidenschaft zurückgehalten und den Frieden der Welt befestigt hatte. Wir haben nachher mehrmals auch von Anderen, selbst von solchen, die nicht Unterthanen Friedrichs, nicht mit ihm in näherer Berührung gewesen waren, vernommen, daß sie bei der Nachricht von seinem Tode gleiche Gefühle gehabt haben."

Also Dohm. Es ist merkwürdig, daß er dann sich veranlaßt fühlt in einer Note hinzuzufügen, daß diese Schilderung von dem

---

1) Dohm III. 180.

Eindrucke, den Friedrichs Tod gemacht, der strengsten Wahrheit gemäß sei. Warum thut Dohm das?

Dohm war zur Zeit des Todes von Friedrich nicht innerhalb der Grenzen des preußischen Gebietes. Er war in Köln, und daß dort irgend welche Trauer bei der bedeutungsvollen Nachricht sich kund gegeben, sagt Dohm nicht. Aber er hält es doch für seine Pflicht auf die Vorwürfe von Mirabeau gegen die Berliner etwas zu sagen.

„Wir wollen die Richtigkeit der Beobachtung Mirabeaus in Berlin nicht bestreiten," sagt Dohm; „aber wen hat Mirabeau damals sehen können?"

Wir erwiedern, daß Mirabeaus Schilderung eine allgemeine ist, daß er nicht von bestimmten Lebensständen spricht, sondern daß er der Stadt Berlin seine Vorwürfe macht. Aber Dohm fährt fort:

„Hofleute, Militär, Geschäftsmänner: diese alle, oder doch die meisten von ihnen mögen freilich allein, wenigstens vorzüglich mit dem Einflusse beschäftigt gewesen sein, den die große Veränderung zunächst auf ihr Schicksal haben werde. Aber Mirabeau sah nicht den Bürger, den Bauer: diese wußten sehr wohl, was sie an dem Könige verloren hatten."

Angenommen auch selbst, was nicht angenommen zu werden braucht, daß Mirabeau seinen Vorwurf über die Bürger von Berlin ausspricht, ohne sich über sein Recht dazu vorher vergewissert zu haben: welches Recht hatte Dohm, der jedenfalls den Bürger und Bauer in Preußen zur Zeit des Todes nicht sah, so zuversichtlich das Gegentheil auszusprechen? Aber er fährt fort:

„Bei der Abnahme des Huldigungseides für den neuen Monarchen, sagt Mirabeau ferner, sei der General Möllendorf der Einzige gewesen, der seinen Schmerz nicht unterdrücken konnte: er habe vor Thränen die Worte des Eides nicht vorzusagen vermocht."

Das enthalten doch wohl Mirabeaus Worte nicht?

„Aber wenn," also fährt Dohm fort, „gerade dieses Geschäft des edeln Möllendorfs Gefühle kund gab: wer kann zweifeln, daß eine Menge Krieger von eben demselben durchdrungen gewesen sind?"

Wir möchten eine Gegenfrage stellen. Welches Recht hat Dohm, der nicht anwesend war, einem Manne gegenüber, welcher anwesend war, welcher urtheilte nach dem Zeugnisse seiner Augen und Ohren, welcher nach Dohms eigener Ansicht von ihm Glaubwürdigkeit verdient, welches Recht hat ihm gegenüber Dohm seinen Bericht anzuzweifeln? Es ist lediglich die Subjektivität Dohms, welche es anders wünscht, und daher diese Frage: wer zweifeln könne. Wir wiederholen, daß Mirabeau eine Anklage gegen die Berliner zu Gunsten des Königs ausspricht, und zwar augenscheinlich mit Unwillen und Entrüstung, eine Anklage, die er nach seiner Begeisterung für den König lieber nicht ausgesprochen hätte. Wo Jemand eine Anklage, die aufzustellen er competent ist, ausspricht wider Wunsch und Willen, da bedarf es zur Entkräftung derselben eines gleich gewichtigen Zeugnisses, und nicht eines subjektiven Wunsches. Wir wiederholen Mirabeaus Worte: „Möllendorf war der Einzige, dem man Schmerz ansah, und das sage ich zu seinem Ruhme."

Aber Dohm fährt fort: „Ich habe nur zwei Monate vor Friedrichs Tode Berlin verlassen, wie schon alles voll Erwartung der neuen Dinge war, die nach dem nahe erwarteten Schlage eintreten würden. Ich habe wahrscheinlich mehr Menschen aller Classen zu sehen und ihre vertrauten Aeußerungen zu hören Gelegenheit gehabt, als Mirabeau. Viele sahen zwar schon damals der neuen Regierung mit Verlangen entgegen, von der sie ein goldenes Zeitalter und große Vortheile für sich erwarteten; aber es gab auch deren nicht wenige, die mit Furcht an die große Veränderung dachten, und die Friedrichs Leben noch gerne verlängert gesehen hätten."

Sehen wir auf den Grund der Sache: was denn behauptet

Dohm? Daß es unter jeder Regierung, wie auch immer sie beschaffen sei, nicht wenige gibt, die mit Furcht an eine Veränderung denken, ist eine so selbstverständliche Thatsache, daß Mirabeau sie ohne Zögern und Bedenken zugegeben haben würde. Die Frage ist nur die, ob Dohms Gegenbemerkungen den Bericht des Augen- und Ohrenzeugen Mirabeau im mindesten entkräften. Die Frage scheint verneint werden zu müssen.

Nur der Einwurf Dohms ist der Form nach begründet, daß Mirabeau lediglich die Berliner sah, nicht den preußischen Bürger und Landmann überhaupt. Es wäre immerhin wenn auch sehr unwahrscheinlich, doch möglich, daß das Urtheil derselben beim Tode des Königs anders ausgefallen wäre, als dasjenige der Berliner. Und hier nun ist es sehr schwer durch die Dunkelheit, welche später die vielen Bücher über diese Zeit und den König verbreitet haben, die Wahrheit noch zu erkennen. Doch fehlt es uns nicht völlig an Zeugnissen. Ein gewisser Fischer in Halle schrieb sofort nach dem Tode des Königs, so weit wir wissen, das erste der lobpreisenden Bücher. Er gibt uns den Grund an, wie er dazu gekommen. [1]) „Ich habe verschiedenen Leichenreden und Predigten nach dem Tode des Königs beigewohnt," sagt er, „ganz in der Erwartung das Volk in Thränen zerfließen zu sehen, und wir gingen alle kalt und ungerührt davon." Fischer fragt nach dem Grunde. Es kam nach seiner Ansicht daher, „weil uns die Redner, bekannte, sehr geschickte Männer oft nur mit Gemeinplänen von der Größe des Verlustes und mit allgemeinen Klagen über den Umfang seines thatenvollen Lebens unterhalten hatten, ohne uns auch nur mit einer Einzelheit bekannt zu machen." Demgemäß fühlt dieser Schriftsteller sich bewogen die Welt mit den Einzelheiten des Lebens dieses Königs, und besonders seiner Kriegesthaten bekannt zu machen. Ob er durch sein Buch die fehlende

1) Fischer: Geschichte Friedrich II. Bd. I. Vorerinnerung.

Rührung bewirkt, ist eine Frage, zu deren Beantwortung wir uns nicht im Stande fühlen.

Daß diejenigen Geistlichen in Stadt und Land, welche Werth legten auf die kirchlichen Bekenntnisse, die sie bei der Uebernahme ihres Amtes an Eides statt unterschreiben mußten, daß diese Geistlichen den Tod des spöttisch höhnenden Königs nicht als ein Unglück betrachtet haben, dürfte wohl kaum zweifelhaft sein. „Auch haben," also berichtet uns Mirabeau,"[1]) zwei Geistliche zu Stettin nach Friedrichs Tode von der Kanzel laut verkündigt: er sei zum Teufel gefahren. Auf die Art haben sie noch eine Krone mehr auf sein Denkmal gelegt. Denn welcher größere Beweis von der in seinen Staaten eingeführten Toleranz läßt sich wohl denken, als dieser!" Also Mirabeau.

Es sind vereinzelte Stimmen, die wir anführen. Mehr Gewicht als auf sie ist zu legen auf das Urtheil selbständiger Corporationen, wenn nämlich Friedrich II. noch solche übrig gelassen hatte. Wir haben uns umzusehen. So weit möglich, war die noch unabhängigste Corporation die Versammlung der Stände des Fürstenthums Ostfriesland. Friedrich II. hatte im Einverständnisse mit der oligarchischen Partei in der Stadt Emden bei dem jählichen Aussterben des Fürstenhauses 1744 sich des Landes mit raschem Griffe bemächtigt. Er versprach dafür die Aufrechthaltung aller Rechte und Privilegien der Stände. Die Einwohner hießen ihn mit jubelnder Freude willkommen. Dann ward es anders von Jahr zu Jahr. Er beließ den Ständen ihr eigenthümliches Steuerwesen; aber daneben erstand seine Kriegs- und Domainenkammer und schaltete und waltete mit gleichen fiskalischen Eingriffen in die Privatrechte der Menschen, wie überall anderswo. Die Berufung auf die Landesverträge fand taube Ohren. Wir haben gesehen, auf welche Weise dort der König sein Versprechen

---

1) Mir. u. Mauv. I. 189.

der Freiheit vom Militärdienste zu durchbrechen wußte, wie er mit roher Gewalt eingriff in den öffentlichen Frieden und die Sicherheit des Lebens. Es gereicht den Vertretern des Landes, dem Ausschusse der Stände zur Ehre, daß sie dagegen nicht schwiegen, daß die Schwachen sich nicht beugten vor den Drohungen des Starken, daß sie unablässig ihr Recht forderten, so lange bis der Starke stillschweigend seine Drohung fallen ließ. Auch in anderen Dingen zog das Land nicht völlig die Uniform des preußischen Jammers an. Die Verwaltung des Steuerwesens durch die Stände schützte es vor der Pest der verödenden Regie.

Wir haben zu fragen, wie dieses Land, das nicht in solcher Weise gelitten, wie die anderen Provinzen, sich aussprach über die Zeit Friedrichs II., damals aussprach, als dieselbe noch Allen in unmittelbarer Anschauung und frischer Erinnerung lebte. Die Klagen der Stände fanden sofort Gehör bei Friedrich Wilhelm II. Er berief einen Landtag, den nach der Verfassung auf die Bitte der Stände der Landesherr nicht abschlagen durfte, den indessen Friedrich II. immer verweigert hatte. Die Stände kamen zusammen: der Adel, die Abgeordneten der Städte, diejenigen des Landmannes. Denn dort weilte von Alters her der Landmann frei auf seinem eigenen freien Erbe, und jedes Kirchspiel sandte seinen Vertreter. Die Stände, froh des wieder gegebenen Rechtes und der Verheißungen des neuen Königs, thaten einstimmig ihm kund, daß Zufriedenheit, Freude und Vertrauen, welche seit vierzig Jahren den ständischen Herzen fremd geworden seien, nun wieder Eingang in dieselben gewonnen hätten. [1])

Es dürfte die Frage sein, ob ein Urtheil schwerer und gewichtvoller gefällt werden kann. Wo eine selbständige Corporation als Vertreterin ihrer Mitbürger eine solche Erklärung an berufener

---

1) Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1744 — 1815. S. 194. Das betreffende ständische Protokoll ist gedruckt.

Stelle ausspricht, wo die Unterthanen dem Fürsten erklären, daß Zufriedenheit, Freude und Vertrauen von ihnen gewichen sei: da bleibt nichts mehr übrig.

Und von da aus dürfen wir einen Rückschluß ziehen. Wenn die Vertreter eines Landes, das nicht in gleichem Maße gelitten wie die anderen, in solcher Weise sich auszusprechen wagen: so mußte auch in den anderen Ländern, die nur der berufenen Organe zum Ausdrucke ihrer Gefühle ermangelten, ein heftiger Unwille gegen den langen Druck einer unerhörten Misregierung gähren.

Und doch ist bei dem Allen die eine, die für die Geschichte und die Schicksale der deutschen Nation wichtigste Seite des Unglückes dieser Regierung nicht mit in Anschlag gebracht. Die Gefahr des politischen Dualismus, der sich datirte seit der Eroberung Schlesiens durch den preußischen König, kam bei der Beurtheilung der Regierung Friedrichs für die Einzelnen nicht in Anschlag. Die Angehörigen der verschiedenen Stämme, die Friedrich unter sich zu einer besonderen, von dem Reiche abgetrennten Einheit zusammen gebunden, erwogen damals noch nicht, daß fortan das zweitheilige Deutschland um so viel eher dem gemeinsamen Feinde zum Opfer fallen werde. Der zweite schlesische, der siebenjährige, und noch einmal wieder der bayerische Erbfolgekrieg hatten diese Eroberung besiegelt. An eine Herstellung des einstigen Zustandes, wo die Vielheit der deutschen Fürsten in dringender Gefahr des Ganzen dennoch dem Oberhaupte des Reiches die Hülfe nicht entzog, war fortan nicht mehr zu denken. Friedrichs ganzes Regierungssystem, seine Kriege, seine innere Verwaltung, seine Gesetzgebung, kurz alles war darauf berechnet eine besondere nation prussienne zu constatiren. Der Zusammenhang mit dem Reiche war vielen seiner Unterthanen völlig unbekannt, ungeachtet daß selbst noch der Kalender der Akademie aufzählte, das wievielte Jahr es sei seit dem Regierungsantritte des Kaisers Joseph des Anderen.

Der Dualismus war da. Er ließ sich nicht ungeschehen machen. Es war das Bleibende, das Friedrich II. geschaffen. Es blieb zugleich die Abneigung, die Erbitterung desjenigen Theiles der Deutschen, die unter ihm im Angriffe auf ihre Nachbaren ihr Blut vergossen. Andere Einrichtungen, die Friedrich II. um des Dualismus willen ins Leben gerufen, mußten fallen, weil sie nicht in sich lebensfähig waren, weil sie ihre Wurzel nur hatten in seiner starken Hand. Sie fielen, theils sofort, theils allmälig.

Sofort fiel die schreckliche Regie. De la Haye de Launay ward in Anklagestand versetzt. Die Untersuchung ergab keinen Unterschleif von seiner Seite, und man ließ ihn frei. Das königliche Monopol des Kaffees, des Tabacks wurde beseitigt. Die Münzfälschungen nach Polen hin wurden eingestellt. Die Unabhängigkeit des Richterstandes, welche Friedrich II. in der Sache des Müllers Arnold wider den Rath aller Betheiligten und Sachverständigen, nach eigenem Willen so gröblich angetastet, ward hergestellt. Eine Revision des Verfahrens ergab die zugefügte Unbill, und die Richter wurden entschädigt.

Andere Einrichtungen und Erlasse des neuen Königs bezweckten die Soldaten menschlicher zu behandeln, diese Unglücklichen an dem Gefühle ihrer Menschenwürde wieder aufzurichten. Man machte kein Hehl aus den Dingen, die unter Friedrich II. vorgefallen waren. „Es hat dem Ruhme der preußischen Armee," ... der neue König,[1] „äußerst nachtheilig werden müssen, daß ... Anwerbung der Ausländer nicht bloß hinterlistige Täuschungen ... selbst Gewaltthätigkeiten angewendet, sondern zur Herabwürdigung der Ehre und Rechte von einer der gesittetsten Nationen ... Handel mit Menschen getrieben worden ist, daß ferner die ...handlung des gemeinen Mannes hier und da in übertriebene ... das menschliche Gefühl beleidigende Härte ausgeartet gewesen,

[1] ...ß. IV. 333.

und daß vorzüglich zu Kriegeszeiten von Männern von Ehre (sic!) aus den Listen die Wahrheit verbannt, und um schnöden Gewinnes willen unrichtigen Angaben hintangesetzt worden, wodurch mancher commandirende General in nicht geringe Verlegenheit gesetzt ist. Wir gedenken nicht anderer, noch ungleich dunklerer Flecken der Armee, worüber die häufigen Denunciationen, und die befremdliche Menge schmutziger Prozesse in verschiedenen Regimentern ein höchst widerliches Licht vor der Welt verbreitet haben." Also Friedrich Wilhelm II. Er wollte helfen, augenscheinlich. Aber seine Heilmittel waren Palliative, weil das System, eins der schauerlichsten, welche je die Welt gesehen, in seiner Wurzel dasselbe blieb. Ehe hier geholfen werden konnte, mußte der Sturm von außen kommen, der den ganzen faulen Baum aus der Erde riß und zerschmetterte.

Aber die Menschen sind ein Geschlecht voll Widersprüche in ihren Neigungen und Abneigungen. Es lehrt uns die Geschichte aller Völker, daß die Dränger ihrer Mitmenschen, die Eroberer, die namenloses Weh über ihre Mitwelt brachten, gefeiert und bewundert sind von den Nachkommen derjenigen, über deren Lebensglück ihr eiserner Fuß zermalmend hinweg schritt. Friedrich selbst bemerkt einmal mit staunender Verwunderung, daß die Erinnerung an Karl XII. von Schweden dem schwedischen Volke noch theuer sei. Jedes französische Buch lehrt uns, wie die Franzosen vor der Revolution voll sind vom Lobe der Völker Ludwigs XIV. Und ähnlich ja ist es mit Friedrich II.

Indem in dem neuen Könige Güte und Schwäche sich paarte, hob sich über ihn die Gestalt der mächtigeren Persönlichkeit des höher empor. Friedrich Wilhelm II. hatte die drückendsten Leid abgeschafft. Die Erinnerung an dieselben verschwand sehr bald. Friedrich II. war eigenwillig gewesen. Friedrich Wilhelm II. war gegängelt von unwürdigen Personen. Friedrich II. hatte zu gescharrt an allen Ecken und Enden. Aber er hatte n

braucht für seine Person. Friedrich Wilhelm II. war freigebig und verschwenderisch gegen Günstlinge aller Art, gegen Menschen, welche der redliche Bürger tief verachtete. Friedrich II. war arbeitsam und thätig gewesen bis zum letzten Tage seines Lebens. Für Friedrich Wilhelm II. schien das Vergnügen seine erste Pflicht zu sein. Man verglich die alte und die neue Zeit. Da man die Wucht der ersten nicht unmittelbar mehr fühlte, fiel der Vergleich der Persönlichkeiten zum Vortheile der stärkeren, energischen aus.

Und dazu trat ein anderes wichtiges Verhältnis. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch hatte man sich unter einem Könige, der mit Vorliebe die Verächter aller positiven Religion zu seiner Gesellschaft aussuchte, an diese Art von Philosophie gewöhnt. Das Wort von der Façon hatte die Schichten der höheren, tonangebenden Lebensstände durchdrungen. Wir sehen es an einem besonderen Beispiele. Friedrich II. hatte es untersagt, daß die Verbrecher zur Hinrichtung von Geistlichen begleitet würden. Der Grund war, daß solche Geistliche häufig die Bußfertigkeit der Unglücklichen priesen, ihnen dafür die Seligkeit des Himmels verhießen, daß mithin dadurch die Strafe an der Kraft der Abschreckung zu verlieren schien. Und ein solches Verbot der Begleitung des Missethäters auf seinem letzten Gange durch den Diener der Kirche galt in den Augen eines rechtschaffenen Mannes wie Dohm für Weisheit! Es war in Berlin dahin gekommen, daß wenige Jahre später Schleiermacher Reden über die Religion schrieb, mit ausdrücklicher Bestimmung: für die Gebildeten unter ihren Verächtern. Das Wort ist inhaltsschwer nach mehr als einer Seite. Derselbe Geist goß sich aus durch das ganze Land. Ein Historiker jener Zeit bringt schüchtern die Behauptung vor: er könne doch sich noch nicht überzeugen, daß die Orthodoxie nothwendig entweder auf Dummheit oder auf Heuchelei beruhe.

In einem solchen Zeitalter wagten die Minister Friedrich Wilhelms II. in schnurgeradem Widerspruche gegen den Strom

der Zeit die Verpflichtungen zu erneuern, welche die Bekenntnisschriften der positiv bestehenden protestantischen Kirche forderu. Sie wagten es diese Bekenntnisschriften zu einer Art von Staatsgesetz zu machen, oder vielmehr als solche zu erneuern; denn das formelle des Buchstabens Recht sprach für sie. Bedachten auch diese Männer, was sie thaten? Sie mußten wissen, daß ihr Gebot unvereinbar sei mit der Sinnesrichtung nicht bloß der sogenannten gebildeten Menge, welche diese Dinge nicht näher kannte, sondern auch mit dem Geiste, der an den grünen Tischen der Consistorien, auf den Kanzeln und Kathedern herrschte. Demnach mußten sie wissen, daß die Durchführung ihres Gebotes einen energischen Willen, eine ganz entschiedene Thatkraft erfordert, eine solche, die den Gehorsam erzwingt, wo er nicht freiwillig gebracht wird. So hatte es Friedrich II. gemacht. Als er seine französische Regie einführen wollte, kümmerte er sich wenig um die allgemeine Furcht und das Entsetzen, welches die Menschen ergriff. Er war es von dem ersten seiner Kriege an gewohnt gegen den Wunsch und Willen des Volkes zu handeln. Mehre Kaufleute flüchteten. Es ist eine Caprice von ihnen, sagte der König. In Berlin [1]) und an anderen Orten [2]) erhoben sich Volksaufstände. Ich schaffe Gehorsam durch einige Exempel, sagte der König.[3]) Die Minister wagten es gegen das neue System ihre schüchternen Einwendungen schriftlich vorzulegen. Sie thäten besser zu schweigen, als ihre Unwissenheit so an den Tag zu legen, sagte der König. Sie stimmen mit den Kaufleuten überein: deshalb sind sie von diesen bestochen, sagte er.[4]) Damit indessen ein für allemal die Canaille zur Subordination gebracht werde, wird der Verfasser sofort auf Lebenszeit nach Spandau gebracht und den Anderen für vorkommende Fälle das Gleiche angesagt. Das sind wirksame Mittel. Fortan schwieg das Volk, duldete und zahlte.

1) Preuß: Urkundenbuch III. 24. Nr. 7. — 2) a. a. O. S. 19. Nr. 20.— 3) a. a. O. — 4) vgl. oben.

Zu solchen Mitteln zu greifen, hatten Wöllner und Bischofswerder weder den Willen, noch den Muth. Deshalb wandte sich der Sieg gegen sie. Längst bevor der Nachfolger Friedrich Wilhelm III. das Edikt ausdrücklich zurückzog, war es gescheitert an dem passiven Widerstande, der sich berief auf den Spruch von der Façon. Der Sieg gab der Strömung in dieser Richtung neue Kraft. Der Begriff des Protestantismus wandelte sich nun erst recht in denjenigen der reinen Subjektivität, daß in Religionssachen Jeder denken könne, wie er es seiner Façon für angemessen finde, und das Verdienst schrieb man dem Könige zu, den man den Großen nannte. Vielen auch schien der Name des Großen zu gering: sie nannten ihn den Einzigen.

Der klaffende Zwiespalt, daß nach wie vor die Geistlichen und Lehrer an Eides statt die Bekenntnisse unterzeichneten, die Niemand mehr kannte, ward verdeckt durch die mächtige Strömung der Zeit. Daß diejenigen, welche als Katholiken oder Juden geboren waren, wenn sie auch noch so sehr die neue Art des Protestantismus sich aneigneten, dennoch nicht zum Vollgenusse der bürgerlichen Rechte gelangten, daß diese Lehre von der Façon nur für geborene Protestanten paßte, daß es demnach mit dem eigentlichen Protestantismus noch etwas Anderes auf sich haben mußte, als die Freiheit der Negation und der Subjektivität, leuchtete nicht ein. Wer im preußischen Staate das Glück hatte als Protestant geboren zu sein, war fähig zu Aemtern, mochte er von der Religion und Kirche denken, was er wollte. Wer nicht dieses Glückes sich erfreute als Protestant geboren zu sein, war und blieb dadurch unfähig zu den höheren Staatsämtern, mochte er über Religion denken, was er wollte. Er ward nicht bloß geduldet, sondern auch beschützt, sagte man. Diesen Zustand der Dinge nannte man Toleranz, und der Ruhm, daß Friedrich II. der erste gewesen sei diese Toleranz zu verstatten, erscholl in alle Länder.

Es kamen andere Zeiten, andere Stürme. Seit 1795 trat

das Unglück des deutschen Dualismus in Schrecken erregender Weise hervor, und prägte fortan in jeder Wendung der Dinge die Lehre ein, welche die Menschen überhörten. Der Spalt war die Wurzel alles Unheiles. Im Jahre 1805 erlag Oestreich, weil Preußen nicht einen Entschluß fassen wollte. Im Jahre 1806 erlag Preußen, weil Oestreich nicht helfen konnte. Der Schlag von Jena zertrümmerte das Werk Friedrichs II. Es trat ein, was der kundige Franzose Guibert lange vorher verkündigt: das Heer Friedrichs II. war nur durch den Führer anderen überlegen gewesen.

Es begann eine neue Zeit. Was da geschah, das stand zu einem sehr bedeutenden Theile im fundamentalen Widerspruche mit den Anschauungen, die Friedrich II. verkündet. Er hatte nicht glauben wollen an die moralische Kraft des Menschen. Und diese ward jetzt beschworen als das alleinige Mittel der Rettung. Friedrich hatte den Bürger, den Landmann ausgepreßt, damit sein Adel gedeihe. Die neue Zeit legte Berufung ein an das gesammte Volk. Sie erklärte den Landmann für frei. Friedrich hatte die besondere, die höhere, die Kraft eines Nationalheeres über ein Soldatenheer verneint. Er hatte dies ausgesprochen als Prinz im Antimachiavelli, er hatte diesen Gedanken festgehalten durch sein ganzes Leben. Das neue Preußen gründete sich auf das Nationalheer. Eine der furchtbarsten Lasten, welche die Deutschen als Deutsche von eigenen Fürsten je getragen, die Willkür der Aushebung zum Kriege, wandelte sich durch die allgemeine Wehrpflicht zum Grundpfeiler des Staates. Die Herabwürdigung, welche bisher den gemeinen preußischen Soldaten niederdrückte, ward zur Ehre.

Der Unterschied ist prinzipiell in jeder Beziehung. Das Heer vor 1806 war eine willenlose Maschine, in welcher das geringste Gewicht gelegt wurde auf die moralische Kraft: dasjenige nach 1806 bis 1815 war gebaut auf die moralische Kraft. Das Heer Friedrichs II. war bestimmt zum Angriffs-, zum Eroberungskriege, das

Heer nach 1806 bis 1815 war zur Vertheidigung, zur Abwehr fremder Gewalt. Friedrich II. hatte seinen Eroberungszug im Jahre 1740 unternommen gegen den Wunsch und Willen seines gesammten Volkes, weil er allein es wollte und sein Heer als Maschine ihm gehorchte. Im Februar und März 1813 drängte der Wunsch und Wille des gesammten Volkes den König Friedrich Wilhelm III. zu dem gerechten Kriege der Nothwehr, den der König aus sich nicht wollte. Gerechter als damals ist auf deutschem Boden nie ein Krieg geführt. Für die Erhebung zu diesem Kriege, für das Beispiel in demselben ist die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit dem preußischen Volke zu ewigem Danke verpflichtet.

Das System Friedrichs II. war dasjenige der Eroberung. Wir haben aus seinen eigenen Worten dargethan, wie er auch im zweiten schlesischen, wie er auch im siebenjährigen Kriege als Urheber desselben nur auf Eroberung ausging, wie in diesem letzteren Kriege nur die von ihm ungeahnte Wendung der Dinge ihn später da als Vertheidiger erscheinen ließ, wo er mit Wissen und Willen Angreifer aus eigener Lust gewesen war. Die Erfahrung hat bewiesen, daß ein deutsches Nationalheer zur Vertheidigung sehr tauglich ist. Ob es eben so sein würde zur Eroberung an dem friedlichen Nachbar, ist nach dem deutschen Sinne der Gerechtigkeit und Billigkeit fraglich.

Der Fehler vieler neueren Lobredner des Königs Friedrich II. liegt darin, daß sie die Anschauungen ihrer Zeit zurücktragen auf die seinige, daß sie dem Heere Friedrichs II. dieselbe moralische Kraft beimessen, welche dem preußischen Wehrsystem nach 1808 bis 1815 gebührt.

Und ähnlich ist es auf so vielen Gebieten. Wir sehen ab davon, daß die neuere Gesetzgebung in Preußen so vielfach noch heute ringt das Unkraut los zu werden, welches von Friedrich II. her seinen Ursprung genommen. Wir beschränken uns auf die Interessen der Nation. Man hat gar den König Friedrich als einen

Vertreter derselben aufgestellt, ihm Dinge beigemessen, an die er nie gedacht. Um ihn zu idealisiren, wurde aller mögliche Ruhm und Preis auf ihn gehäuft. Man sah Friedrich an als einen Schützer des deutschen Vaterlandes gegen die Franzosen. Daß Friedrich II. seinen ersten Eroberungszug nur unternommen in der festen Hoffnung eines Bündnisses mit den Franzosen, daß er den zweiten nur unternommen im ausgesprochenen Bündnisse mit den Franzosen, daß er den dritten von 1756 nur unternommen in dem Vertrauen, er sei den Franzosen so unentbehrlich, daß sie ihm alles hingehen lassen, und nichts gegen ihn thun würden, ferner daß er sich höchst ungern in dieser Erwartung getäuscht gesehen, daß er gegen die Franzosen bei Roßbach nur geschlagen, weil er ferner nicht anders konnte, daß er zu seinem vierten Kriege gegen Oestreich abermals und abermals die Franzosen bat und anrief zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, daß er endlich auch nachher alles gethan, was nur möglich war, um wieder mit Frankreich gegen die deutsche Hauptmacht in ein gutes Verhältnis zu kommen: das Alles war vergessen vor der einen Schlacht bei Roßbach.

Nicht minder verdunkelte der Glanz der Siege des siebenjährigen Krieges das Verhältnis zu Rußland. Daß Friedrich II. zuerst im Anfange seiner Regierung für den ersten Eroberungskrieg, und dann wieder seit dem siebenjährigen Kriege unausgesetzt sich bemüht hatte die barbarische Macht des Nordens hereinzuziehen in die deutschen Angelegenheiten, daß er die Aufforderung der deutschen Hauptmacht zum festen und einigen Zusammenstehen gegen den gemeinsamen Feind von Nordosten her wegen seines Bündnisses mit demselben beharrlich zurückgewiesen, daß er dagegen der russischen Czarin, um sie bei guter Laune zu erhalten, mehr als Freundesdienste erwiesen, daß er bei seinem vierten Kriege gegen Oestreich mit rastlosem Eifer sich bemüht auch die russische Czarin zu gleichem Kriege gegen die deutsche Hauptmacht

aufzuregen, daß er im Frieden von Teschen das russische Machtgebot in Deutschland willkommen geheißen, die russische Czarin gepriesen als Schiedsrichterin der deutschen Angelegenheiten, daß nicht er von diesem Bündnisse abgelassen, sondern der Abneigung der Czarin mit erneutem Flehen entgegen gekommen war: — das Alles ward vergessen gegen die eine Thatsache, daß Friedrich im siebenjährigen Kriege über die Russen gesiegt hatte. Derselbe König, der niemals etwas für die deutsche Nation gethan, der dieser Nation, ihrer Sicherheit, ihrem Frieden, ihrer ruhigen Entwickelung gegenüber sich gleichgültig, oder feindlich verhalten hatte, erschien durch den siebenjährigen Krieg, durch die Thaten gegen die Russen, als ein Held und Retter gegen die barbarische Macht des Nordens.

Und dennoch beurkundet diese Täuschung selbst über Friedrich II. die Wandlung der Dinge zum Besseren. Die Spaltung, der Dualismus ist da und kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Aber der Zustand der Dinge, in welchem es möglich war, daß ein Reichsfürst durch rasche Benutzung günstiger Umstände und mit fremder Hülfe sich zu einem zweiten Gravitationspunkte in dem losen Gefüge des deutschen Reichskörpers erhob — dieser Zustand ist nicht mehr. Das Wort, das Friedrich II. zu dem Franzosen sprach, als er sich auf die Erbländer des Hauses Oestreich stürzte: Si les as me viennent, nous partagerons — ein solches Wort ist in unseren Tagen nicht mehr möglich. Die Jahre von 1806 bis 1815 und die folgende Entwickelung haben zwischen Preußen und Franzosen eine Scheidewand erhoben, die ein Bündnis zu ähnlichem Zwecke wie dem von 1740 nach menschlichen Ansichten unmöglich macht. Die Geschichte jener Jahre hat sich tief eingegraben in die Herzen des gesammten Volkes, und für damals und für immer mit ehernen Zügen dargethan, daß Preußen, ob für sich, ob als Theil der Gesammtnation von Westen her nichts zu hoffen hat als etwa Geschenke der Danaer, alles

dagegen zu fürchten. Ein abermaliges Bündnis mit dem Erbfeinde wie vor 120 Jahren, wäre nicht bloß ein abermaliger Verrath am deutschen Gesammtvaterlande, sondern zugleich auch ein Verrath gegen die eigene Existenz und das eigene Wohl.

Im Wesentlichen ist dasselbe Verhältnis gegen Rußland. Wenn auch hier die Erfahrung in solcher Weise fehlt, wie gegen den westlichen Nachbar: so tritt hier die Abneigung der deutschen Nation mindestens eben so stark hervor. Und in Wahrheit fehlt auch nicht die Erfahrung, wenn sie auch nicht so offen sich zeigt. Katharine II. hat das Bündnis mit Friedrich II. beibehalten, so lange es ihr diente. Dann hat sie es fahren lassen. Ihre Nachfolger haben gehandelt in demselben Sinne.

Die Monarchie Friedrichs II. ist begründet. Aber der Begründer selbst hat sich über das Wesen derselben nicht getäuscht. Er hat anerkannt, daß er mit der Anspannung und Ueberspannung aller Kräfte es doch nur bringe zu einer Halbgroßmacht, welche an natürlicher Macht keinem anderen Großstaate gewachsen war. Er hat sich darüber nicht getäuscht auch nachdem er den siebenjährigen Krieg bestanden. Er hat Heil und Zuflucht für seinen Staat nur gesehen, indem er um die Gunst einer wirklichen Großmacht warb, sei es Frankreich, sei es Rußland. Er sah es als ein schweres Unglück seiner letzten Tage an, daß beide Mächte von ihm sich abwandten. Er klagt es seinem Bruder Heinrich schwer bedrückt: „Wir schweben ohne Bündnis in der Luft."

Damals war längst von Oestreich aus der Ruf an ihn ergangen, daß nur ein festes Zusammenstehen beider Mächte sie gemeinsam schützen werde. Friedrich II. wollte nicht. Zwischen Oestreich und ihm stand das Bewußtsein seines Unrechtes. Facile est odisse quem laeseris.

Wir berichten nur, was geschehen ist.

Allein mit innerer Nothwendigkeit ringt sich aus der Brust des Deutschen, der seine Heimat, sein Vaterland, seine Sprache

und Sitte geschützt sehen möchte gegen alles, was von Osten oder Westen kommt, der Wunsch empor, daß dieser Dualismus der Macht versöhnt werden möge durch die Einheit des gemeinsamen Strebens zum Schutze aller Interessen der deutschen Nation. Friedrich II. hat seinen Nachfolgern die Mahnung hinterlassen, daß der Staat, den er gegründet, nicht sicher ruhe auf sich selber, daß derselbe des Anschlusses bedürfe an eine wirkliche Großmacht. Diesem Gedanken gemäß hat er gehandelt. Die politische Lage seit ihm hat sich nicht in dem Maße wesentlich geändert, daß seine Mahnung nicht auch heute noch ihren Werth behielte. Preußen ist mit aller Vergrößerung, die es seit Friedrich II. erlangt, je einer der wirklichen Großmächte an materiellen Mitteln und Kräften nur halb gewachsen. Es bedarf, nicht in einem einzelnen, sondern in jedem Falle eines engen Bündnisses mit einer anderen Großmacht. Friedrich II., der von einer deutschen Nation nichts wissen wollte, suchte dies Bündnis bei den Fremden. Eine andere Zeit ist seitdem gekommen. Die Erinnerung seines Unrechtes ist zurück getreten. Das Recht der Unantastbarkeit der deutschen Nation ist mächtiger als je. Dieses zugleich und die Pflicht der Selbsterhaltung weisen die Nachfolger Friedrichs II. hin auf die andere deutsche Großmacht. Nur im engen festen Bunde mit derselben, in der bereitwilligen Mithülfe zum Schutze derselben gegen jeden Feind und jeden Angriff kann auch Preußen bestehen. Jeder Schlag, der Oestreich trifft, ist mittelbar ein Schlag für Preußen und für die gesammte deutsche Nation.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.